

PARTNERWAHL JUGENDLICHER

EIN BEITRAG ZUR VOREHELICHEN SOZIALISATION

Dissertation zur Erlangung des
doctor rerum politicarum
an der Ludwig-Maximilians Universität
München

vorgelegt von Hans-Christoph Kürn

Februar 1984



PARTNERWAHL JUGENDLICHER

EIN BEITRAG ZUR VOREHELICHEN. SOZIALISATION

Inaugural - Dissertation zur Erlangung des akademischen
Grades des Dr.rer.pol. an der Sozialwissenschaftlichen
Fakultät der Ludwig - Maximilians - Universität München

Eingereicht von:

Dipl.Soz. Hans-Christoph Kürn

Referent:

Prof. Dr. H.J. Helle

Koreferent:

Prof. Dr. W.L. Bühl

22.Februar 1984 (Tag der letzten mündlichen Prüfung)



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554009_0007

INHALTSVERZEICHNIS:

I. Eine Einführung in die Thematik der Partnerwahl Jugendlicher

1. Einleitung: Intention und Aufbau der Arbeit	1
1.1. Zum Begriff 'Partnerwahl Jugendlicher'	1
1.2. Das soziale Problem	3
1.3. Die Intention der vorliegenden Arbeit	5
2. Zur Situation der Jugend in modernen Industriegesellschaften	7
2.1. Zur Definitionsproblematik von Jugend	7
2.2. Theoretische Hauptrichtungen in der Jugendsoziologie	13
2.3. Jugendliche Gleichaltrigengruppen	17
2.4. Jugend und Musik	22
2.5. Jugendliche Sexualität	26
3. Partnerwahl: Grundsätzliches zur Einführung	33
3.1. Zur Geschichte der Partnerwahl	33
3.2. Vom Ideal einer freien Partnerwahl	36
3.3. Statistische Anmerkungen: Heirats- und Scheidungsquoten	38

II. Überblick zum Forschungsstand - theoretische Ansätze und empirische Ergebnisse zur Partnerwahl

1. Einleitung	43
2. Partnerwahl nach dem Selektionsprinzip der Ähnlichkeit	45
2.1. Endogamie	46
2.1.1. Schichtenendogamie	48
2.1.2. Altersendogamie	54
2.1.3. Konfessionsendogamie	56
2.1.4. Endogamie hinsichtlich ethnischer Herkunft, Nationalität und Rasse	61
2.1.5. Endogamie hinsichtlich der regionalen Begrenzung des Heiratsmarktes	64

2.2. Homogamie	67
2.2.1. Ähnlichkeit in individuumspezifischen Merkmalen	67
2.2.2. Der psychoanalytische Ansatz	69
2.2.3. Die Schicksalsanalyse von L.Szondi	72
2.2.4. Weitere Ähnlichkeitsrelationen	73
3. Partnerwahl nach dem Selektionsprinzip der Komplementarität	74
3.1. Die Komplementaritätstheorie von R.Winch	74
3.2. Familienkonstellationen - der Ansatz von W. Toman	76
4. Zusammenfassung	77

III. Primärgruppen als Teilkulturen

1. Kulturosoziologische Überlegungen als Ansatz einer Makrosoziologie	79
1.1. Zur Einführung	79
1.2. Soziologie als Kulturosoziologie	79
1.2.1. Zur Definitionsproblematik von 'Wert'	82
1.2.2. Zum Konzept der Teilkultur	84
1.3. Familie und Teilkultur	88
1.4. Familie und Gleichaltrigengruppe - Zum Problem der Wertekonkurrenz	94
1.5. Das Konzept der Teilkulturen im Bereich von Familie und Gleichaltrigengruppe - Zusammenfassende Anmerkungen zur Relevanz der beiden Sozialisationsagenturen im Entwicklungsverlauf jugendlicher Sozialisation	105
2. Teilkulturell vermittelte Wertstrukturen - Das Beispiel Geschlechtsrolle	109
2.1. Geschlechtsrolle - Einleitende Überlegungen	109
2.2. Geschlechtsrolle im Wandel der Zeit - Einige kulturhistorische Überlegungen	113
2.3. Geschlechtsrollenleitbilder - Geschlechts-	

rollenstereotype	116
2.3.1. Das komplementäre Geschlechtsrollenleitbild	117
2.3.2. Das egalitäre Geschlechtsrollenleitbild	120
2.3.3. Diskussion der beiden Geschlechtsrollenleitbilder	124
2.3.4. Zusammenfassung und Folgerungen	130
2.4. Geschlechtsrolle und jugendliche Gleichaltrigengruppe	132

IV. Identitätstheoretische Grundlagen

1. Der interaktionistische Ansatz	139
1.1. Grundprämisse der Theorie der symbolischen Interaktion	140
1.2. Das Sozialisationskonzept der Theorie der symbolischen Interaktion	142
2. Beziehungstypen und Identität	144
2.1. Das Konzept der sozialen und personalen Identität	144
2.2. Die Entwicklung von Ich - Identität	150
2.2.1. Die präsoziale Phase der natürlichen Identität	151
2.2.2. Die ödipale Phase der Rollenidentität	152
2.2.3. Der Aufbau der Ich-Identität in der Phase der Adoleszenz	152
2.3. Konvergierende Identität	155
2.3.1. Möglichkeiten einer Reduktion der Anwendung von 'phantom normalcy' in emotional dichten zwischenmenschlichen Beziehungen	157
2.3.2. Möglichkeiten einer Reduktion der Anwendung von 'phantom uniqueness' in emotional dichten zwischenmenschlichen Beziehungen	159
2.3.3. Konvergierende Identität und jugendlicher Entwicklungsverlauf	161

V. Ein mögliches Verlaufsmodell der Partnerwahl
Jugendlicher

1. Einleitung	170
2. <u>Phase I: Vor der Kontaktaufnahme einer festen Beziehung</u>	171
2.1. Theoretische Grundlagen: Bedeutungsverleihungen	171
2.2. Die Einflußnahme verschiedener Sozialisationsagenturen auf die Bedeutungsverleihung gegenüber dem anderen Geschlecht	176
2.2.1. Massenmedien	176
2.2.1.1. Fernsehen	177
2.2.1.2. Jugendzeitschriften (Die Zeitschrift 'Bravo')	180
2.2.1.3. Zusammenfassung und Folgerungen	183
2.2.2. Aspekte der Bedeutungsverleihung in Gleichaltrigengruppe	188
2.2.2.1. Gleichaltrigenkontakte: Die gleichgeschlechtliche Gruppe	191
2.2.2.2. Gleichaltrigenkontakte: Die gemischtgeschlechtliche Gruppe	193
2.2.2.3. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen	196
2.2.3. Herkunftsfamilial vermittelte Werte, die in eine Bedeutungsverleihung gegenüber dem anderen Geschlecht miteinfließen	198
2.2.4. Zusammenfassung der Ergebnisse zur Einflußnahme verschiedener Sozialisationsagenturen auf die Bedeutungsverleihung gegenüber dem anderen Geschlecht	201
2.3. Die Bedeutungsverleihung 'Attraktion' als erstes Kriterium einer Partnerwahl	205
2.3.1. Partnervorstellungen Jugendlicher	205
2.3.2. Attraktion	208

3. <u>Phase II: Erste intensivere Beziehungsaufnahme</u> <u>zum anderen Geschlecht</u>	212
3.1. Einleitung	212
3.2. Kennenlernen: Ein erster Problemaufriß an- hand empirischen Materials	214
3.3. Der Prozeß der Herstellung eines gegenge- schlechtlichen Kontaktes	218
3.3.1. Die Produktion des 'Ersten Eindrucks'	218
Exkurs: Jugendliche Mode als 'persönliche Fassade'	223
3.3.2. Die Ungesicherheit der Situation der Kontaktaufnahme	229
3.3.3. Identität, Identitätsentwicklung und erste Kontaktaufnahme zum anderen Ge- schlecht	237
3.3.4. Zusammenfassung	243
3.4. Vollzogene Kontaktaufnahme: 'Erste Liebe' als symbiotischer Bindungstyp	245
4. <u>Phase III: Fortführung der Beziehung</u>	
4.1. Einleitung	252
4.2. Identitätssicherung als eine entscheidende Determinante der Beziehungsfortführung	253
4.2.1. 'Liebe' als konstitutiver Bindungs- typ	254
4.2.2. Identitätssicherung als Konstruktion einer Beziehungswirklichkeit	259
4.3. Beziehungsfortführung und konvergierende Identität	265
4.4. Makrosoziologische Präzisierungen	269
4.4.1. Die weitgehende Übereinstimmung in allgemeinen teilkulturellen Bezügen zweier Partner als notwendige Be- dingung einer erfolgreichen Partner- wahl	270
4.4.2. Das komplementäre und das egalitäre Geschlechtsrollenleitbild - eine zu- sammenfassende Bewertung	274

5. Beziehungstypen und Beziehungsstabilität - Überlegungen zu einem Verlaufsmodell jugendlicher Partnerwahl	280
VI. <u>Ergebnisse und Zusammenfassung</u>	289
Anmerkungen	300
Literaturverzeichnis	326

VORWORT

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit dem, im deutschsprachigen Raum weitgehend unbearbeiteten Problem der Partnerwahl Jugendlicher. Sie möchte dazu beitragen die Hintergründe und die durchaus komplexen Zusammenhänge dieses jugendsoziologischen Teilbereichs darzulegen und einer, sicher noch weiter auszuarbeitenden Interpretation zu unterziehen. Schließlich sollen die hier vorzulegenden Ergebnisse nicht nur der Wissenschaft überantwortet werden, sondern auch Perspektiven und Problemhorizonte für diejenigen eröffnen, die mit dem Objektbereich diese Arbeit - der Jugend - professionell oder als Eltern konfrontiert sind.

Die Arbeit ist nicht in der Abgeschlossenheit eines wissenschaftlichen Elfenbeinturmes entstanden, sondern in Begleitung einer Vielzahl von Jugendlichen. Insbesondere waren dies eine Jugendgruppe der evang. Philippus Gemeinde im Münchener Stadtteil Giesing, sowie eine Anzahl von Jugendlichen, die ihre Ferien mit dem Jugendreisedienst eines großen Münchner Sporthauses verbrachten. Ihnen sei an dieser Stelle nicht nur für ihre Begleitung, sondern auch für die Vielfalt der dem Verfasser vermittelten Eindrücke gedankt.

Darüberhinaus bin ich insbesondere meinem Chef und wissenschaftlichen Lehrer, Herrn Prof. Dr. H.J. Helle zu großem Dank verpflichtet. Er regte mich nicht nur zu dieser Arbeit an, sondern nahm wohlwollend, wenngleich auch kritisch und immer wieder aufmunternd, an ihrer Entwicklung lebhaften Anteil. Auch bei denjenigen Kollegen am Institut, die sich sowohl meiner inhaltlichen Probleme annahmen, aber auch durch Kollegialität und 'soziale Kompetenz' für ein Klima sorgten, in dem sich wissenschaftliche Produktion mit all ihren 'Folgelasten' entfalten kann, möchte ich mich hier ganz herzlich bedanken.

Schließlich gilt mein Dank auch Frä. Verena Ertl, die - trotz eigener beruflicher Belastung - einen Teil des Manuskripts getippt hat, sowie meiner Mutter, die das Manuskript durchgesehen hat und sich dabei aus (ihrer) naturwissenschaftlich orientierten Perspektive auf den schwankenden Boden der Sozialwissenschaften begab.

Fast not least gilt mein Dank meiner Frau - dem 'Objekt' meiner

eigenen Partnerwahl. Ihr sei die vorliegende Arbeit gewidmet, wobei die Produktion dieser Arbeit auch unsere eigene Ehebeziehung verändert hat - und zwar im positiven Sinn.

München im April 1984

Hans-Christoph Kürn

1. EINE EINFÜHRUNG IN DIE THEMATIK DER PARTNERWAHL JUGENDLICHER

1. EINLEITUNG, INTENTION UND AUFBAU DER ARBEIT

Zwischenmenschliche Beziehungen sind Grundkonstitutiva jeder Gesellschaft. Aus dieser breiten Palette aller temporären oder dauerhaften, aber auch aller positiv oder negativ bewerteten Beziehungsstrukturen geht es in der vorliegenden Arbeit um eine ganz spezifische Art zwischenmenschlichen Bindungsverhaltens, nämlich den Aufbau von emotional sehr engen und intensiven gegengeschlechtlichen Zweierbeziehungen, die, zumindest ihrem Sinn nach, auf zeitliche Dauer und Kontinuität angelegt sind.

1.1. ZUM BEGRIFF 'PARTNERWAHL JUGENDLICHER'

Von Interesse sind hier nicht eheliche Beziehungsdynaden, sondern vielmehr die Beziehungsprozesse, die zur Eheschließung führen. Ausschließlich diese Prozesse sind gemeint, wenn wir von Partnerwahlprozessen Jugendlicher sprechen. Hierbei erscheint es allerdings vorerst gleichgültig, ob das Ziel Eheschließung bereits ein bewußt formuliertes Ziel der beiden Akteure darstellt, oder ob es sich um gegengeschlechtliche Beziehungen handelt, die zwar nicht explizit dieses Ziel verfolgen, unbeschadet dessen, es aber dennoch erreichen können.

Ergänzend muß hier noch angemerkt werden, daß zwischenmenschlichem Verhalten eine Vielzahl von unbewußten, zufälligen, aber auch ganz bewußten Partnerwahlen inhärent ist. Die daraus resultierende Struktur dieser Beziehungen ist - wie schon kurz angedeutet - verschiedenster Art und Qualität. Wenn wir uns nun einschränkend nur mit der Partnerwahl beschäftigen wollen, die auf eine Eheschließung angelegt ist, so ist in der empirischen Realität nicht immer und unbedingt davon auszugehen, daß es sich um eine bewußte Wahl mit diesem Ziel vor Augen handelt. Für einen (kleinen) Teil der Wahlen auf diesem Gebiet mag dies durchaus zutreffen - am eindeutlichsten im Bereich der Heiratsannoncen. Der häufigere Fall dürfte aber der sein, daß nach einer Vielzahl von Wahlen, die oftmals vom Zufall mitgetragen, d.h. nicht im Sinne eines bewußten Selegierens

definiert werden können, sich schließlich eine Wahl emotional so vertieft, daß sie als eigentliche Partnerwahl - als Ehwahl - definiert werden kann. Festzuhalten bleibt also, daß insbesondere im Bereich der jugendlichen Partnerwahl sich die Wahl des eigentlichen Ehepartners über eine Vielzahl von anderen Beziehungen, die ihrer Intention nach ebenso gut zur Ehe hätten führen können, definiert, die aber - aus den unterschiedlichsten Gründen - wieder abgebrochen wurden. Dennoch stellen diese wieder aufgegebenen Beziehungen wichtige Lern- und Erfahrungspotentiale hinsichtlich des Umgangs mit dem anderen Geschlecht dar und schaffen so für die dann endgültige Wahl wichtige Voraussetzungen. Durch diese Tatsache ergibt sich die soziologisch relevante Fragestellung, nämlich die nach dem prozessualen Verlauf jugendlicher Partnerwahl.

Darüberhinaus wird der Problembereich Partnerwahl durch das vorgestellte Adjektiv 'jugendlich' weiter eingeschränkt. Diese Einschränkung kann insbesondere mit einer Komplexitätsreduktion des zu behandelnden Themas begründet werden. Jugendspezifische Partnerwahl weist ganz andere Wahlstrukturen auf, als Partnerwahl bei geschiedenen, verwitweten oder noch ledigen Erwachsenen. Insbesondere ist in der jugendlichen Partnerwahl der weite Bereich des Identitätsaufbaus und der Erwerb soziosexueller Kompetenz mitintegriert. Diesen Prozeß haben Erwachsene, zumindest in der Form, schon abgeschlossen. Letztere blicken deshalb auf ein gewisses Erfahrungspotential zurück, das die Spezifität der Wahl in entscheidender Weise mitbeeinflussen dürfte. Dieses Erfahrungspotential mit dem anderen Geschlecht muß im jugendlichen Alter erst erworben werden und stellt somit ein weiteres Spezifikum jugendspezifischer Partnerwahl dar.

Auch ist noch auf den wichtigen Bereich der jugendlichen Gleichaltrigengruppe hinzuweisen, die zumindest die ersten Annäherungen an das andere Geschlecht, entscheidend mitträgt. Auch dieses Moment entfällt bei der Partnerwahl von Erwachsenen weitgehend.

Die Entscheidung, das zu bearbeitende Thema auf den Bereich von Jugend einzugrenzen, kann schließlich auch noch damit begründet werden, daß in diesem Lebensabschnitt der Bereich der Partnerwahl zu den zentralen Alltags- und Problemperspektiven gezählt werden muß und Partnerwahl hier ihre größte empirische Verbreitung findet. Auf

die Problematik, jugendliche Partnerwahl von der Partnerwahl Erwachsener abzugrenzen, d.h. Jugend definitorisch zu fassen, werden wir an späterer Stelle noch ausführlich zurückkommen.

Die 'Partnerwahl Jugendlicher' kann für die in dieser Arbeit verfolgten Ziele nun wie folgt definiert werden: Unter Partnerwahl soll das bewußte und/oder unbewußte Selektieren eines gegengeschlechtlichen, etwa gleich alten Partners aus einer relativ grossen Zahl von potentiell in Betracht kommenden Individuen, die ihrerseits in der Regel nach bestimmten Kriterien vorselektiert sind (vgl. Kap.II.2: Endogamie), verstanden werden. Innerhalb dieses - als prozessual aufzufassenden - Geschehens ist von dem Aufbau einer spezifischen exklusiven und emotional sehr dichten Beziehungsstruktur von zwei Individuen auszugehen, wobei im Zeitverlauf bestimmte Selektionen sich als nicht voll befriedigend herausstellen und der anfänglich sehr enge interaktive Kontext sich zu Gunsten einer neu etablierenden Beziehung zusehends reduziert und abgebaut wird. Die jeweils zugrundeliegenden Beziehungsqualitäten werden in einem langwierigen Prozeß von interaktiven Handlungen, in denen Bedeutungen verliehen werden, geschaffen.

1.2. DAS SOZIALE PROBLEM

Dem Bereich der Partnerwahl Jugendlicher - verstanden als Teil einer vorehelichen Sozialisation - wurde in der Bundesrepublik bislang kaum wissenschaftliche Beachtung geschenkt. Dies erscheint umso verwunderlicher, als die zunehmende Zahl von Scheidungen und unbefriedigenden Ehe- und Familienverhältnissen, unter anderem als Hinweis auf eine 'falsche' Partnerwahl verstanden werden können.

Darüberhinaus hatten wir oben schon angedeutet, daß der Bereich der Partnerwahl zu den zentralen Alltags- aber auch Problembereichen eines Jugendlichen gehört. Neben ausbildungsbezogenen, resp. beruflichen Fragen, sowie dem Verhältnis zur eigenen Herkunftsfamilie (insbesondere zu den Eltern), dürfte die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht wohl bei fast allen Jugendlichen ein überaus wichtiger Bereich der gedanklichen, aber auch praktischen Beschäftigung darstellen. Dies ist in mehrfacher Hinsicht zu belegen: So ist der Jugendliche nicht nur mit einer Vielzahl von Anforderungen, Widersprüchlichkeiten und Problemen konfrontiert, die sowohl biologisch/ ^{als auch} psychisch und sozial bedingt sind und die - so-

ziologisch formuliert - von Friedhelm Neidhardt auf den 'gemeinsamen Nenner' einer "jugendspezifischen Ambivalenz" (Neidhardt, F., 1970A:33ff.) gebracht wurden, sondern auch mit der Tatsache, daß die Aufnahme und der Beziehungsverlauf zu einem andersgeschlechtlichen und etwa gleichalten Partner für den Jugendlichen ein fast völliges 'Neuland' darstellt. Sicherlich werden dem Adoleszenten hier diverse 'Hilfestellungen' geboten - wie z.B. der breite Bereich der Massenmedien, die diese Themen - insbesondere in Jugendzeitschriften - behandeln, einschließlich der sog. 'Ratgeber-Literatur' (z.B. Seelmann, K., 1974²; Bach, G.R.; Deutsch, R.M., 1976⁴) oder die weitgehend fortgeschrittene Sexualisierung der Öffentlichkeit, bis hin zu andersgeschlechtlichen Geschwistern und gleichgeschlechtlichen Gleichaltrigen. Doch scheint bei dieser Art der Informationsgewinnung durchaus ein gewisses Maß an Skepsis angebracht zu sein. Nicht nur, daß sie falsch, widersprüchlich oder schlichten Phantastereien entspringen können, sie bieten dem, mit diesen Problemen konfrontierten Jugendlichen substantiell sehr wenig, wenn er konkret vor der zu leistenden Kontaktaufnahme steht.

Alle die im Kontakt und im Gespräch mit Jugendlichen stehen, wissen von deren Schwierigkeit die ersten Kontakte zum anderen Geschlecht zu knüpfen, von den oftmals überschwenglichen Erwartungen, aber auch deprimierenden Enttäuschungen, die mit diesen Kontakten verbunden sind.

Darüberhinaus erscheint es geboten, den Bereich der sozialen Normierungen, der im Umfeld der Thematik 'Partnerwahl' angesiedelt ist, mit in diese Überlegungen einzubeziehen. So ist davon auszugehen, daß der Kontakt zu heterosexuellen und etwa gleichaltrigen Partnern ab einem bestimmten Alter als sozial durchaus erwünscht angesehen werden kann. Wenn diese Erwünschtheit auch selten expressis verbis formuliert wird und für ein vorläufiges Nichtzustandekommen eine breite Palette von möglichen Erklärungsangeboten in der Alltagsstruktur bereitsteht (von 'Spätentwickler' bis hin zur 'Schüchternheit'), so treten - abhängig vom Alter der Betroffenen - doch vermehrt mehr oder minder gewichtige gesellschaftliche Sanktionen auf, die bis hin zu Stigmatisierungen reichen können. Solchen Prozessen liegt freilich das Leitbild eines verheirateten, und nicht ledigen Erwachsenen zu Grunde, wenn auch - und dies sei am Rande angemerkt - in bestimmten Gruppen der Bevölkerung das bewußte Nicht-Heiraten nicht nur zunehmend toleriert, sondern auch - im Sinne einer Modeströmung - als chic und 'in' an-

gesehen wird. Läßt man jedoch diesen Sonderfall beiseite, so ist der Jugendliche dem sozialen Druck ausgesetzt, sich dem anderen Geschlecht zuzuwenden, mit der Intention, dabei einen späteren Ehepartner zu selektieren. Dieser Sozialdruck ist zum einen in dem oben kurz skizzierten Rahmen über gesellschaftliche Forderungen den Status eines verheirateten Erwachsenen zu erreichen zu lokalisieren, zum anderen aber auch innerhalb der Normierungen belegbar, die in der adoleszenten Gleichaltrigengruppe Gültigkeit besitzen.

Endlich muß auch die Aktivierung sexueller Potentiale in Betracht gezogen werden, die ihrerseits auf den Jugendlichen motivierend wirken, heterosexuelle Kontakte aufzunehmen. Dies bezieht sich sowohl auf die bislang mehr oder minder latent vorhandenen und nun verstärkt zum Ausdruck kommenden eigenen sexuellen Triebbedürfnisse, als auch auf die sexuell gefärbte Wirkung auf andersgeschlechtliche Partner: Der Jugendliche wird potentiell Sexualobjekt - eine Rolle, die ihm bislang weitgehend unbekannt war.

So läßt sich vorerst zusammenfassen, daß Partnerwahl, daß die Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht, eine Vielzahl von Schwierigkeiten und Problemen mit sich bringt. Angefangen von den biologisch, sozial und psychisch bedingten Veränderungsprozessen über die Konfrontation mit gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, bis hin zu der Tatsache, vor völlig neuen Situationen und Anforderungen zu stehen. Diese Problemfelder aufzuzeigen, zu strukturieren, zu analysieren, daraus aber auch Einsichten zu erarbeiten, die sowohl Jugendlichen, als auch Erwachsenen, die mit 'Jugend' befaßt sind, hilfreich sein können ist das Ziel der vorliegenden Arbeit.

1.3. DIE INTENTION DER VORLIEGENDEN ARBEIT

Wenn man sich die eben ansatzhaft dargestellten Problembereiche, mit denen ein Jugendlicher im Zusammenhang mit Partnerwahlprozessen konfrontiert ist, nochmals vergegenwärtigt und darüberhinaus über Gespräche und Beschäftigung mit und über Jugendliche von der Brisanz dieses Themas für den Jugendlichen weiß, so verwundert es sehr, daß weder auf wissenschaftlicher noch auf populärwissenschaftlicher Ebene von einer nennenswerten Bearbeitung dieses Gebiets gesprochen werden kann. So liegen kaum Arbeiten (Vgl.II.1.) aus diesem Gebiet vor. Lediglich im angloamerikanischen Bereich wurde über diese Thematik publiziert, allerdings nur auf der wenig er-

giebigen Ebene einer empirischen Erhebung sozialstruktureller Daten. (Vgl. Kap.II) Daneben fehlt das Thema Partnerwahl allerdings auch in fast keinem familien- oder jugendsoziologischem Standardwerk oder Lehrbuch. Jedoch müssen auch diese Kapitelteile im Kontext der oben beschriebenen Konzeptualisierung gesehen werden.

Aus diesem Sachverhalt heraus ergibt sich die, wie wir meinen, dringende Notwendigkeit einer Bestandsaufnahme und intensiven Bearbeitung dieses Themas. Allerdings steckt die relative Dürftigkeit der bislang betriebenen Forschung gleichzeitig auch den Rahmen dieser Bearbeitung ab, die eben aufgrund eines mangelnden Rückgriffs auf entsprechendes Material als durchwegs vorläufig und interpretationsbedürftig angesehen werden muß.

Neben diesem Versuch einer Bestandsaufnahme, die nicht nur bemüht ist, die bislang erschienenen Arbeiten zu dieser Thematik zusammenzufassen¹⁾, sondern auch die Situation und die Schwierigkeiten des Jugendlichen auf diesem Gebiet darzustellen, erfolgt die Bearbeitung auf den folgenden beiden Ebenen: die eine ist vor allem mikrosoziologischen Fragestellungen gewidmet, während sich die andere insbesondere an einem makrosoziologischen Bezugsrahmen orientiert. Bezieht sich die erstere insbesondere auf Identitätsprobleme und Identitätsspezifika im Umfeld des Bereichs jugendlicher Partnerwahl (von der (gedanklichen) Beschäftigung mit dem anderen Geschlecht bis hin zu relativ stabilen Beziehungsstrukturen), so kann letztere aus einer Kritik an den bislang erhobenen und oben schon kurz erwähnten 'Strukturdaten' zur Partnerwahl heraus verstanden werden. Hierbei sollen diese Strukturdaten durch den Einbezug eines kultursoziologischen Ansatzes aus ihrer mangelnden Erklärungskraft herausgelöst, bzw. durch diesen Makroansatz komplettiert werden. Aus dieser kultursoziologischen Bearbeitung heraus können dann Prognosen einer Beziehungsqualität abgeleitet werden. Soweit dies möglich ist, werden unsere Überlegungen mit sekundäranalytischem Material abgesichert, da die Durchführung einer eigenen empirischen Erhebung aufgrund der Komplexität der Thematik in diesem Rahmen als nicht möglich erschien.

Als Intention der vorliegenden Arbeit kann zusammenfassend festgehalten werden:

1. Bestandsaufnahme der vorliegenden wissenschaftlichen Literatur zu diesem Gebiet, sowie Darstellung eines 'Verlaufsmodells' ju-

gendlicher Partnerwahl.

Die Erarbeitung dieses 'Verlaufsmodells' ist gekennzeichnet von

2. einem mikrosoziologischen Bezugsrahmen, der insbesondere die Identitätsentwicklung von Jugendlichen vor und in der Partnerschaft thematisiert, sowie
3. einem makrosoziologischen Bezugsrahmen, indem bisher vorhandene Strukturdaten durch kultursoziologische Überlegungen ergänzt werden sollen. Damit soll
4. der ansatzhafte Versuch einer Verbindung von mikro- und makrosoziologischen Aspekten geleistet werden, indem die Realisation einer positiven Identitätsentwicklung in Partnerwahlprozessen von makrosoziologischen Konzepten abhängig verstanden wird.

2. ZUR SITUATION DER JUGEND IN MODERNEN INDUSTRIEGESELLSCHAFTEN

In diesem Abschnitt werden einige ausgewählte Aspekte zur jugendspezifischen Situation in modernen Industriegesellschaften angesprochen, sowie kurz auf das Bemühen eingegangen, wie diese Situation, von wissenschaftlicher Seite aus betrachtet, bearbeitet wird. Da hier keineswegs ein Anspruch auf Vollständigkeit angemeldet werden kann, wurden die im Folgenden zu erörternden Bereiche so ausgewählt, daß sie zu der in dieser Arbeit zu behandelnden Thematik in sinnvoller Beziehung stehen. Vorab werden wir uns jedoch erst der Frage nach einer Definition von Jugend zuwenden.

2.1. ZUR DEFINITIONSPROBLEMATIK VON JUGEND

Überblickt man die jugendsoziologische Literatur, so wird man feststellen, daß eine große Vielfalt diskrepanter Vorstellungen über die Definition von Jugend vorliegen. (Vgl. z.B.: Friedeburg, L.v. 1965; Udry, J.R. 1966:107; Erikson, E., 1974)

Die Problematik einer Definitionsleistung wird bereits im Vorfeld der Begriffsbildung sichtbar. Nicht nur, daß im alltagssprachlichen Bereich von einer Vieldeutigkeit des Jugendbegriffs auszugehen ist (vgl. Blancpain, R., 1974:35; Kreutz, H., 1974:18), sondern diese Vieldeutigkeit ist auch im wissenschaftlichen Bereich zu lokalisieren. So wird die Phase der Jugend teilweise

synonym mit dem Begriff 'Pubertät', 'Vorpubertät' oder 'Adoleszenz' umschrieben. (Vgl. Ausubel, D., 1974:86; Heister, R., 1973:187)

Darüberhinaus ist noch auf weitere Differenzierungen hinzuweisen, die insbesondere unter sozialstrukturellen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Faßt man beispielsweise Jugend als "altershomogene Teilkultur" (Tenbruck, F., 1962:75,87) oder als "jugendliche Subkultur" (Kreutz, H., 1974:150 ff.) auf, so zeigt sich, daß innerhalb dieser scheinbar so in sich geschlossenen Teil- oder Subkultur "zusätzliche Differenzierungen zu beachten sind, nach der Schichtzugehörigkeit des Elternhauses, nach dem Bildungsweg, nach der regionalen Herkunft... des Jugendlichen und nach dem Geschlecht." (Hartfield, G., 1976:323) Gleichzeitig ist mitzuberücksichtigen, daß die Auffassung, Jugend sei aus-schließlich ein Phänomen der "industriell entwickelten Gesellschaft" (Rosenmayr, L., 1976:5) keinesfalls als zweifelsfrei geklärt verstanden werden kann. Insbesondere ein Blick in die ethnologische und anthropologische Literatur (Vgl. Gillis, J.R., 1980) weist hier auf Probleme hin, die die obige Auffassung zumindest fraglich erscheinen lassen.

Jugend kann anhand der folgenden Dimensionen unterschieden und damit einer präziseren Abgrenzung, resp. Begriffsbildung, zugänglich gemacht werden:

1. Jugend als eine "soziale Teilmenge, die durch empirisch gehäuftes Verhalten charakterisiert wird" (Rosenmayr, L., 1971:236), wobei dieses Verhalten charakteristisch für Attitüden ist, die mit dem Attribut 'jugendlich' umschrieben und vom Lebensalter einer Person abhängig gedacht werden.
2. Jugend als Generationseinheit, im Sinne einer gemeinsamen sozialen Lagerung (Mannheim, K., 1928), einer gemeinsamen Situierung im sozialhistorischen Raum.
3. Jugend als 'idealer Wertbegriff' im Sinne einer Juvenilisierung der Gesamtkultur (vgl. König, R., 1960).
4. Jugend als Phase der Unfertigkeit, Ambivalenz bzw. Unabgeschlossenheit der Entwicklung. "Dieser Begriff bedingt, daß es demgegenüber einen Zustand der Fertigkeit, der Reife, des 'Erwachsenseins' gibt und enthält damit auch ein Werturteil" (Blancpain, R., 1974:36).
5. Jugend als Phase im Lebenslauf, die biologisch mitbestimmt, gleichzeitig aber soziokulturell überformt ist und "in der das Individuum die Voraussetzungen für ein selbständiges Handeln in allen gesellschaftlichen Bereichen erwirbt" (Schäfers, B., 1962:11).

Eine ganze Reihe von Definitionen sind nach einem biologischen, resp. kalendarischen Altersbegriff aufgebaut. Schäfers formuliert "Jugend ist .. die Altersgruppe der .. etwa 13 bis .. 20/25 jährigen" (Schäfers, B., 1980:13 - Vgl. auch: Marefka, M., 1967:17; Müller, C.W. 1967:10; Muchow, H. 1968:76; Behr, W., 1982:19). Entscheidend ist bei diesen Einteilungen nach einem kalendarischen Altersbegriff die weitgehende Beliebbarkeit der Differenzierung nach Alterskategorien. Ist beispielsweise die Kategorisierung '18. Lebensjahr' noch insoweit als plausibel zu verstehen, als dort eine entscheidende rechtliche Zäsur auszumachen ist, entbehren andere Differenzierungen oftmals jeglicher Plausibilität. Sie beziehen sich entweder auf Stereotype oder berufen sich auf nicht näher geregelte Annahmen der Erfahrung, so daß man hinsichtlich dieser vorgenommenen Kategorisierungen, zu der Feststellung kommen kann, daß "die jeweils konstruierten Gruppierungen häufig beliebig (erscheinen) und oft möglicherweise nur im Hinblick auf bestimmte eng begrenzte Untersuchungsziele vorgenommen (werden) - über den Sinn der jeweiligen Einteilung kann man nur spekulieren" (Pieper, K.J., 1981:180).

Desweiteren ist darauf hinzuweisen, daß sich besagte Einteilungen in aller Regel nicht auf bereits vorhandene theoretische Konzepte (z.B. Karl Mannheim) beziehen.

Neben diesen Definitionen, die sich an einem kalendarischen Altersbegriff orientieren, existiert eine zweite Gruppe von Definitionen. Die entscheidende Position wurde erstmals von H. Schelsky formuliert: " 'Jugend' im soziologischen Sinne ist die Verhaltensphase des Menschen, in der er nicht mehr die Rolle des Kindes spielt.. und in der er noch nicht die Rolle des Erwachsenen als vollgültiger Träger der sozialen Institutionen übernommen hat." (Schelsky, H., 1957:26). Im Anschluß daran machten sich viele Jugendsoziologen und -psychologen den Grundgedanken dieser Definition zu eigen. F. Neidhardt (1970A:14), der sich auf Schelsky bezieht, definiert Jugend als "...eine Übergangssituation zwischen sozialer Unreife und sozialer Reife, ein Nicht-mehr und ein Nochnicht", während van Hessen nach autonomen Freiräumen von Jugend fragt, wobei er Jugend als soziales Sammelgebilde zwischen Kindheit und Erwachsenen auffaßt. (van Hessen, J.S., 1977:118 f.) Lars Clausen (1976:14) formuliert kurz und prägnant: "Jugend ist also etwas nicht mehr (Kindheit), aber etwas anderes noch nicht (Erwachsenensein)".

Obgleich nun diese zweite Variante einer Definition von Jugend für moderne Industriegesellschaften ein typisches Strukturmerkmal zum Ausdruck bringt und der 'Jugend' einen Interimsstatus zuweist, ist doch gleichzeitig auf die diesen Definitionsversuchen anhaftende Oberflächlichkeit zu verweisen. Oberflächlich insofern, als damit zum einen die Phase Jugend, nämlich das was zwischen 'nicht mehr' und 'noch nicht' angesiedelt ist, nicht näher präzisiert wird und zum anderen eben der Beginn und das Ende der Lebensphase Jugend nicht zum Ausdruck gebracht wird.

Eine dritte Definitionsmöglichkeit zielt auf eine Operationalisierbarkeit des Jugendbegriffs ab. Diese Definition geht vorallem auf F. Neidhardt zurück und ist - soweit wir sehen - die am häufigsten in der Literatur herangezogene Definition von Jugend. Neidhardt führt aus, daß Jugendliche Gesellschaftsmitglieder seien, "welche mit der Pubertät die biologische Geschlechtsreife erworben haben, ohne mit Heirat und Berufsfindung in den Besitz der allgemeinen Rechte und Pflichten gekommen zu sein, welche die verantwortliche Teilhabe an wesentlichen Grundprozessen der Gesellschaft ermöglichen und erzwingen. In positiver Wendung ließe sich diese Phase als jene bestimmen, in der im Hinblick auf Beruf und Ehepartner die Objektwahl zunehmend motiviert, aber noch nicht institutionell vollzogen wird" (Neidhardt, F., 1970A:14). Den unverheirateten Berufstätigen und den Verheirateten ohne Beruf faßt Neidhardt mit dem Begriff "junger Erwachsener" zusammen. (Ebd.:15)

Die Kritik die an der Neidhardtschen Konzeption geübt wird, nimmt vorallem auf die Differenzierung zwischen 'Jugendlichen' und 'Jungen Erwachsenen' Bezug. Insbesondere werden dabei die beiden Statuspassagen 'Beruf' und 'Heirat' angegriffen, indem darauf verwiesen wird, daß z.B. ein 50 jähriger Junggeselle nach der Neidhardtschen Definition nicht als 'erwachsen' angesehen werden kann. (Vgl. Kürthy, T., 1978 II:252 f.; Pieper, K.J., 1981:12) Dem sicher unbestreitbaren Hinweis, daß das Heiratsalter als wichtiger Indikator der Zuerkennung des Erwachsenenstatus zu verstehen ist, schließen sich auch Rosenmayr (1973:412 f.) und Blancpain (1974:37) an, differenzieren die Neidhardtsche Definition jedoch näher.

In einem vierten Komplex sind schließlich Jugenddefinitionen zu subsumieren, die differenziertere Definitionsansätze bereitstellen. So wird gefordert, die Altersstufe 'Jugend' als eine Zeit zu ver-

stehen, in der das Individuum bestimmte Entwicklungsaufgaben zu leisten habe (z.B. eine angemessene Geschlechtsrolle zu erlernen, einen bestimmten wirtschaftlichen Status zu erreichen etc.) und je nach Bewältigung dieser Aufgaben sukzessive Erwachsenenprivilegien gewährt werden. (Vgl. Kürthy, T., II, 1978:253). Oerter (1979:92) und Schäfers (1980 C:16) gehen davon aus, daß die Betrachtung des Jugendalters nur über die Perspektive einer lebenslangen Entwicklung erfolgen kann. Dem schließt sich auch B. Hille (1982:7) an, die den Standpunkt vertritt, daß "Jugend in ein, den ganzen Lebenszyklus umfassendes Altersstufenkonzept eingegliedert" verstanden werden müsse und dabei aus der Perspektive des Generationenwechsels (sozialer Wandel) und aus der des Zusammenspiels mit gleichzeitig lebenden anderen Altersgruppen zu definieren sei.

Endlich, so kann im Anschluß an Hornstein (1980, auch: Sand, H., 1979:10) gefordert werden, daß die Heranwachsenden selbst bei einem Definitionsversuch nicht vernachlässigt werden dürfen. Wenn sie ihre Situation auch teilweise als krisenhaft interpretieren so gehen sie doch größtenteils nicht davon aus, daß ihre Lebensphase als 'Zeit der Unreife', als 'Übergangssituation' zu verstehen sei. "Jugendzeit ist nach dem Selbstverständnis der heute Heranwachsenden zunächst nicht Vorbereitung auf ein Späteres, sondern Leben, jetzt zu lebendes gegenwärtiges Leben" (Hornstein, W., 1980:76).

Dem entspricht sehr deutlich auch die Jugenddefinition, wie sie in der jüngsten Shell-Studie (Jugendwerk der dt. Shell, 1981) vorgenommen wurde. Hier wird der Begriff 'Post-Adoleszenz' verwandt. Dieser Begriff geht nicht mehr von der Berufstätigkeit als wesentlichstem Kriterium der kompetenten Teilnahme an der Konsumtions-sphäre aus, (Ebd.:102), sondern die Jugendlichen "...verselbständigen sich in sozialer, moralischer und intellektueller Hinsicht, tun dies aber ohne wirtschaftlich auf die eigenen Beine gestellt zu sein...". (Ebd.:101) John R. Gillis (1980:206) hat dieses Phänomen der Post-Adoleszenz sehr treffend als "Mündigkeit ohne wirtschaftliche Grundlage" bezeichnet.

Diese Konzeption setzt, ähnlich wie die von Hornstein, voraus, daß Jugend als eigene Teilkultur im Sinne von Tenbruck zu verstehen sei, wobei hier nicht - wie Tenbruck dies sehr wohl tut - die Definitionsgrenzen dieser Teilkultur bewußt weit gehalten werden. Vielmehr drängt sich der Verdacht auf, daß die Autoren hier insbesondere eine studentische Jugend im Blickfeld haben, was Hornstein ja ausdrücklich betont, während die Studie der deutschen Shell für sich beansprucht,

für die Jugend schlechthin zu definieren.

Für den in dieser Arbeit zu verwendenden Jugendbegriff gehen wir davon aus, daß:

- Jugend als Phänomen einer komplexen Gesellschaftsstruktur verstanden werden muß und sich somit in einer großen empirischen Vielfalt niederschlägt. (Vgl. Kürthy, T., 1978; II:256)
- Jugend spezifische relevante Merkmalskriterien aufweist, die sie - zumindest in ihrer Kombination - in besonderer Weise von anderen Gesellschaftsmitgliedern separiert. Diese Merkmale reichen von psychologischer Umstrukturierung über Probleme autonomer Objektwahl bis hin zu einer spezifischen Verhaltensunsicherheit, Krisenhaftigkeit und sozialer Ambivalenz.
- Eine Begrenzung von Jugend - wenn dies überhaupt möglich und sinnvoll erscheint - kann weder nach biologischen noch nach kalendarischen Gesichtspunkten erfolgen. Dies nicht zuletzt deshalb, da eine Definition dessen, was in modernen Industriegesellschaften als 'erwachsen' bezeichnet werden soll - u.a. wegen des Phänomens des Jugendlichkeitsideals - immer schwerer faßbar ist.

Wir sehen uns damit in Übereinstimmung mit J. Schiffer, der schreibt: "Der Begriff Jugend umfaßt verschiedene Elemente. Wie weit, ob verallgemeinernd oder differenziert, die einzelnen Elemente erfaßt werden sollen, hängt weitgehend von der Fragestellung der jeweiligen Untersuchung ab....Es zeigt sich, daß es eine genaue begriffliche Definition der Jugend ohne Festlegung des Forschungsziels nicht geben kann,...so daß der Begriff Jugend, je nach Fragestellung verschieden abgegrenzt und unterteilt werden muß " (Schiffer, J., 1972:19).

Wir werden deshalb für den Kontext einer Soziologie jugendlicher Partnerwahl davon ausgehen, daß wir unter Jugend die Lebensphase verstehen, in der sich die Partnerwahl vollzieht. J.R. Udry (1966: 107) geht in diesem Sinne von einer Definition aus, die "den Jugendlichen in einer gesellschaftlichen Rolle sieht, in die zum ersten Mal die Erwartung einbezogen ist, daß eine Person sich gesellschaftlich (und sexuell) für das andere Geschlecht interessiert". Dies kann zur Kindheit hin mit der Veränderung des Erscheinungsbildes des Heranwachsenden bestimmt werden. Diese Veränderung des Erscheinungsbildes (Körper als attraktives und sexuelles Kommunikationsmedium - Ochmann, H.J., 1981:147), das einen potentiellen Sexualpartner signalisiert (Broderick, C.B., 1970:67) ist

im Rahmen einer physischen Veränderung, die die Pubertät einleitet, relativ eindeutig bestimmbar (Jungen zwischen 9,5 und 13,5 Jahren; Mädchen zwischen 7,5 und 11,5 Jahren - Kürthy,T.,1978 II:251; Heister,R.,1973:187 ff.)

Das Ende der Jugendphase in dem oben verstandenen Sinne fassen wir entweder mit der Eheschließung, resp. mit der Existenz einer Beziehungsqualität, die von beiden Partnern als eheähnlich definiert wird. Wenn wir damit ein Definitionskriterium von Neidhardt verwenden, so schließen wir uns damit nicht dem Umfeld seiner Definitionsbemühungen an, sondern verstehen diesen Definitionsversuch als bewußt themenbezogene Definition, im Sinne des oben wiedergegebenen Zitats von J. Schiffer. Verwendet man nun zum einen den Indikator 'Heirat' und zum anderen die quantifizierende Methode Rosenmayrs eines "empirisch gehäuften Verhaltens" (Rosenmayr,L.,1971:236), so kann das Ende der Jugendzeit für die hier zu behandelnde Thematik mit 25,5 - 26,1 Jahren (bei Männern) und 22,7 - 23,4 Jahren bei Mädchen (Bundesamt, stat.,1980:68) angegeben werden.

2.2. THEORETISCHE HAUPTRICHTUNGEN IN DER JUGENDSOZIOLOGIE

Wie für die allgemeine Soziologie typisch, so gilt auch in der Jugendsoziologie, daß es d i e Theorie nicht gibt, sondern man es mit einer Vielzahl von, in der Regel autonomen, d.h. unverbundenen Theorien und zum Teil auch nur theoretischen Ansätzen zu tun hat.

Im folgenden soll darauf verzichtet werden, die zentralen theoretischen Modelle explizit darzustellen, da dies schon mehrfach geleistet wurde (insbes. Griese,H.,1977), sondern diese - im Anschluß an Kürn (1980:28 ff.) kurz zu erwähnen.

Erik Erikson (1976,1977) legte ein Modell der psychischen Entwicklung des Menschen vor, die als das Durchlaufen von aufeinanderfolgenden (psychosexuellen) Phasen verstanden wird. Er setzt sich durch eine Erweiterung (menschliche Entwicklung als lebenslanger Prozeß) und Differenzierung (neben Reifungsaspekten auch Entwicklungsaspekte als Reaktion der Umwelt auf (triebbedingte) Reifung) von S. Freud ab, wenn er auch in der Grundintention klar dem individualistischen Bereich verhaftet bleibt. Dennoch ist dieser Ansatz auf soziolo-

gischem Gebiet nicht folgenlos geblieben, kann er doch die individuelle Genese psychischer und sozialer Auffälligkeiten im weitesten Sinne durch die nicht vollzogene positive Bewältigung einer Phase erklären. Daß darüber hinaus die Verbindung zu explizit soziologischen Ansatzpunkten (z.B. die Berücksichtigung von gesellschaftlichen Strukturmustern in der individuellen Entwicklung als verursachende Variablen obiger Auffälligkeiten) hergestellt werden muß (vgl. Krappmann, 1980, S. 457 ff.), steht außer Frage.

Karl Mannheim unternahm in einer formal soziologischen Arbeit (Mannheim, 1928) den Versuch, den Begriff der "Generation" soziologisch fruchtbar zu machen und gleichzeitig - via Generationenwechsel - ein Konzept des sozialen Wandels vorzustellen. Hierbei gibt er folgende Bestimmungsgründe an: Erstens die biologische Faktizität der Geburt und des Todes in einer zeitlichen Abfolge (Generationenkontinuität). Zweitens die soziologisch relevanten Faktoren, wie die Erlebnisschichtung (Teilhabe an einer gleichen chronologischen Zeit), das Tradieren kultureller Güter im Sinn eines neuartigen Zugangs (von neuen Kulturträgern) zu einer sich verändernden Kultur und die Vielfältigkeit der Existenz von Generationen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Dies sind - so Mannheim - die Grundkonstitutiva sozialen Wandels, der jeweils innerhalb eines Generationszusammenhangs (Partizipation an gemeinsamen Schicksal) im selben historischen Raum und im Rahmen einer chronologischen Gleichzeitigkeit (Generationslagerung) abläuft. Allerdings vollzieht sich sozialer Wandel mit unterschiedlicher Intensität, indem nicht jeder Generation (Geburtsjahrgänge) innovative Potentiale unterstellt werden, sondern die Häufigkeit des Aktivwerdens als eine "in der Lagerung schlummernde Potentialität" (Mannheim, K. 1928: 316) bestimmt wird. Entscheidend sei vielmehr die Geschwindigkeit gesellschaftlicher Dynamik. "Wenn gesellschaftliche Umwälzungen ein Tempo einschlagen, das den Wandel der Einstellungen dermaßen beschleunigt, daß das latent kontinuierliche Abwandeln der hergebrachten Erlebnis-, Denk und Gestaltungsformen nicht mehr möglich wird, dann kristallisieren sich irgendwo die neuen Ansatzpunkte zu einem, als neu sich abhebenden Impuls und zu einer neuen gestaltgebundenen Einheit" (Ebd.: 316) heraus. In einem solchen Fall spricht Mannheim von einem Generationsstil oder von einer Generationsentelechie. Die Chance des Auftretens einer Generationsentelechie wird um so größer, je schneller sich das Tempo der gesellschaftlichen Dynamik darstellt. Wie allerdings diese "gesellschaftliche Dynamik" zu bestimmen ist bleibt bei Mannheim weitgehend ungeklärt, damit aber auch für die oben ausgestellte Forderung eines makrosozio-

logischen Einbezuges folgenlos. In der heutigen Jugendsoziologie wird konsequenterweise auch ziemlich einhellig die Ansicht vertreten, in diesem Punkt über Mannheim hinauszugehen (vgl. Rosenmayr, L., 1976:207). In jüngster Zeit befaßten sich vor allem J. Breitsamer (1976) aber auch Buchhofer et.al. (1970) mit diesem Problem, ohne jedoch eine grundsätzlich befriedigende Perspektive anbieten zu können.

Zentraler Vertreter der strukturell-funktionalen Theorie ist im jugendsoziologischen Gebiet Shmuel Eisenstadt (1966). Er geht von der Differenz altersheterogener und altershomogener Gruppen aus, sowie einer typischen Diskrepanz gesellschaftlicher Orientierung. Betont die Familie, diffuse, partikularistische kollektive Werte und Beziehungen, so sind die Orientierungen moderner Industriegesellschaften vorwiegend universalistisch, individualistisch und an Leistungswerten orientiert. "Es besteht also in keiner modernen Gesellschaft eine vollständige Übereinstimmung zwischen den Strukturprinzipien und Werten der Familie und denen der Gesamtgesellschaft" (Ebd.:300). Existiert eine Kongruenz von familialer und gesellschaftlicher Wertstruktur, wie sie für vorindustrielle agrarische Gesellschaften typisch schien, so ist zum einen die obige Diskrepanz hinfällig, zum anderen das Prinzip der Altersheterogenität von ausschlaggebender Bedeutung (Ebd.:288 ff.) Analoges gilt bei mangelnder Kongruenz der Wertstrukturen. Das familiäre Prinzip der Altersheterogenität wird sukzessive abgelöst durch das der Altershomogenität (jugendliche Gleichaltrigengruppen). Hier wird nun die zentrale Argumentationsposition von Eisenstadt erkennbar. In universalistischen Gesellschaften muß durch die mangelnde Kongruenz familialer und gesellschaftlicher Orientierungsmuster (Wertstrukturen) die gesellschaftliche Integration der Individuen in besonderer Weise geleistet werden. Dies geschieht mit der Etablierung altershomogener peer groups, die von Eisenstadt als "interlinking spheres" zwischen Familie und Gesellschaft bezeichnet werden und denen die Funktion zukommt, in einer Atmosphäre emotionaler Unsicherheit familieninterne und universalistische Orientierungen zu sozialisieren.

Leopold Rosenmayr knüpft letztendlich in seiner Argumentationslinie an Eisenstadt an, wenn er auch nicht der funktionalistischen Tradition verpflichtet ist, sondern - sehr pauschalisierend - als Konflikttheoretiker bezeichnet werden kann. Ihm geht es um den Nachweis des Zusammenhangs von Jugend und sozialem Wandel, indem er Jugend als ein Agens sozialen Wandels interpretiert. Rosenmayr setzt wie Eisenstadt an der prinzipiellen Disparität zwischen (familialem) Mikrobereich und

(gesellschaftlichem) Makrobereich an, wobei sich jugendliches Verhalten sowohl auf die familial sozialisierten Wertstrukturen und Verhaltensmuster stützen muß (individueller, mikrosoziologischer Aspekt), als sich auch an situationale Herausforderungen (makrotheoretischer Aspekt) orientieren muß. Konflikthafte Bedingungen im Sinn einer Differenzierung zwischen Sozialisation und Anforderungen der Umwelt entstehen nun um so mehr, je geringer die Differenz zwischen familialen und außerfamilialen Wertstrukturen ist. Bei geringem sozialen Wandel (definiert durch das Vorherrschen innerer Stabilität der Institutionen) gelingt die Synthese zwischen erlernten Verhaltensmustern und dem von der Gesellschaft geforderten Verhalten leichter, d.h. situationale Herausforderungen können besser gemeistert werden, da unter Bedingungen stärkerer gesellschaftlicher Stabilität sozialisiert wurde.

In Perioden starken sozialen Wandels, wie sie für die moderne Industriekultur typisch sind, "wird die Anwendbarkeit und danach auch die Stärke der erlernten Verhaltensmuster reduziert" (Rosenmayr, L. 1970:219). Die in der familialen (frühkindlichen) Sozialisation vermittelten Verhaltensmodi (Werte, Normen etc.) erweisen sich in der Zeit des Jugendalters als nicht mehr adäquat zur Bewältigung situationaler Herausforderungen. Aus dieser Spannung zwischen mikro- und makrosoziologischem Aspekt wird die Orientierung an sozialisierten Wertstrukturen und Verhaltensmustern in Abhängigkeit von dem zeitlichen Tempo des sozialen Wandels immer geringer; die Orientierung an situationale Herausforderungen immer zentraler. Rosenmayr gelangt somit unter den Prämissen der erlernten Verhaltensmuster und der situationalen Herausforderungen und Angeboten zu dem Schluß, daß durch die Inkompatibilität beider Punkte eine Verunsicherung im Bereich jugendlicher Orientierung erfolge, woraus eine gewisse Empfänglichkeit für simplifizierte Daseinsinterpretationen resultiere, was zu einer Um- bzw. Neudefinition von Wirklichkeit führen könne. Jugend erscheint demnach zum einen mit sozialem Wandel konfrontiert, wird zum anderen aber eben durch die Existenz permanenter Strukturveränderungen einer Industriegesellschaft selbst zu einem Motor dieses Wandels, indem sie ihn be- und verarbeitet.

Schließlich ist noch auf F. Tenbruck hinzuweisen, der sich insbesondere mit dem Problem der Sozialisation in modernen Industriegesellschaften befaßt. Die Differenziertheit von Sozialisationsinstanzen einerseits und die Pluralität von Sozialisationsinhalten andererseits bewirkte, daß die heutige Sozialisation von Jugendlichen sich nicht als Sozialisation auf etwas hin, im Sinne einer kulturellen Einheit und Verein-

heitlichung, darstellt, sondern "mit der wachsenden Komplexität der Gesellschaft hat sich die Situation der Jugend immer mehr von dem einen (Vereinheitlichung - Anm.d.Verf.) zum anderen Extrem entwickelt" (Ebd.: 34) , d.h. zu einer immer größeren Pluralität von Verhaltensmöglichkeiten. Rollentheoretisch formuliert: Es ist von einer wachsenden Konturlosigkeit der sozialen Rolle auszugehen, von einer spezifischen Rollenunsicherheit.

Auf die, bei Eisenstadt und Rosenmayr schon erwähnte, Differenzierung von familialen und gesellschaftlichen Orientierungen hinweisend, entfalle - so Tenbruck weiter - das Elternhaus als Brücke zur Gesellschaft, es wird - etwas überspitzt formuliert - zur Sackgasse (Vgl. Ebd.: 92) . Aus diesem Sachverhalt formuliert Tenbruck zwei Sozialisationsperspektiven, die ihm für die Situation der heutigen Jugend zentral erscheinen: Zum einen wird durch den massiven Umgang mit viel und häufig wechselnden Gleichaltrigen Sozialisation quasi in eigener Regie übernommen (Übersozialisation) (Vgl. Ebd.: 90), zum anderen ist eine Untersozialisation denkbar, die mit der inhaltlichen Entleerung dessen einhergeht, was als spezifische Eigenschaft einer Altersrolle umrissen ist. Rollen kommt somit keine Ordnungsfunktion mehr zu.

2.3. JUGENDLICHE GLEICHALTRIGENGRUPPEN

Jugend als eigene Lebensphase muß als das Produkt moderner Industriegesellschaften verstanden werden. Historische Gesellschaftsformen kannten diese Phase im Lebenslauf eines Individuums kaum. (Vgl. Hornstein, W. 1966: 50 f.; Rosenmayr, L. 1976: 50; Schwonke, M. 1981: 110; Schäfers, B. 1982: 17 ff.) Erst durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, einer zunehmenden Familialisierung und Verhäuslichung, (Vgl. Schäfers, B., 1982: 45) sowie der Etablierung einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung konstituierte sich Jugend im heutigen Sinne. Die Folge ist eine "Verlängerung des Jugendalters in modernen Gesellschaften" (Ausubel, D., 1968: 307) und eine zunehmende Alterssegregation. Die steigenden Qualifikationsanforderungen an Erwachsene in modernen Industriegesellschaften führten zu einer sich immer mehr verlängernden Berufsvorbereitung. (Vgl. Machwirth, E., 1980: 249)

Dies bedeutet gleichzeitig, daß die Familie auch im Bereich der Sozialisation immer mehr Funktionen einbüßte und sich der Hauptaspekt familialer Sozialisation auf den frühkindlichen Bereich verlagerte.

Verbunden damit ist die Sozialisationsfunktion der Gleichaltrigen-
gruppe stark gestiegen. (Vgl. u.a.: Gillis, J.R., 1980:197; Blancpain,
R., 1974:29) Ursprünglich familiäre und auch nachbarschaftliche So-
zialisationsfunktionen werden immer mehr von außerfamilialen Sozia-
lisationsagenturen übernommen. Dies zeigt sich darin, daß in dem
Maß, in dem die Bindung des Jugendlichen an die Primärgruppe Fami-
lie in den Hintergrund tritt, die Organisation von Jugendgruppen
(Jugendbewegung, Studentenbewegung etc.) immer plastischer hervor-
tritt. Konnte Muchow 1962 noch von einem 'Einzelschicksal des Jüng-
lings' sprechen, so ist heute zunehmend von einer Jugendkultur die
Rede, der allerdings selbst eine gewisse normative Kraft und Ver-
pflichtung innewohnt. (Vgl. Werner, A., 1973:150)

Der Begriff der 'peer group' wird in der jugendsoziologischen Li-
teratur weitgehend mit dem Begriff der Gleichaltrigengruppe als
identisch gesetzt und meint den Zusammenschluß von Kindern und
insbesondere Jugendlichen, die etwa gleich alt sind. 'Peer' be-
deutet dabei Gleichsein, d.h. "von gleichem Rang oder Status sein"
(Naudascher, B., 1977:13). Dieser Ausdruck wurde unseres Wissens erst-
mals von C.B. Zachary im Jahr 1940 verwandt²⁾, fand seine systema-
tische Verbreitung aber erst über einen Artikel von Lewin und
Hyman (1948), worin nicht nur der Begriff Bezugsgruppe für diese
jugendliche Gesellungsform verwandt wurde, sondern darüberhinaus
der Einfluß der Gruppe auf die Entscheidungen des Einzelnen theore-
tisch fundiert wurden. (Lewin, K., Hyman, H.H., 1948:147)

Versteht man nun unter 'peer group' oder Gleichaltrigengruppe "den
mehr oder weniger organisierten Zusammenschluß von Personen, die
sich gegenseitig beeinflussen und etwa gleichen Status und gleiches
Alter haben" (Naudascher, B., 1977:14), dann wird hier darauf verwie-
sen, was Karl Mannheim mit dem Begriff der 'Lagerungsphänomene'
meint. "Gleichaltrigengruppen befinden sich in der Regel in der
gleichen Lage, was ihre sozio-ökonomische und ihre sozio-kulturelle
Situation angeht" (Machwirth, E., 1980:246).

Dieser Begriff der Gleichaltrigengruppe oder 'peer group' stellt
eine relativ allgemeine Kategorie dar, die Gerhard Wurzbacher mit
"Gesellungsformen der Jugend" (1963) bezeichnete und in 7 Unterbe-
griffe differenzierte. (Wurzbacher, G., Grau, H., 1975:15 ff.; Vgl. auch:
Schilling, J., 1977:172, 221, 244)³⁾ Generell versteht Wurzbacher unter
diesen Gesellungsformen der Jugend jene Gruppierungen, "...die gegen-
über den vorwiegend erwachsen bestimmten Sozialgebilden..von der Ju-

gend im Freizeitbereich freiwillig gebildet oder als Angebote von jugendpflegerischen Erwachsenen angenommen und somit vorwiegend jugendbestimmt und jugendmitbestimmt sind" (Wurzbacher, G., 1965:9; vgl. hierzu kritisch: Hornstein, W., 1975:72). Uns erscheint an dieser Begriffsbestimmung zweierlei bedeutsam zu sein.

Zum einen ist die Gleichaltrigengruppe ein freizeittypisches Phänomen. Der Jugendliche sucht Kontakt zu Gleichaltrigen und verbringt seine Freizeit vorwiegend in dieser Gruppe der Altersgleichen. Dieses Bedürfnis übersteigt dabei noch die Wirklichkeit, da "der Großteil der Jugendlichen....mehr Zeit mit Gleichaltrigen verbringen (möchte) als es ihm tatsächlich möglich ist. In der gleichen Weise zeigt sich, daß die gleiche Tätigkeit als Freizeit empfunden wird, wenn der Jugendliche sie gemeinsam mit seinen 'peers' durchführen kann, jedoch als Pflicht oder Arbeit gilt, wenn die Eltern oder andere Erwachsene dabei als Interaktionspartner auftreten" (Kreutz, H., 1976:168 f.). Der Freizeit kommt durch diese Kontrasthaltung zu den Leistungsanforderungen der Arbeitswelt eine wichtige Entlastungs-, aber auch Ergänzungsfunktion zu. (Vgl. Werner, A., 1973:152)

Zum anderen ist neben dem generellen Aspekt der Vielschichtigkeit von Gruppierungen Gleichaltriger (Schurian, W. 1981:69) insbesondere ihr Organisationsgrad und ihre lose Strukturiertheit (Gillis, J.R., 1980:197) hervorzuheben. Viggo Graf Blücher bezeichnet in seinem schon fast klassischen Werk "Die Generation der Unbefangenen" (1966) jugendliche Gesellungsformen generell als "informelle Gruppierungen". Ihnen fehlen sowohl kodifizierte Ordnungen und formalisierte Rollen als auch explizite Regelungen des Zu- und Abgangs von Mitgliedern, sowie festgelegte Ziele und Sozialisationsmittel (Hornstein, W., 1975:131) Sie bilden sich üblicherweise nach dem Prinzip der Selbstorganisation als Ergebnis von gruppendynamischen Entwicklungsvorgängen. (Schurian, W., 1981:65). Anhand empirischer Untersuchungen (z.B. Schäfers, O., 1965; Domke, H. 1970; Kreutz, H., 1964) muß in diesem Zusammenhang die These einer klassischen Untersuchung der Chicagoer Schule (cit. nach Hornstein, W., 1975:120), wonach sich informelle Gruppen über sozialökologische Strukturen bilden, zurückgewiesen werden. Vielmehr bilden sich 'peer groups' insbesondere im institutionalisierten Rahmen von Ausbildungsstätten. Nur und erst innerhalb dieses Rahmens ist die räumliche Nähe des Wohnortes von Bedeutung. (Vgl. auch Kreutz, H., 1965:75)

Neben dieser Form der informellen Selbstorganisation ist noch auf organisierte Gleichaltrigengruppen, die im Rahmen von Jugendorganisationen oder Jugendverbänden angeboten werden (Janig, H., 1981:88) hinzuweisen.

Bei der Durchsicht der jugendsoziologischen Literatur ist zum einen eine eher empirisch orientierte Sozialforschung auszumachen, zum anderen die Erörterung der Frage nach der Bedeutung und insbesondere nach der Eigenständigkeit der Kultur der 'peer groups' zu finden. Geht es bei der ersteren Richtung weniger um theoretische Aussagen als vielmehr um eine möglichst nahe am Objekt vorgenommene Beschreibung und Analyse von jugendspezifischem Verhalten, die in der Tradition der 'Wiener Jugendforschung' (S. Bernfeld, 1923), aber auch der enzyklopädischen Jugendkunde von S. Hall (1904) und der schon explizit soziologischen Arbeit von P. Lazarsfeld (1931) steht, so ist die zweite Richtung in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Problematik vorwiegend theoretischer Natur. Hier handelt es sich um die Frage, inwieweit jugendliche 'peer groups' soziale Gebilde sind, die von der Gesamtgesellschaft beeinflusst werden und damit von ihr abhängig sind. Jugend wäre demnach als Sub- bzw. Teilkultur zu definieren, die "ein Handlungsmodell einer Gruppe oder sozialen Kategorie innerhalb einer größeren Gesellschaft (ist), das einerseits von dem Modell der nationalen Kultur abweicht, andererseits aber damit übereinstimmt. Die Subkultur beinhaltet also einige 'Spezialitäten', durch welche sie sich von der dominanten Kultur auf der einen Seite und von den anderen Subkulturen auf der anderen Seite unterscheidet" (Vaskovics, L., o.J., :13). In der Literatur werden zu der Fragestellung, ob Jugend eine eigene Sub-, resp. Teilkultur bildet oder nicht, vor allem zwei verschiedene Positionen vorgetragen. (Vgl. auch: Machwirth, E., 1980:255 ff.)

Die Vertreter einer funktionalistischen Soziologie - für die Jugendsoziologie wohl insbesondere S. Eisenstadt - gehen davon aus, daß die 'peer group' sich keinesfalls gegen die Gesamtkultur wendet. Wie oben schon angeführt (2.2.) versteht Eisenstadt die Gleichaltrigengruppe als durchaus funktional, da sie die Integration der nachwachsenden Generation betreibt und somit der Kontinuität einer Gesellschaft dient. In den Bereichen, in denen sie eine gewisse Eigenständigkeit erhält, wird sie in der funktionalistischen Soziologie als Abweichung interpretiert; sie ist dann desintegriert. Dieser Argumentation schließt sich für den deutschspra-

chigen Raum auch Ludwig von Friedeburg (1965:180 f.) an.

Die entgegengesetzte Position, nämlich jugendliche Gleichaltrigen-
gruppen als Subkultur zu verstehen, die nach relativ eigenständigen,
von der Gesamtkultur deutlich differenzierbaren Werten und
Normen handeln, wird vehement von J. Coleman vertreten. Er spricht
von einer Subkultur der Jugend, wenn er die Ergebnisse einer Be-
fragung amerikanischer Jugendlicher dahingehend zusammenfaßt:

"This setting-apart of our children in schools...for an even longer
period of training has a singular impact on the child of high-
school age. He is 'cut off' from the rest of society, forced in-
ward toward his own age group, made to carry out his whole social
life with others of his own age. With these fellows, he comes to
constitute a small society, one that has most of its important in-
teractions within itself, and maintains only a few threads of con-
nection with the outside adult society" (Coleman,J.,1961:3). Man
habe es folglich mit einer gesellschaftlich völlig neuen Erschei-
nung zu tun. "As an unintended consequence, society is confronted
no longer with a set of individuals to be trained towards adult-
hood, but with distinct social systems, which offer a united front
to the overtures made by adult society" (Ebd.:4). Dieses neue so-
ziale System ist die 'peer group'. Damit verwarf Coleman frühere Ar-
beiten, wie z.B. die von Elkin und Westley (Elkin,F.; Westley,W.A.,
1955), aber auch die bekannte Untersuchung von Hollingshead (1949)
in Elmtown (Nachuntersuchung 1975), die die These einer einheit-
lichen Subkultur der Jugend weit von sich wiesen. Wie Oswald (1980:
16 ff.) differenziert herausarbeitete, macht die Studie Colemans
den Eindruck einer abschließenden, die Kontroverse beendenden Ein-
druck. Das 'Schlußwort' Colemans unter diese Debatte ob der Exis-
tenz einer jugendlichen Subkultur war aber nur ein scheinbares, es
war im Grunde der Beginn einer bis heute geführten Diskussion.

Neben Coleman ist hier der schon erwähnte (Vgl.2.2.) Ansatz von
F. Tenbruck (1962) zu nennen. Aber auch Schwendter (1971) - teil-
weise auch Hollstein (1969-1981) - faßt jugendliche Subkultur als
Gegenkultur auf, der er die innovative Möglichkeit zuspricht, ein
Wertsystem zu etablieren, das in keinem Konsens zu dem der Gesamt-
kultur steht. Schließlich spricht auch D.Bell von einer eigenständigen
Subkultur der Jugend, die er als "relativ kohärente kulturelle Sys-
teme unserer nationalen Kultur eine Welt für sich darstellen"
(Bell,D.,1976⁸:83) definiert, und führt deren Entstehung darauf zu-
rück, daß der Jugendliche von der Welt der Erwachsenen nicht als

einer der ihresgleichen akzeptiert wird. Ihm wird gesellschaftliche Anerkennung auf breiter Linie versagt, was dazu führt, daß sich der Jugendliche weitgehend in die Jugendkultur zurückzieht, die ihm in ihrer Welt Selbstbestätigung gibt. (Bell, R., 1976⁸:85) Demgegenüber argumentiert Trutz von Trotha in einer neueren Arbeit (1982), daß es sich gerade nicht um einen Rückzug der Jugendlichen in eine Jugendkultur handeln könne, da der jugendliche Bereich immer mehr mit erwachsenbestimmten Verhaltensmöglichkeiten überlagert wird. Somit sei die Frage nach der Existenz oder Nichtexistenz einer jugendlichen Subkultur ohnehin von selbst beantwortet - sie gäbe es nämlich nicht. (Trotha, L.v. 1982:269).

Wir werden in Kapitel III erneut auf diese Diskussion zurückkommen.

2.4. JUGEND UND MUSIK

Wenn wir uns in diesem einleitenden Teil dem Bereich der Musik im Umfeld von Jugend zuwenden wollen, so ist dies sowohl mit dem Stellenwert dieses Mediums in der Jugend zu begründen, als auch mit der Vielzahl von Funktionen, die der Musik direkt oder indirekt für jugendliche Sozialisation im weitesten Sinne zukommen. Wir werden versuchen, diese Funktionen im folgenden kurz darzustellen.

Die überaus starke Bedeutung, die der Musik im Jugendbereich zukommt, läßt sich anhand verschiedener Fakten verdeutlichen. So stellt beispielsweise 'Musik hören' eine zentrale Freizeitbeschäftigung von Jugendlichen dar. So geben "71% der 12 - 23jährigen.... 'Musik hören' als Hobby an. Im Durchschnitt hören die 14 - 21jährigen täglich 1 - 3 Stunden Musik, einige von ihnen noch erheblich mehr". (Weiß, W., 1980:107) Irmgard Botnik (1981:24) hat in einem unveröffentlichten Manuskript die entscheidende Rolle der Musik im Freizeitbudget der Jugendlichen aufgezeigt und konnte die obigen Ergebnisse unterstreichen. Dies gilt auch für den Konsum von Musikerzeugnissen. "Von jeweils 100 Schallplatten, die 1969 in der Bundesrepublik verkauft wurden, entfielen etwa 88 auf Jugendliche unter 25 Jahren. Die 13 - 17jährigen besaßen 1977/78 zu 68% einen eigenen Cassettenrekorder und zu 93% eigene Schallplatten/Musikkassetten....Die Vergleichszahlen für Erwachsene liegen durchwegs erheblich niedriger. Schüler geben mehr als die Hälfte ihres Taschengeldes für Musikzwecke aus " (Weiß, W., 1980:107; Vgl. auch: Schierholz, H., 1981:122; Bauer, K.O., 1983:71).

Der jugendspezifische Musikkonsum bezieht sich dabei fast vollständig auf den Bereich der Unterhaltungsmusik, der auch häufig mit den Begriffen 'Pop' oder 'Rock' bezeichnet wird. Der Anteil der Jugendlichen, die sich mit klassischer Musik beschäftigen, ist verschwindend gering und liegt weit unter 10 %. (Weiß, W., 1980:108)

Für die weitere Diskussion gehen wir von der These aus, daß der Musik insofern eine entscheidende Funktion für den Bereich der Adoleszenz zukommt, als sie ein zentrales Medium darstellt, das eine relativ eigenständige, d.h. von der Erwachsenengesellschaft separierte Jugendkultur bewirkt. Dies ist am deutlichsten in ihrer Abgrenzungsfunktion zu Erwachsenen, zu den Eltern der Jugendlichen, zu sehen. Jugendliche Musikkultur ist als Ausdruck jugendlicher Identität zu verstehen, einer Identität, "die geprägt ist von dem Wunsch nach Abgrenzung von der Erwachsenenwelt bzw. von gesellschaftlicher Realität..." (Weiß, W., 1980:108). Damit erhält die Musik gleichzeitig die Funktion "Realität abzufiltern" (Liede, M.; Ziehe, T., 1982:306), "aus dem Alltag auszubrechen und frei zu sein" (Hußing, U., 1982:314). Musik kann so als eine Fluchtmöglichkeit aus der Alltagswelt verstanden werden, die bestimmt ist von erwachsenbezogenen Anforderungen und Verhaltenserwartungen. Die Bemühungen des Jugendlichen, sich über Musik von den Erwachsenen abzugrenzen, erhält dadurch einen anderen Stellenwert, indem jugendspezifische Musik nicht nur als Oppositionsmedium gegenüber der Erwachsenenwelt verstanden wird, sondern gleichzeitig Rückzugsmöglichkeiten bietet. Musik hören entspricht einer "akustischen Herstellung von Intensitätserlebnissen" (Liede, M.; Ziehe, T., 1982:305). Musik ist als "Identifikationsmedium geeignet, weil Gefühle erlebt, nachvollzogen und mitempfunden werden können" (Hußing, U., 1982:318). In Musik kann sich der Jugendliche vertiefen, kann sich emotional stark engagieren und ausleben, indem er sie einfach auf sich wirken läßt: er entrinnt für einen Moment den gesellschaftlichen Anforderungen und Pflichten, er zieht sich zurück und läßt die Alltagsrealität hinter sich. Sehr anschaulich verdeutlichen dies die Aussagen von zwei 16 und 21jährigen Mädchen: "Ich lasse mich einfach von der Musik wegtragen..." und "...die Wogen der Musik, in die ich mich einfach fallen lassen kann" (aus: Neisser, H., 1981:28). Somit stellt Musik nicht nur "eine Nische, die fest umrissen" (Sandner, W., 1980:69) ist, dar, indem man sich aus dem Alltag zurückziehen und sich damit von der Erwachsenenwelt separieren kann. Sie ist gleichzeitig ent-

scheidende Orientierungshilfe. Wurde Jugendalter oben als wichtiges Übergangsstadium zur voll verantwortlichen Übernahme von Rechten und Pflichten bezeichnet, als Stadium, in dem Identitätsfindung sich vollzieht, das geprägt ist durch die Suche nach Verhaltenssicherheit, so kann in diesem Kontext der Musik eine durchaus dominante Funktion zugeschrieben werden, indem sie in hohem Maße Sicherheit, da Orientierung, verleiht. Diese Sicherheitsverleihung erstreckt sich von den relativ einfachen und damit leicht nachvollziehbaren rhythmischen Strukturen (Vgl. Schierholz, H., 1981:124) über die Nachahmung der Haltung und Gestik der Musikidole (vgl. Sandner, W., 1980:69) bis zu inhaltlichen Aussagen, die beispielsweise auf typische jugendliche Träume und Phantasien Bezug nehmen, wie die Vorstellung von einem besseren Leben, von einer besseren Gesellschaft. (Vgl. Hußing, U., 1982:316) Doch auch noch auf eine andere Art erfüllt Musik diesen Aspekt der Sicherheits- und Orientierungsverleihung, indem die Beschäftigung mit Musik zugleich die Mitgliedschaft in einer Gleichaltrigengruppe bedeuten kann. Mit anderen Worten: Da ein Großteil der Aktivitäten von jugendlichen Gleichaltrigengruppen sich direkt und indirekt mit Musik beschäftigt, bedeutet u.a. das Verfügen und Wissen von und über Musik gleichzeitig die Zugehörigkeit zu einer 'peer group'. (Vgl. z.B. Hußing, U., 1982:315; Schierholz, H., 1981:126) So wird jugendliches Gemeinschaftsgefühl über die Musik mitbegründet und gefördert. (Vgl. Botnik, J., 1981:58; Hornstein, W., 1966:334) Damit wird zum einen nochmals die Orientierung und Sicherheit verleihende Funktion von Musik deutlich, indem prinzipiell Einigkeit über einen Großteil der Kommunikationskapazitäten in der 'peer group' besteht, was ein Gefühl des sich gegenseitig Verstehens und Mitgliedschaft involviert. Zum anderen ist damit wiederum das Argument der Abgrenzungsfunktion von Musik zur Erwachsenenwelt aufzugreifen, indem der jugendspezifischen Musik ein eindeutiger und zentraler Stellenwert in dem Gruppengeschehen der 'peer group' zukommt, die sich eben damit von der Erwachsenenwelt inhaltlich bewußt distanziert. Auch dieses Argument läßt sich in einem, aus der Arbeit von H. Neisser (1981:73) entnommenen Zitat eines Jugendlichen über den mit Gleichaltrigen vorgenommenen Diskothekenbesuch nochmals sehr deutlich nachzeichnen:

"In der Diskothek bekommt man ein Gefühl der Selbstsicherheit.... Immer wissen die Eltern und unsere Pauker alles besser, aber tanzen können sie nicht, und von richtiger Musik verstehen sie auch nichts, und außerdem kommen die in die Disco gar nicht rein, weil sie viel zu alt sind."

Musik stellt somit nicht unbedingt eine eigenständige Sozialisationsfunktion dar, sondern sie zentriert vielmehr jugendspezifische Interessenkonstellationen, sie stellt eine bestimmte Atmosphäre, ein Sozialisationsklima her, das dazu beiträgt, "daß die Individualität Jugendlicher sich kreativ und in moderater Abwehrhaltung gegen die herrschenden Normen entfaltet" (Schierholz, H., 1981:126).

Am Beispiel der Diskothek läßt sich nochmals deutlich das erwähnte jugendliche Abgrenzungsverhalten auf dem Musiksektor darstellen. So bezeichnet zum Beispiel H.J. Ochmann (1981:228) die Diskothek als Platz "juveniler Öffentlichkeit". Neben dieser Möglichkeit, mit Gleichaltrigen Kontakt zu haben und Musik zu hören, müssen der Diskothek aber noch weitere Funktionen zugeschrieben werden, wie die einer spezifischen Kommunikationsstruktur und der Möglichkeit heterosexuelle Kontakte herzustellen. Ochmann (1981:121 ff.) spricht von der Herausbildung einer jugendspezifischen nonverbalen Kommunikationsstruktur, die sich insbesondere an 'peer groups' orientiert und dort bedeutungsgehaltig wird. In der Diskothek erreicht diese non-verbale Kommunikation im Gegensatz zu anderen Sozialbeziehungen zweifellos ihre größte Relevanz. Dies ist nicht nur mit der in Diskotheken üblichen Lautstärke zu begründen, die eine verbale Verständigung fast verunmöglicht (vgl. auch: Neisser, H.J., 1981:35), sondern auch "im tänzerischen Ausdrucksverhalten...oder (in der)...selbstdarstellenden Körperkommunikation mittels Kleider" (Ochmann, H.J., 1981:229) zu sehen. Nun scheinen gerade diese non-verbalen Kommunikationsmodi einer Geschlechterbegegnung in mehrerer Hinsicht besonders entgegenzukommen. So wird zum einen das 'Sich-gegenseitig-aufeinander-aufmerksam-machen' merklich vereinfacht, wenn einerseits die verbale Kommunikationsebene fast völlig entfällt und andererseits gerade deshalb andere Kommunikationsprioritäten gesetzt werden müssen, wie z.B. eine mehr oder minder exaltierte Kleidung. (Vgl. Mezger, W., 1980:45) Aber auch der in der Diskothek sich fast zwangsläufig ergebende passive Körperkontakt erleichtert die gegenseitige Kontaktaufnahme erheblich. (Vgl. Ochmann, H.J., 1981:228 ff.)

Die Diskothek ersetzt heute zunehmend die Tanzschule als 'klassische Begegnungsstätte der Geschlechter. (Vgl. Mezger, W., 1980:41) Entscheidend scheint hier allerdings zu sein, daß Tanzschulen neben einem hohen Maß an Verbindlichkeiten (im Sinne allgemeiner gesellschaftlicher Umgangsformen) fast ausschließlich erwachsenbe-

stimmt sind und ihre Besonderheit gerade darin besteht, den Heranwachsenden in die Welt der Erwachsenen einzuführen. Die Diskotheken dagegen sind in spezifischer Weise jugendbestimmt. Sieht man einmal von der eher indirekt vorhandenen Einflußnahme Erwachsener ab (z.B. Diktat der Mode, Betreibung einer Diskothek etc.), so grenzt sich die Diskothek sowohl hinsichtlich des Verhaltens, der Musik, aber auch der spezifischen Selbststilisierung Jugendlicher von der Erwachsenenwelt scharf ab.

Auch mit diesem Hinweis kann unsere einleitend formulierte These nochmals belegt werden. Neben den verschiedenen Funktionen der Musik (wie einem Rückzug aus dem Alltag, der Stabilisierung von Verhaltenssicherheit durch spezifische Orientierungsvorgaben und der über Musik sich vollziehenden Rückbindung an Gleichaltrige) kann auch die weitgehend jugendbestimmte Diskothek im Sinne einer auf diesem Gebiet vorzufindenden Existenz einer relativ eigenständigen Jugendkultur verstanden werden. T. Kneif (1982:141) resümiert zusammenfassend: "Es läßt sich auch geschichtlich verfolgen, daß die Rockmusik als eine spezifische Jugendkultur oder Jugendsubkultur entstanden ist, in der die üblichen Werte der Erwachsenen nicht gelten sollen." Darüberhinaus stellt der Aspekt der Musik indirekt einen wichtigen Beitrag zur Geschlechterbegegnung dar.

2.5. JUGENDLICHE SEXUALITÄT

Überblickt man die einschlägige Literatur zu diesem Gebiet, so fällt auf, daß in den seltensten Fällen eine Differenzierung zwischen Aussagen zum Sexualverhalten und den damit verbundenen Wertstrukturen herausgearbeitet wird. (Ausnahme: Sigusch, V., Schmidt, G., 1973; Hornstein, W., 1975:444 ff.) Somit werden Werte wie 'Liebe', 'Treue', 'Ehebezogenheit' in ein Gerüst statistischer Daten zur altersspezifischen Verteilung von diversen Sexualpraktiken integriert. Aus diesem Grunde wird in dem folgenden Abschnitt eine Differenzierung dieser beiden Dimensionen vorgenommen.

Ein weiteres Problem stellt die relative Begrenztheit der zur Verfügung stehenden Daten dar. Insbesondere stehen die Arbeiten, die im Umfeld von H. Giese und seinen Mitarbeitern V. Sigusch und G. Schmidt entstanden sind zur Verfügung. Diese sind zwar sehr umfangreich, weisen allerdings den Nachteil auf, nicht mehr die aktuelle Lage wiederzugeben, da sie vor ca. 10 Jahren durchgeführt wurden.

Daneben sind, neben diversen Untersuchungen aus den 60er Jahren, die sich auf Schweden, Dänemark und England beziehen (vgl. Kentler, H., 1973A:88), vor allem noch auf die relativ umfangreichen Ergebnisse aus Österreich zurückzugreifen. (Weiss, R., 1978; Mechler, H.J., 1977)

Bei sexualempirischen Arbeiten taucht desweiteren das Problem auf, inwieweit es gelingt, die Informationen unter Kontrolle zu halten. So ist einerseits davon auszugehen, daß Fragen zur Sexualität von einem Teil der Befragten aufgrund ihres intimen Charakters als 'belastend' empfunden werden, während andere sich denselben Fragen zu 'überspannten' Antworten veranlaßt sehen. Generell ist davon auszugehen, daß Verzerrungen der Information nach beiden Seiten hin bestehen, so daß auch unter diesem Aspekt die im folgenden zu referierenden empirischen Ergebnisse einer vorsichtigen Interpretation bedürfen.

In einer Reihe von Untersuchungen über die sexuelle Entwicklung (z.B. Schofield, M., 1969:61 ff.; Schmidt, G., 1971; Sigusch, V.; Schmidt, G., 1973; Kroath, F., 1977A:58) konnte gezeigt werden, daß die sexuelle Entwicklung von Jungen und Mädchen relativ gleichförmig in bestimmten Stufen verläuft. Statistisch quantifiziert (das 'durchschnittliche Mädchen', der 'durchschnittliche Junge') kann von dem in der folgenden Übersicht dargestellten zeitlichen Ablauf ausgegangen werden.

Tab. 1: Entwicklungsverlauf von gegengeschlechtlichen Paarbeziehungen nach Alter und Geschlecht (Medianwerte)

	Sigusch/Schmidt		Weiss	
	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen
zum erstenmal:				
• verabredet	13 : 9*)	14 : 2	---	---
• küssen	14 : 5	14 : 11	14 : 4	14 : 10
• verliebt	15 : 6	16 : 2	---	---
• feste(n) Freund(in)	15 : 6	15 : 9	---	---
• Brustpetting	15 : 11	16 : 2	15 : 10	15 : 11
• Genitalpetting, passiv	16 : 9	17 : 2	---	---
• Genitalpetting, aktiv	17 : 1	16 : 10	16 : 5	16 : 5 ¹⁾
			17 : 7	18 : 2 ²⁾
• Koitus	17 : 9	17 : 6	---	---

*) erste Ziffer = Jahre
zweite Ziffer = Monate

(Sigusch, V.; Schmidt, G., 1973:
8 f.; Weiss, R., 1978:57)

1) Junge aktiv
2) Mädchen aktiv

Diese Ergebnisse decken sich weitgehend mit denen anderer europäischer Untersuchungen (vgl. Kentler, H., 1973:88) und sind auch mit einer Untersuchung von F. Kroath (1977A:58) vergleichbar. Wenn auch nicht zu allen oben angeführten Statements, so liegen doch für die Bundesrepublik Deutschland noch aktuellere Zahlen aus der Jugendstudie der deutschen Shell vor. Auch hier wurden Daten erhoben, deren altersmäßige Verteilung zu denen der obigen Tabelle kompatibel sind. So gaben 27% der Jungen und 37% der Mädchen an, die Dimension 'zum ersten Mal sehr verliebt sein' mit 14 Jahren erreicht zu haben. 55% der Jungen und 53% der Mädchen glauben oder haben diesen Fixpunkt bis zum 17. Lebensjahr erreicht. (Jugendwerk der deutschen Shell, 1981, I :177) Hinsichtlich der in der Befragung sehr unspezifizierten Dimension 'selbst sexuelle Erfahrungen machen', gaben 14% der Jungen und 16% der Mädchen an, dies bis zum 14. Lebensjahr erreicht zu haben. 64% der Jungen und 63% der Mädchen erreichen, oder werden diesen Fixpunkt bis zum 17. Lebensjahr erreichen, und 20 % (Jungen), resp. 19 % (Mädchen), werden dies bis zum 20. Lebensjahr erreichen. (Jugendwerk d. dt. Shell, 1981, I:181)

Hinsichtlich des sexuellen Entwicklungsprozesses ist als Ergebnis festzuhalten, daß "der Verlauf der heterosexuellen Entwicklung durch bestimmte Stadien oder Stufen charakterisiert (ist), die in der Regel in relativer Gleichförmigkeit durchlaufen werden. Diese Stufen reichen von peripheren Formen des sexuellen Kontaktes (Küssen) über Petting bis hin zum Koitus und werden im allgemeinen nicht übersprungen. Jede Stufe 'beansprucht' für sich eine gewisse zeitlichen Stabilität" (Kroath, F., 1977A:58).

Nun deutet die Struktur dieses Entwicklungsprozesses daraufhin, daß es sich hier explizit um einen Lernprozeß handelt, der allerdings nicht nur im Sinne des Lernens von sexuellen Umgangsformen und Techniken verstanden werden darf, sondern zutiefst durchdrungen ist von neuen sozialen und emotionalen Erfahrungen und neuen Erlebnissen, die schrittweise und allmählich eingeübt werden müssen. Wir wollen deshalb diesen Lernprozeß als den Erwerb 'sozio-sexueller Kompetenz' bezeichnen. Sigusch und Schmidt sprechen von einer künstlichen Verlängerung und Erschwerung dieses Lernprozesses, indem sie darauf hinweisen, daß der Jugendliche bei diesem Lernprozeß von seiten der Erwachsenen in der Regel nicht unterstützt und beraten, sondern vielmehr behindert, entmutigt und verunsichert wird. (Vgl. Sigusch, V.; Schmidt, G., 1973:2; Diese künst-

liche Prolongation ist überaus eindrucksvoll im Bereich der sog. Sexualaufklärung nachzuvollziehen, die in aller Regel nicht von Seiten der Eltern geleistet wird. (Vgl. Mechler, H.J., 1977; Plössing, F., 1977:43 ff.; Weiss, R., 1974:53 ff., 1978:40; Graf, A., 1977:25 ff.)

Der Jugendliche ist somit insbesondere an außerfamiliale Sozialisationsinstanzen verwiesen. (Hornstein, W., 1975:447) Wird also Sexualität aus dem familialen Bereich weitgehend ausgeklammert und wird in den Ausbildungsstätten - wenn überhaupt - Sexualität nur als zukünftige und keinesfalls als gegenwärtige Handlungschance verstanden, so bleibt als weitgehend einziger Raum für jugendliche Sexualität die informellen Beziehungen in der 'peer group'. Walter Hornstein führt hierzu aus: "Diese informellen Beziehungen der Jugendlichen erhalten ihre Bedeutung und ihren subjektiven Sinn geradezu dadurch, daß sie von der Befriedigung sexueller Bedürfnisse im weitesten Sinn geprägt sind. Die hier gegebenen Handlungschancen stellen das Lernmilieu für das Erlernen der Geschlechtsrolle dar" (Hornstein, W., 1982:75). Wir werden auf dieses offensichtliche Defizit der Herkunftsfamilie und der Hinausverlagerung von Sozialisationsfunktionen aus dem familialen Bereich an späterer Stelle noch ausführlicher zu sprechen kommen.

Handelte es sich nun bislang um das Referat von Daten zu einem heterosexuellen Entwicklungsprozeß, verbunden mit einigen kurzen Hinweisen zur sexualspezifischen Sozialisationsproblematik, so wenden wir uns nun der inhaltlichen Dimension jugendlicher Aufnahme von Sexualkontakten zu.

Als Beweggründe, das Gebiet der Jugendsexualität empirisch näher zu erfassen, wird oftmals ein (angeblicher) Verfall moralischer Standards, eine totale sexuelle Freizügigkeit und eine weitgehende Negation der Ehe bei der jungen Generation angegeben, oftmals verbunden mit der Sorge um den Fortbestand der Kultur. (Vgl. Weiss, R., 1978:44)⁴⁾ Allerdings gelangen die meisten Autoren nach der Sichtung und Interpretation der Daten zu der Überzeugung, daß zwar ein grundsätzlicher Wandel in sexualspezifischen Fragestellungen bei der jungen Generation festzustellen ist, jedoch ihre Befürchtungen einer völligen 'Aufweichung' moralischer Standards sich als weitgehend unbegründet herausstellt.

Es läßt sich zwar generell festhalten, daß "moralische Überzeugungen...praktisch kein Grund mehr dafür (sind), daß Mädchen und

Jungen sexuell zurückhaltend und unerfahren sind" (Sigusch,V.; Schmidt,G.,1973:10), gleichzeitig muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß Werte wie 'Liebe' und 'Treue' nach wie vor einen hohen Stellenwert im jugendlichen Partnerverhalten haben. Diese weitgehende Negierung von Moralcodices einerseits und das Aufrechterhalten von monogamen Wertorientierungen andererseits kann in der Einstellung Jugendlicher zum vorehelichen Geschlechtsverkehr verdeutlicht werden. So wird von der überwiegenden Mehrheit der jungen Generation die Ansicht vertreten, daß die Aufnahme von geschlechtlichen Beziehungen nicht eine Eheschließung zur Voraussetzung haben muß. (Vgl.:Sigusch,V.;Schmidt,G.,1973:43 ;Mechler,H.-J.,1977B:123; Stary,J.,1979:172) Als Folge dieser Einstellung entfällt die Forderung an die Frau, unberührt in die Ehe zu gehen (vgl. Landesjugendreferat d. Burgenlandes,1978:25;Sigusch,V.;Schmidt,G.,1973:45), verbunden mit der Akzeptanz, daß der spätere Partner auch schon intime Beziehungen vor der jetzigen gehabt hat. (Vgl. Sigusch,V.; Schmidt,G.,1973:45)

Darüberhinaus wird die Hauptfunktion der Sexualität nicht mehr primär unter dem Aspekt der Fortpflanzung gesehen, sondern ihr wird eine Lust- und Sozialfunktion zugeschrieben. (Vgl. Ebd.:42) Dieser Aufkündigung von traditional legitimierten moralischen Wertorientierungen steht nun die unbedingte Einhaltung von Werten wie 'Liebe' und 'Treue' gegenüber. Mit anderen Worten: Wird eine Ehe nicht als notwendige Voraussetzung zur Aufnahme geschlechtlicher Beziehungen verstanden, so wird hierbei diese Wertvorstellung 'Ehe' von anderen Werten substituiert. Sigusch und Schmidt (1973:43) erfragten die heute dominierenden Wertvorstellungen, die zur Aufnahme von intimen Beziehungen gegeben sein müssen und ermittelten, daß "die meisten Befragten....eine personale Beziehung als Voraussetzung für die Aufnahme von Geschlechtsverkehr nannten. Diese personale Beziehung wurde verbalisiert als 'Liebe', 'Sympathie', 'Zuneigung', 'Sichgernhaben', 'Freundschaft', 'Sichgutverstehen' usw." Neben dem Aspekt der Notwendigkeit von empfängnisverhütenden Maßnahmen "wurde spontan auf das Vorhandensein von Mutualität, d.h. von beiderseitigem Einverständnis und Verlangen hingewiesen....Nicht einmal ein Zehntel der Jugendlichen sprach sich für hedonistische Motive aus und betonte die Bedeutung von Lust, Spaß, Freude usw " (Ebd.:43).

Die vorliegenden empirischen Ergebnisse bestätigen die Wichtigkeit der Partnerzentriertheit bei der Aufnahme von geschlechtlichen Be-

ziehungen völlig einhellig. Hierbei wird insbesondere auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß die Beziehung von Liebe (vgl. Weiss, R., 1974:125; Mechler, H. J., 1977B:125; Weiss, R., 1978:45; Brunnmayr, E., 1981:125) und Treue (Sigusch, V.; Schmidt, G., 1973:44, 46; Mechler, H. J., 1977B:127; Weiss, R., 1978:41; Kruse, P., 1981:155) getragen werden muß, so daß hinsichtlich dieser Dimension feste Freundschaften denselben Wertvorstellungen unterliegen, wie sie für die Ehe als verbindlich geregelt sind. (Vgl. Sigusch, V.; Schmidt, G., 1973:57) Lediglich die Ausübung von Sexualität ist nicht mehr notwendigerweise an die Institution der Ehe gebunden, sondern erfolgt in einem der Ehe vorgelagertem Stadium. Darüberhinaus wird in der jungen Generation diese Institution der Ehe keineswegs negiert, sondern es ist durchwegs von einem Heiratswunsch der Jugendlichen auszugehen. (Ebd.:49; Weiss, R., 1978:44; Stary, J., 1979:172; Janig, H., 1981A:154) Hinsichtlich dieser Wertorientierung der 'Ehezentriertheit' werden in der schon mehrmals erwähnten Jugendstudie der deutschen Shell interessante Ergebnisse referiert. Demnach wollen 87% der befragten Jugendlichen prinzipiell heiraten, wenn auch nicht in naher Zukunft. Lediglich 13% sprachen sich entschieden dagegen aus. Letztere Auffassung korreliert allerdings sehr deutlich mit einer ablehnenden Haltung der bestehenden Gesellschaftsstruktur im weitesten Sinne. Heiraten wird dann in enger Loyalität gegenüber dem Staat und der Gesellschaft verstanden. Da man aber diesen Staat ablehne, sei es nur konsequent, wenn man die staatliche Institution der Ehe negiere. (Vgl. Jugendwerk der dt. Shell, 1981, I:204 ff.)

Es zeigt sich somit, daß nicht nur von einer relativ großen Ehezentriertheit bei der jungen Generation auszugehen ist, sondern auch, "daß sich Jugendliche heute vor der Ehe so verhalten, wie sie es sich für die Ehe selbst vorstellen. Die festen Freundschaften....unterliegen denselben Wertvorstellungen und Normierungen wie die Ehe....Die Sexualität der gegenwärtigen Jugend ist im Wortsinn vor-ehelich, keineswegs anti-ehelich, gegen die Institution Monogamie gerichtet " (Sigusch, V.; Schmidt, G., 1972:36).

Wir können somit zusammenfassend festhalten, daß sich hinsichtlich des jugendlichen Sexualverhaltens insofern ein Wandel vollzogen hat, als die Aufnahme sexueller Beziehungen nicht mehr an die Institution der Ehe gekoppelt ist, sondern weitgehend konfliktfrei in der Phase der Adoleszenz bereits praktiziert wird. Allerdings sind zur Aufnahme von geschlechtlichen Beziehungen eheähnliche

Orientierungen, wie beiderseitiges Einverständnis, Liebe und gegenseitige Treue, entscheidend. Insofern ist sowohl von der Aufgabe bestimmter moralischer Standards auszugehen (z.B. Virginität), als aber auch dem weiteren Aufrechterhalten bestimmter Wertvorstellungen (z.B. Liebe, Treue, Ehezentriertheit etc.). Rudolf Weiss drückt diesen Sachverhalt wie folgt aus: "Liebe als entscheidendes Regulativ für das Sexualverhalten ist nicht nur Kristallisationspunkt der 'neuen Moral', sie ist zugleich auch deren Bindeglied zur Tradition". (Weiss, R., 1974:215)

Gingen wir nun in der bisherigen Darstellung dieses Kapitels von einem Jugendbegriff aus, der nicht näher schichtspezifisch differenziert wurde, so ist abschließend noch kurz auf evtl. bestehende Differenzierungen hinsichtlich der Schulbildung, resp. der Schichtzugehörigkeit, hinzuweisen. Nach einem weit verbreiteten Vorurteil, das insbesondere auf die Untersuchung von Kinsey und Mitarbeitern (1953) zurückgehen dürfte, unterscheidet sich das Sexualverhalten der Unter- und Mittelschicht deutlich voneinander. (Vgl. Kroath, F., 1977B:91) Demnach ist von einer größeren Häufigkeit vorehelicher Kontakte in der Unterschicht auszugehen, einer stärkeren Beschränkung auf den eigentlichen Geschlechtsverkehr und einer geringeren Orgasmusfähigkeit der Frau. (Vgl. Schmidt, G.; Sigusch, V., 1971:13) Erstaunlich ist nun, daß diese Einschätzung für die Vereinigten Staaten ihre Berechtigung zu haben scheint, während für die Bundesrepublik eine weitgehende Nivellierung schichtspezifischer Differenzierungen festzuhalten ist. Schmidt und Sigusch versuchen diesen Sachverhalt mit dem Begriff der 'romantischen Liebesideologie' zu erklären, der für den Bereich der Bundesrepublik und Skandinavien typisch zu sein scheint. "Sexuelles Verlangen und sexuelle Aktivitäten werden in allen Schichten Frauen ebenso wie Männern zuerkannt. Im Gegensatz zu den USA differieren in Skandinavien und Deutschland die Sexualnormen der Unter- und Mittelschicht nur geringfügig" (Schmidt, G.; Sigusch, V., 1971:134). Diese Vermutung konnten die Autoren auch in ihrer Jugendstudie nochmals belegen. Hauptschüler, Realschüler und Gymnasiasten unterscheiden sich hinsichtlich sexueller Aktivitäten und Praktiken nur geringfügig. So konnte lediglich im Masturbationsverhalten ein schulbildungsspezifischer Unterschied festgestellt werden: Realschüler und insbesondere Gymnasiasten masturbieren demnach häufiger als Hauptschüler, während diese eine größere Erfahrung im Genitalbetting und Koitus aufweisen konnten. Daraus folgt zusammenfassend, "daß Jugendliche mit geringerer

Schulbildung in jüngeren Jahren eine ausgefaltetere heterosexuelle Praxis haben als Jugendliche mit höherer Schulbildung" (Sigusch, V.,; Schmidt, G., 1973:66). Insgesamt betrachtet zeigt sich jedoch relativ eindeutig, daß hinsichtlich des Ausbildungsniveaus, resp. der Schichtzugehörigkeit, keine spezifischen Unterschiede im Sexualverhalten bestehen (vgl. Schmidt, G.; Sigusch, V., 1970; Kroath, F., 1977B:93 ff.), so daß auch hier - bezugnehmend auf die Diskussion, inwieweit Jugend als Sub- resp. Teilkultur zu verstehen sei (vgl. I.2.3), - von einer Tendenz der Vereinheitlichung einer Jugendkultur gesprochen werden kann. Wir kommen darauf an späterer Stelle (Kap. III) noch ausführlich zurück.

3. PARTNERWAHL: GRUNDSÄTZLICHES ZUR EINFÜHRUNG

3.1. ZUR GESCHICHTE DER PARTNERWAHL

Über historische Erscheinungsformen im Umfeld von Partnerwahl und Ehe liegen nur relativ spärliche und durchweg verstreut publizierte Veröffentlichungen vor. Dies mag zum einen damit zusammenhängen, daß im Bereich der historischen Wissenschaften sich die diesbezügliche Quellenlage als außerordentlich dürftig erweist, insbesondere je früher die zu behandelnde Epoche, zum anderen ist nochmals auf ein generelles Defizit im Bereich der Forschung zur Partnerwahl hinzuweisen.

Die germanische Ehe muß als wirtschaftlicher, aber auch religiös begründeter Rechtsakt zwischen zwei standesgleichen Sippen verstanden werden. War für die Frau damit eine gewisse gesellschaftliche und vor allem rechtliche Sicherstellung gegeben, so war für den Mann entscheidend, daß die Frau ihm 'vollgebürtige' Kinder gebär, die nicht nur für den Fortbestand seines Geschlechts sorgten, sondern insbesondere der Pflicht zur Blutrache nachkamen und nach seinem Tode für seine Seelenruhe sorgten. (Vgl. Fröhlich, K., 1928:148 ff.) Die Übergabe der Braut erfolgte gegen Bezahlung des vereinbarten Kaufpreises. Dieser Preis wurde im Rahmen der Brautwerbung ausgehandelt, wobei der Rechtscharakter der Eheschließung nochmals dadurch hervorgehoben wurde, als der Bräutigam der Braut - im rituellen Verlauf der Eheschließung - auf den Fuß trat und damit den Vertrag besiegelte. (Weber-Kellermann, I., 1974:23)

Aus dieser germanischen Auffassung von Partnerwahl und Eheschließung leitete sich nicht nur ein rein patriarchalisches Ehemodell, sondern auch jegliches Fehlen von Zuneigung oder Liebe der beiden Partner ab.⁵⁾

Mit der zunehmenden Verbreitung des christlichen Glaubens im deutschen Mittelalter wurde von seiten der Kirche immer wieder versucht, Einfluß auf die Eheschließung zu gewinnen. Dies betraf nicht nur das Inzestverbot (bis in den 7. Verwandtschaftsgrad), sondern insbesondere - nach dem Tridentiner Konzil - ein völlig neues Eheideal. Eheleiche Treue und Dauermonogamie wurden strikt gefordert.⁶⁾

Sowohl in der germanischen Zeit als auch im Mittelalter wurde allg. schon sehr jung geheiratet. Voraussetzung war lediglich die erreichte Geschlechtsreife, so daß in der Regel Jungen mit 15 - 19 Jahren und Mädchen mit 13 - 15 Jahren verheiratet wurden. (Koebner, R., 1911:137; Weber-Kellermann, I., 1974:41). Erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts muß auch hinsichtlich des Heiratsalters von gewissen Differenzierungen ausgegangen werden. So war das Heiratsalter mehr und mehr von den wirtschaftlichen Gegebenheiten, insbesondere der Art der Produktion, abhängig. Vorallem bei Bauern und Handwerkern war ein relativ hohes Heiratsalter festzustellen, nämlich ca. 25 Jahre bei der Frau und 29 - 30 Jahre beim Mann. (Rosenbaum, H., 1982:71) Dies leitete sich daher, daß Eheschließung und Familiengründung eng mit dem Besitz eines Hofes, bzw. einer Meisterstelle gekoppelt waren, die jedoch erst im Zuge der Erbfolge 'frei' wurden. (Vgl.: Ebd.:216) Demgegenüber war das Heiratsalter bei der häuslichen Produktion ebenso wie bei städtischen Arbeitern relativ niedrig, da weder Besitz noch Beruf eine wichtige Rolle spielten.

Aus dieser Relevanz der jeweiligen wirtschaftlichen Produktion leitete sich in der Regel auch die Gepflogenheit einer Partnerbestimmung von seiten der Familien- und Verwandtengruppe ab. Die entscheidenden Akteure waren die beiden Verwandtengruppen, "während der Wille der Heiratenden erst in zweiter Linie oder überhaupt nicht in Erscheinung trat". (König, R., 1974:75; Vgl.: Koebner, R., 1911: 152; Neidhardt, F., 1975: 37 f., 57)

Begründet wurde diese Eheschließungskompetenz der Familiengruppe zum einen damit, daß eine Partnerschaft beständiger sei, wenn sie eine Standesehe darstelle, d.h. wenn sie aus dem Willen zweier

Verwandtengruppen hervorgegangen ist (Vgl. König,R.,1974:75).Zum anderen konnte nur daüber sichergestellt werden, daß "der Partner der Kinder als Arbeitskraft und/oder Kapitalbringer (Mitgift bzw. Brautpreis)" (Neidhardt,F., 1975:38) gesichert werden konnte.

Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts findet sich in der bürgerlichen Familie erstamls die Liebesheirat als zentrales Verhaltensmuster im Rahmen von Partnerwahl und Ehe.(Vgl. auch:Engels, F.,1961:222) Wichtige Impulse für dieses Eheverständnis leiteten sich aus dem Gleichheitspostulat der französischen Revolution ab, wonach Eheschließung als weltlicher Rechtsakt zwischen zwei Individuen und nicht zwei Familienverbänden verstanden wurde. Liebesheirat wurde allerdings im Sinne einer 'vernünftigen Liebe' aufgefaßt. "Weder Abneigung noch heftige Zuneigung existierten zwischen den Ehepartnern, sondern vielmehr wohltemperierte Gefühle füreinander" (Rosenbaum,H.,1982:287)

Verbunden mit einer zunehmenden Industrialisierung und gesellschaftlicher Liberalisierung entfielen gleichzeitig mehr und mehr eheliche Einschränkungen und Reglementierungen (die sog. 'Heiratsverbote' Vgl.:Doll,O.,1940, cit. nach Schwäglar,G.,1970:144; Bolte,K.M., Kappe,D.,1966:93 ff.) zugunsten einer weitgehenden Individuation der Partnerwahl. Dies hatte ein reaktiv starkes Ansteigen der Heiratsquote, verbunden mit einem Sinken des Heiratsalters zur Folge.Gleichzeitig wurde innerhalb der Ehe die Fruchtbarkeit nicht mehr voll ausgeschöpft,"sondern dem individuellen Urteil und Entschluß im Sinne einer 'verantworteten Elternschaft' unterworfen....Die geschichtliche Alternative ist also sehr einfach gesagt, folgende: früher weniger verheiratete Personen mit vielen Kindern pro Ehe, heute viele verheiratete Personen mit wenigen Kindern" (Vaskovics,L.,1969:5).

Diese Liberalisierung im Bereich von Partnerwahl und Ehe hatte jedoch noch weitere bemerkenswerte Konsequenzen. Zum einen muß auf das Aufkommen von sog. 'Ehebüchlein' (z.B.:Keyserling,H.,1926A, 1926B;Schultze-Naumburg,B.,1935;Paumgarten,F.,v.,1913) verwiesen werden, deren Notwendigkeit sich sowohl vornehmlich aus einer gewissen Verhaltensunsicherheit in diesem Bereich ergab, da mit der Individuation der Partnerwahl nicht mehr auf traditional abgesicherte Verhaltensschemata zurückgegriffen werden konnte.

Zum anderen muß noch auf die in dieser Zeit verstärkt in Erscheinung tretenden Heiratsinserate und Heiratsinstitute hingewiesen werden (Vgl. hierzu ausführlicher: Werner, J., 1908; Kaupp, P., 1968: 9 ff.; Harmsen, H., 1976: 41 ff.).

In der Zeit des Nationalsozialismus ergaben sich schließlich nochmals gravierende Änderungen hinsichtlich der Vorstellung einer Neigungsehe. Hier wurde Partnerwahl eindeutig im Sinne einer Erbertüchtigung und so gut wie nicht im Sinne einer gegenseitigen Zuneigung der beiden Partner verstanden. In einem von H. Günther verfassten Buch mit dem Titel "Gattenwahl zum ehelichen Glück und erblicher Erbtüchtigung" heißt es: "Die Gesundung des erkrankten Volkslebens aller abendländischen Völker wird nur durch die Gesundung der Familie möglich sein. Achten die Heiratswilligen in Zukunft mehr auf die erbliche Beschaffenheit derjenigen Menschen, mit denen sie sich erblich binden wollen, so können Ehen vermieden werden, denen kränkliche und abartige Kinder entstammen würden". (Günther, H., 1940: 7) Das Idealbild des Partners ist die "Leibschönheit als Kennzeichen eines Wunschbildes der Gattenwahl". (Ebd.: 58) Günther geht hierbei so weit, daß er auch in Ausnahmefällen den Inzest durchaus befürwortet, nämlich dort, "wo nach eingehender erbkundlicher Untersuchung einer Sippe an deren ungewöhnlichen Erbtüchtigkeit nicht gezweifelt werden kann". (Ebd.: 157)

3.2. VOM IDEAL EINER FREIEN PARTNERWAHL

In der relevanten Literatur wird durchgängig die Ansicht einer Individuation bzw. 'Freiheit der Partnerwahl' vertreten. (Vgl. hierzu: Vaskovics, L., 1969: 9; König, R., 1974: 50, 75; Goode, W., 1976: 67; Jürgens, H.W., 1976D: 109; König, R., 1976: 107; Zigann, H., 1977: 37) Diese 'Freiheit der Partnerwahl' ist bereits in der Reichsverfassung von 1919 gesetzlich garantiert worden. Auch in Art. 6, Abs. 1 des Grundgesetzes ist der Schutz der Familie vor Eingriffen des Staates sowohl im Sinne eines klassischen Grundrechtes, als auch im Sinne einer "wertentscheidenden Grundsatznorm für das gesamte Ehe- und Familienrecht" (Simitis, S., 1975: 148) nochmals ausdrücklich unterstrichen. Allerdings ist hier nicht unmittelbar das Recht auf Wahlfreiheit des Ehepartners niedergelegt, so daß am 7. Oktober 1970 der Bundesverwaltungsgerichtshof feststellte, daß der Art. 6 d. GG ausdrücklich die Eheschließungsfreiheit mit beinhaltet. (Vgl. Simitis, S., 1975: 148)

Der nähere Sinn dieses Begriffs 'Freiheit der Partnerwahl' ist nur aus einem historischen Verständnis heraus ableitbar. Selektionskriterien wurden in historischen Gesellschaften in aller Regel von der Verwandtengruppe bestimmt und waren damit für den 'Betroffenen' verbindlich. In diesem Sinn war Partnerwahl sicher nicht als 'freier' Wahlakt zu interpretieren. Dieser Unfreiheit der Wahl in historischen Gesellschaftsformen wird vielfach die These gegenübergestellt, daß in modernen Industriegesellschaften Partnerwahl frei sei. Hier scheint nun Vorsicht zumindest in dem Sinne geboten zu sein, als der Begriff 'Freiheit' nicht zu wörtlich interpretiert werden darf. Verändert hat sich zweifellos die Person bzw. der Personenkreis, die bzw. der wählt. Nicht mehr die Verwandtengruppe selektiert, sondern Partnerselektion wird heute in aller Regel von den jeweils Betroffenen nach Sympathierelationen vollzogen. Dies belegen die spärlich vorhandenen Untersuchungen zu dieser Thematik. (Pfeil, E., 1968: 74; Wurzbacher, G., 1972: 17; Jugendwerk d. deutschen Shell, 1975, II: 68 ff.) Insoweit ist von einer 'Freiheit der Partnerwahl' zu sprechen. Dies impliziert darüberhinaus, daß die Eheschließung als solche überwiegend auf den freien Willen der beiden Partner zurückgeführt wird. (König, R., 1974: 50). "Das Recht zur Eheschließung wird als integrierender Bestandteil der individuellen Willens- und Entscheidungsfreiheit angesehen". (Jürgens, H.W., 1976 D: 109)

Wenn allerdings 'Freiheit der Partnerwahl' im Sinne einer weitgehenden Regellosigkeit verstanden wird, so ist dieser Einschätzung nicht zuzustimmen. (Vgl. Rosenmayr, L.; Kreutz, H., 1973: 253 ff.) Somit erfolgt 'frei', d.h. von den Betroffenen individuell vorgenommene Partnerwahl, nicht ohne gesellschaftliche Normierungen. Vielmehr muß davon ausgegangen werden, daß "die Tatsache der freien Gattenwahl nach den Kriterien von Liebe und Zuneigung zwischen den Partnern...keineswegs (bedeutet), daß Heiraten regellos und ohne Bezug zu äußeren gesellschaftlichen Einflußfaktoren" (Handl, J.o.J. (ca. 1980): 1) erfolgt.

Im zweiten Kapitel dieser Arbeit werden wir uns fast durchweg mit gesellschaftlichen Normierungen beschäftigen, die zumindest zu einem Teil Partnerwahl beschränken (z.B. Schichtzugehörigkeit, Alter, Konfession etc.) Darüberhinaus ist noch auf einige weitere Beschränkungen auf diesem Gebiet aufmerksam zu machen. Zum einen ist neben der Sexualproportion in einer Gesellschaft auch an bestimmte gesetzliche Bestimmungen zu denken, in denen spezifische Normen darüber existieren, wer überhaupt ehelfähig ist. Zum anderen ist das Inzesttabu⁷⁾, das den eigenen Verwandtenclan aus dem Heiratsmarkt aus-

schließt, ebenso zu erwähnen, wie die Tatsache der sozialen Erwünschtheit der Ehe. Das heißt neben denjenigen, die qua Amt bzw. Beruf von der Eheschließung ausgeschlossen sind (Priester etc.), muß die Frage gestellt werden, inwieweit die Eheschließung überhaupt sozial erwünscht ist. Wenn auch diese Erwünschtheit bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung vorhanden zu sein scheint, existieren dennoch bestimmte Personenkreise, die Ehe als Institution bewußt ablehnen und entweder unverheiratet zusammenleben (vgl. z.B.: Ridley, C.A., 1979) oder der sog. 'Single-Bewegung' zuzurechnen sind. (Vgl. ausführlicher: Rustler, I., 1983)

3.3. STATISTISCHE ANMERKUNGEN: HEIRATS- UND SCHEIDUNGSQUOTEN

Zum Abschluß dieses 1. Kapitels wollen wir uns noch kurz mit quantitativen Aussagen zu dem Umfeld von Ehe und Partnerwahl auseinandersetzen. Wir greifen hierzu auf die für die Bundesrepublik Deutschland zur Verfügung stehenden statistischen Erhebungen zurück. Diese sind allerdings in mehrfacher Hinsicht durchaus skeptisch zu beurteilen, was sowohl mit der Definition der Population, als auch mit den dann in den jeweiligen Tabellen vorgenommenen Differenzierungen und Korrelationen begründet werden kann.⁸⁾

Einen Überblick über die absoluten Zahlen der Eheschließungen in der Bundesrepublik gibt die folgende Aufstellung:

Tab. 2: Anzahl der Eheschließungen von 1971 - 1981

Jahr	Eheschließungen
1971	432 030
1972	415 132
1973	394 603
1974	377 265
1975	386 681
1976	365 728
1977	358 487
1978	328 215
1979	344 823
1980	362 408
1981	359 360

(Bundesamt, stat., 1980:31; Bundesamt, stat., 1982:67)

Zieht man desweiteren die absoluten Zahlen der letzten Jahrzehnte mit in die Betrachtung ein, so ergibt sich das folgende Bild: "Die

Zahl der Eheschließungen erreichte 1950 um fast 536000 ihren absoluten Nachkriegshöchststand. Sie ist seit 1962, dem Jahr mit der zweithöchsten Zahl an standesamtlichen Trauungen (rd. 531000) mit Ausnahme der Jahre 1969 und 1975 ständig bis auf rd. 328000 im Jahr 1978 gesunken. Danach stieg die Zahl wieder etwas an und betrug 1980 rd. 362000 " (Presse und Informationsamt der Bundesregierung, 1982:24). Diese Angaben sind nun allerdings nur als erste Anhaltspunkte zu verstehen, da nämlich die Aussage, die Eheschließungen gingen seit den fünfziger Jahren zurück, sich nur auf absolute und nicht auf bereinigte Werte stützt. Die Veränderung der heiratsfähigen Bevölkerung wird nicht mitthematisiert. Gerd Rüdiger-Rückert versucht diese Problematik mit der Errechnung einer Eheschließungsziffer zu beheben. Sie drückt die Heiratsneigung - man könnte auch sagen: die Heiratsintensität - aus und ist definiert als "die absolute Zahl der Eheschließungen eines Beobachtungszeitraums (bezogen) auf 1000 Personen der durchschnittlichen Bevölkerung des Beobachtungszeitraums" (Rückert, G.-R., 1979:49).

Tab. 3: Eheschließungsziffer von 1950 - 1974

Jahre	Eheschließungsziffer
1950 - 1954	9,5
1955 - 1959	9,0
1960 - 1964	9,1
1965 - 1969	7,8
1970 - 1974	6,7

(Rückert, G.R., 1979:49)

Obwohl Rückert selbst zugesteht, daß die Eheschließungsziffer nur ein sehr grobes Maß darstellt, scheint sich im Anschluß an die oben vorgetragenen absoluten Zahlenwerte die Vermutung eines rückläufigen Heiratsverhaltens zu bestätigen.

Differenziert man das Zahlenmaterial weiter nach 'Erstehen', so ergeben sich die folgenden Verteilungen:

Tab. 4: Ersten von 1970 - 1980, absolut und in % der Eheschließungen insgesamt

Jahr	Erstehen	% der Eheschl. insgesamt
1970	355 470	80,0
1971	343 600	78,6
1972	326 149	78,6
1973	306 042	77,6
1974	286 628	76,0
1975	293 053	75,8
1976	269 490	73,7
1977	263 016	73,4
1978	246 640	75,1
1979	257 156	74,6
1980	269 240	74,3

(Bundesamt, stat., 1980:31)

Tab. 5: Ersten nach Alter und Geschlecht 1980

Alter	männlich	weiblich
unter 16	---	112
16 - 17	---	1 910
17 - 18	165	5 420
18 - 19	2 885	25 007
19 - 20	10 364	31 750
20 - 21	16 834	38 684
21 - 22	22 301	38 260
22 - 23	28 348	34 126
23 - 24	31 406	28 276
24 - 25	31 124	22 633
25 - 26	28 928	17 622
26 - 27	24 991	13 114
27 - 28	20 849	9 607
28 - 29	16 660	7 035
29 - 30	12 913	5 305
30 - 31	10 425	3 987
31 - 32	7 970	2 861

(Bundesamt, stat., 1982:70)

Bemerkenswert ist bei diesen Daten zum einen der Sachverhalt, daß der %-Satz der Ersten im Vergleich zu der Wiederverheiratungsquote, aber auch der Heiratsquote von Verwitweten von 1970 und 1980 um 5,7% Punkte stetig fiel, und zum anderen für das Jahr 1980 (wiederum bezogen auf Ersten) sich die Tendenz zeigt, daß das Heiratsalter der Frau merklich niedriger als das des Mannes liegt. Zwar liegen die Maximalwerte des Heiratsalters beider Geschlechter relativ nahe zusammen (Frau: 20-21 Jahre: 38684; Mann: 23-24 Jahre: 31406), doch ist die Streuung der Werte bei den Männern wesentlich größer als bei den Frauen. Die - statistisch gesehen - meisten Ehen, näm-

lich 6178 (allerdings nicht nur Ersten!) werden in der Alterskategorie 23-24 Jahre (Mann) und 21-22 Jahre (Frau) geschlossen). (Vgl. Bundesamt, stat., 1980:34/35)

Verfolgt man bei den Ersten das Heiratsalter über das letzte Jahrzehnt, so ist auf eine weitere Besonderheit hinzuweisen.

Tab. 6: Durchschnittliches Heiratsalter bei Ersten von 1970 - 1980

Jahr	männlich	weiblich
1970	25,6	23,0
1971	25,5	22,9
1972	25,5	22,9
1973	25,5	22,9
1974	25,6	22,9
1975	25,3	22,7
1976	25,6	22,9
1977	25,7	22,9
1978	25,9	23,1
1979	26,0	23,2
1980	26,1	23,4

(Bundesamt, stat., 1980:68)

Sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern zeigt sich ein kontinuierlicher Trend in Richtung eines langsamen Ansteigens des Heiratsalters. Diese Entwicklung scheint ein Phänomen der 70er Jahre zu sein, da bei einem Vergleich des Heiratsalters von 1980 mit dem von 1950 auffällt, daß sowohl für ledige Frauen als auch für ledige Männer das durchschnittliche Heiratsalter um ca. 2 Jahre gesunken ist. (Vgl. Presse und Informationsamt der Bundesregierung, 1982:24)

Im Bereich der Ehescheidungen - und hierauf sei nur am Rande verwiesen - hat nach einem absoluten Höchststand im Jahre 1950 (84.740) die Zahl der Scheidungen, insbesondere nach Einführung des neuen Ehescheidungsrechts (1. Juli 1977), wieder deutlich zugenommen, nämlich von 79.490 im Jahre 1979 auf 96.222 im Jahre 1980. (Vgl. Bundesamt, stat., 1983:22) Daraus allerdings ein grundsätzliches 'In-Frage-stellen' der Institution Ehe abzuleiten, ist aufgrund der hohen Wiederverheiratsquote nicht in vollem Umfang zulässig. Allerdings kann die hohe Scheidungszahl als Hinweis auf eine 'falsche' Partnerwahl verstanden werden.

Neben diesem Zahlenmaterial zur Eheschließung und Ehescheidung ist endlich noch auf einen weiteren Aspekt einzugehen, der im Rahmen dieser Arbeit ebenfalls von Bedeutung ist, nämlich den der Sexual-

proportionen. Damit ist das quantitative Verhältnis der Geschlechter zueinander gemeint.

Betrachtet man die Wohnbevölkerung zum Ende 1980, so ergibt sich für die uns interessierende Altersstufe die folgende Verteilung:

Tab.7: Wohnbevölkerung am 31.12.1980 nach der Altersgruppe 15 - 35 und Familienstand (in 1 000)

Alter	Ledig		Verheiratet		Verwitwet		Geschieden	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
15-20	2709,3	2463,9	10,9	90,7	0,0	0,1	0,0	0,4
20-25	2072,3	1378,0	381,0	889,5	0,3	2,2	8,3	23,5
25-30	1031,5	510,1	1126,3	1516,5	2,0	8,0	47,7	72,0
30-35	503,3	199,8	1514,9	1669,4	4,5	16,4	89,6	99,9

(Bundesamt, stat.,1982:62)

Demnach ist von einem deutlichen Männerüberschuß in der oben dargestellten Alterskategorie auszugehen, der - bei Betrachtung einer größeren Altersspanne - bis ca. zur Alterskategorie '50 Jahre' reicht. Etwa ab dieser Altersgruppe zeigt sich andererseits ein markanter Frauenüberschuß (vgl. Bundesamt,stat.,1982:63;vgl. auch Jürgens,H.W.,1976C:31-34), der allerdings mit den männlichen Gefallenen des 1. und 2. Weltkriegs zu begründen ist. Für die uns hier interessierende Altersgruppe und Fragestellung ergibt sich damit die eindeutige Schlußfolgerung, daß - bei einer, bei jedem Individuum unterstellten Heiratswilligkeit - nicht alle Männer eine Frau finden, die zumindestens ihrer Altersgruppe entspricht: die betreffende Gruppe - in unserem Fall die Männer - steht, wie Rückert es ausdrückt, unter "Heiratsdruck" (Vgl. Rückert,G.-R.,1979C:32).

II. ÜBERBLICK ZUM FORSCHUNGSSTAND - THEORETISCHE ANSÄTZE UND EMPIRISCHE ERGEBNISSE ZUR PARTNERWAHL

1. EINLEITUNG

Wir werden uns in diesem Kapitel mit theoretischen und empirischen Positionen auseinandersetzen, die zentrale Beschränkungen im Umfeld der Partnerwahl thematisieren. Wir halten uns hierbei an zwei Redewendungen des deutschen Volksmundes, nämlich 'Gleich und gleich gesellt sich gern' und 'Gegensätze ziehen sich an'. (Vgl. König, R., 1976:108; Schwidetzky, I., 1950:186 ff.) In dieser Spannung zwischen Ähnlichkeit und Komplementarität fand im Grunde die bisherige wissenschaftliche Diskussion zur Partnerwahl ihren Niederschlag, wobei die Meinungen, nach welchen der beiden Aspekte sich Partnerwahl vollziehen sollte, durch die kontroversen Standpunkte immer wieder neu belebt wurde.

Im Bereich der Ähnlichkeitsforschung wurden fast alle denkbaren Variablen mehr oder minder systematisch befragt. Demgegenüber stimmen die Vertreter einer Komplementaritätstheorie darin überein, daß von einer Ähnlichkeit im Bereich soziokultureller Merkmale ausgegangen werden kann. Allerdings kämen nach diesem Prozeß der 'Vorselektion' dann Wahlkriterien zum tragen, die nach dem Prinzip der Komplementarität bestimmt sind, d.h. sich beide Partner hinsichtlich verschiedener Aspekte und Eigenschaften ergänzen.

Da sich nun beide Positionen bezgl. der Ähnlichkeit in soziokulturellen Merkmalen einig sind, scheint es im Anschluß an Ursula Jäckel zweckmäßig zu sein, den Ansatz der Ähnlichkeit als Selektionskriterium begrifflich noch weiter zu differenzieren. So sollen all die Überlegungen, die im Anschluß an psychologische Variablen die These der Ähnlichkeit stützen, mit dem Begriff der 'Homogamie' und die Ergebnisse zu sozio-kulturellen Differenzierungen - d.h. beide Partner gehören der gleichen (oder zumindest ähnlichen) sozialen Gruppe an (z.B. Schicht, Konfession, Nationalität etc.) - mit dem Begriff der 'Endogamie' gefaßt werden. (Vgl. auch Jäckel, U., 1980:9)

Obwohl Partnerwahl im hier verstandenen Sinne vonentscheidender und in aller Regel von lebenslanger Bedeutung ist, und sowohl das Leben, als auch

die Lebenszufriedenheit des einzelnen in hohem Maße mitbestimmt, erscheint es um so verwunderlicher zu sein, daß dieser Bereich nur in sehr bescheidener Form einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterzogen wurde.

So wurde erst seit den 50er Jahren - neben ethnologischen und anthropologisch orientierten Arbeiten (z.B. Kußmann, R., 1958, 1965; Rensch, B., 1963; Leyhausen, P., 1965) auf sozialwissenschaftlichem Gebiet eher populärwissenschaftlich gearbeitet (z.B. Dahn, H., 1955; Groeger, G.N., 1956; Moser, U., 1957; Fischer-Erling, J., 1959; Meyerhoff, H., 1961; Koestler, A., 1961; Metzger, W., 1963; Höhn, E., 1967; Doucet, F., 1970; Ruthe, R., 1972) oder Werke veröffentlicht, die sich als Partnerwahl- bzw. Ehehandbücher verstanden. (Z.B. Groeger, G.N., 1956; Alpers, H., 1957; Hofmann, A., 1960; Lamprecht, H., 1965; Boccarius, P., 1971)

Erst in jüngster Zeit ist von einer ersten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Thematik auszugehen. (Z.B. Jürgens, H.W., 1976A; Rückert, G.R., u.a., 1979; Jäckel, U., 1980) In familiensoziologischen Arbeiten wird dieser Aspekt meist nur peripher und im Rahmen eines kurzen Kapitels angesprochen. (Z.B. König, R., 1974:32, 50 und 1976:107 ff.; Neidhardt, F., 1975:19; Goode, W., 1976:65 ff.; Mühlfeld, C., 1982:85 ff.)

Dies gilt allerdings nur für den deutschen Sprachraum. Die anglo-amerikanische Forschung hat sich diesem Thema schon in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zugewandt, allerdings vornehmlich - wie noch zu zeigen sein wird - auf empirischer Ebene, ohne hinreichende Fundierung.

Wenn wir hier nun nicht auf das gesamte Spektrum dieser Arbeiten eingehen (ein großer Teil wird ohnehin herangezogen), so ist dies insbesondere mit relativ gravierenden Kulturunterschieden zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Industrienationen, insbesondere der Bundesrepublik Deutschland, zu begründen. So können zum Beispiel die in der amerikanischen Gesellschaft fest verankerten Merkmale des Partnerwahlverhaltens, wie z.B. das 'dating', aber auch das Sexualverhalten (vgl. hierzu I.2.5.) nicht ohne Schwierigkeiten auf die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland übertragen werden. (Vgl. dazu exemplarisch: Broderick, C.; Hicks, M.W., 1970A; Kroath, F., 1977B)

2. PARTNERWAHL NACH DEM SELEKTIONSPRINZIP DER ÄHNLICHKEIT

Diese Tendenz zur Ähnlichkeit wird am deutlichsten im Bereich der seit geraumer Zeit angebotenen Heiratsvermittlung unter zu Hilfe-nahme von EDV-Anlagen. Hier wird ein Partnerideal unterstellt, das als Summierung bestimmter Eigenschaften, Verhaltensweisen und Interessensrichtungen etc. definiert ist. Grundsätzliche Maxime ist hierbei die Herbeiführung einer völligen Übereinstimmung der Angaben zweier Heiratswilliger. Je größer nun der heiratswillige Personenkreis, desto mehr Wahlmöglichkeiten existieren und desto größer ist die Chance, einen Partner im Sinne einer fast völligen Ähnlichkeit zu finden. (Vgl. Habermas, J. 1970A:85; Paula, M., 1976:65; Sindberg, R.M. 1972:611 ff.)

Was das wissenschaftliche Engagement auf diesem Gebiet betraf, sind die ersten Arbeiten in den 30 er Jahren in den Vereinigten Staaten entstanden. Diese zeichneten sich durch eine weitgehende Unsystematik aus. (Vgl. Jäckel, U., 1980:2) Zentrale Fragestellung war hierbei der Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsdaten einer Person und ihrer späteren Ehezufriedenheit. Für den europäischen Sprachraum war es wohl erstmals der italienische Statistiker und Demograph Franco Rodolfo Savorgnan (1912, 1924), der sich mit dem Problem der Ähnlichkeit im Bereich der Partnerwahl beschäftigte. Er konnte anhand von statistischen Angaben für einige lateinamerikanische Städte, für Boston und Buenos Aires, aber auch für Budapest zeigen, daß eine höhere Korrelation zwischen Geburtsort, Konfession und Nationalität vorhanden war, als sie rein nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen zu erwarten gewesen wäre. (Vgl. auch König, R., 1976:108) Zu inhaltlich ähnlichen Ergebnissen gelangte auch Marvin (1918/19), sowie Pearson u.a. (1903). Schließlich ist dem Embryologen H. Fol während eines Aufenthaltes in Nizza die Ähnlichkeit junger Eheleute aufgefallen, die dort ihre Flitterwochen verbrachten. Er glaubte daraufhin feststellen zu können, daß Partnerwahl in der Mehrheit der Fälle über das Merkmal 'globale Ähnlichkeit' bestimmt wird und nicht auf Eigenschaften zurückgeführt werden kann, die die Partner erst während ihres Zusammenlebens erworben haben, sondern auf solche, die sie in die Ehe mitbrachten. (Vgl. Fol, H., 1891)

Im weiteren - chronologischen - Verlauf der Partnerwahlforschung wurden diverse Variablen (physische Erscheinung, soziokulturelle

Merkmale, Alter, Einstellungsbündel etc.) hinsichtlich der Frage der Ähnlichkeit beider Partner befragt. Insbesondere für den amerikanischen Sprachraum liegen hierzu eine Vielzahl von Arbeiten vor, die in den nachfolgenden Ausführungen dieses Kapitels referiert werden.

2.1. ENDO GAMIE

In Absetzung zu dem Begriff der Homogamie, der laut unserer definitionistischen Festlegung Ähnlichkeit in psychischen Merkmalen meint, soll der Begriff der Endogamie kurz noch präziser gefaßt werden. Ähnlichkeit im Umfeld soziokultureller Merkmalsausprägungen (wie Schicht, Alter etc.) impliziert Ähnlichkeit in Verhaltensvorschriften und Wertstrukturen. Endogamie kann dann präziser mit Kultur bzw. Subkulturähnlichkeit umschrieben werden. "Endogamy ensures to a certain extent, that marriage contractants will have a rough similarity of cultural background in as much as they have been socialized in groups with similar culture." (Merton, R. 1964:141) Diese Kulturähnlichkeit - und dabei besteht bei den meisten Autoren weitgehender Konsens - bewirke eine höhere Ehezufriedenheit, da beide Partner aus weitgehend ähnlich gelagerten Wert- und Deutungsmustern entstammen, "die ihrerseits der zukünftigen Familie eine gute Prognose stellt". (König, R., 1976:108) Endogamie erscheint somit funktional für zufriedenstellende eheliche Interaktion.

Bevor wir uns nun den folgenden fünf soziokulturellen Merkmalsausprägungen zuwenden wollen, die unserer Erachtens in der Partnerwahldiskussion zentral sind, nämlich

1. Schichtzugehörigkeit
2. Alter
3. Konfession
4. Endogamie hinsichtlich ethnischer Herkunft, Nationalität und Rasse
5. Endogamie hinsichtlich einer regionalen Begrenzung des Heiratsmarktes

sei noch kurz eine Diskussion aufgegriffen, die mit großer Akribie in der amerikanischen Ehe- und Familiensoziologie geführt wurde. Es handelt sich hierbei um das Problem der Erklärung endogamer Heiratstendenzen. Hier stehen sich zwei Auffassungen gegenüber, die zum einen von R. Winch (1958), zum anderen von E. Burgess, P.

Wallin (1943) und A. Kerckhoff (1964) geführt wurden. Winch geht davon aus, daß Endogamie eine Funktion der Gelegenheit sei. Er schreibt: "There is a set of variables upon which homogamy has been shown to function: race, religion, social class, broad occupational grouping, location of residence, income, age, level of education, intelligence etc. It is my opinion that these variables funktion to select for each of us the sort of people with whom we shall be most likely to interact, to assure that the people with whom we work and with whom we play and with whom we otherwise associate are more or less like us with respect to that set of variables and also with respect to cultural interests and values. In the sense that these variables determine with whom we shall associate, I suggest that they define for each of us a 'field of eligible-spouse-candidates' within which it is likely that we shall choose spouses " (Winch, R., 1958:14).

Dieses 'field of eligibles' kommt also dadurch zustande, daß die Kreise, in denen man verkehrt, ohnehin endogam sind und sich somit Endogamie quasi automatisch einstellt. (Vgl. Broderick, C.J. 1970:95)

Der Ansatz von Winch wird aber auch kritisiert: "The data presented here provide evidence of a need to reexamine our ideas about patterns of homogamy and the process of mate selection within a field of eligibles" (Kerckhoff, A., 1964:297). Endogamie wird als Folge vorhandener Gegebenheiten, vorhandener normativer Prinzipien verstanden. Hier wird argumentiert, daß bestimmte sozio-kulturelle Merkmale regional gehäuft auftreten und nicht zufällig verteilt sind. Da nun aber auch der Heiratsmarkt regional begrenzt ist (wie noch zu zeigen sein wird), ergeben sich regional hohe Endogamieraten je nach der jeweiligen regionalen Verteilung bestimmter sozialstruktureller Merkmalsausprägungen. Somit entstehen hohe endogame Partnerwahlen ohne soziale Selektionsmechanismen.

Wenn nun diese Annahme stimmt, ist die Aussagekraft von Untersuchungen über endogame Verbindungen relativ wertlos, wenn nicht gleichzeitig angegeben wird, wie regional sozialstrukturelle Variablen verteilt sind. D.h. solange die ermittelten Endogamieraten nicht mit der demographischen Struktur der entsprechenden Region verglichen werden, ist das Ergebnis solcher Untersuchungen als äußerst zweifelhaft zu bezeichnen. (Jäckel, U., 1980:10)

Nun erscheint es in der Tat wenig sinnvoll, die beiden erwähnten Ansätze: Endogamie sei eine Funktion der Gelegenheit bzw. Folge normativer Gegebenheiten, als unvereinbar einander gegenüberzustellen. (Vgl. zu dem Versuch einer theoretischen Integration der beiden Positionen: Katz, A.M.; Hill, R., 1958) Dies kann damit begründet werden, daß im Falle der sozialen Wirksamkeit von Endogamienormen (z.B. nur Partner der gleichen Konfession heiraten) sich die Gelegenheiten verringern, mit 'ungleichen' Partnern in Kontakt zu kommen. D.h. durch das subjektive Überzeugt-Sein hinsichtlich der Richtigkeit einer Endogamieregel wird sich der Kreis derjenigen, mit denen man intensiver interagiert, zumindest der Art einschränken, daß eine Vielzahl von Personen vorhanden sind, die ähnlich, also endogam, denken. Mit anderen Worten: Der einzelne trägt durch sein Insistieren auf die Relevanz bestimmter Endogamieaspekte selbst dazu bei, daß sein 'field of eligibles' begrenzt ist und zwar entlang der Dimension, die er hinsichtlich seiner Endogamieansprüche vertritt. (Vgl. Jäckel, U., 1980:11)

2.1.1. SCHICHTENENDOGAMIE

Sowohl in historischer als auch in gegenwärtiger Sicht ist der Sachverhalt, innerhalb des eigenen 'sozialen Kreises' zu heiraten, weitgehend unstreitbar.

Unter Schichtenendogamie wollen wir hier die Tatsache verstehen, daß sich Partnerwahl und Heirat innerhalb derselben sozialen Schicht vollzieht; die beiden Partner sind somit hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft endogam. Hierbei wird in der Literatur häufig argumentiert, daß die Schichtenendogamie der zentrale Aspekt sei, der die Zufriedenheit und Stabilität einer Beziehung (Ehe) am sichersten garantiere (vgl. z.B. Jäckel, U., 1980:15).

Ohne uns hier nun explizit mit definitorischen Implikationen des Schichtungsbegriffs auseinandersetzen zu wollen, muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Definition von Schicht der im folgenden darzustellenden Untersuchungen keinesfalls einem einheitlichen Konzept folgt. Um dennoch eine gewisse Vergleichbarkeit erzielen zu können, wollen wir uns nachstehend vornehmlich mit einem dichotomischen Schichtungskonzept begnügen. Diese Vorgehensweise scheint uns darüber hinaus auch insofern gerechtfertigt zu sein, als es uns nur auf allgemeine Trendaussagen ankommt, und die, sowohl von

der wissenschaftsgeschichtlichen als auch von der theorieimmanenten Perspektive her, weitgehend inkompatiblen Arbeiten nur so umfassend subsumiert werden können.

Die älteste Arbeit zu diesem Bereich stammt unseres Wissens aus dem Jahr 1749 und wurde von Adeline Daumard und Francois Furet (1961:73 ff.) verfaßt. Die beiden Autorinnen belegten unter der Zugrundelegung eines 4-teiligen Schichtenmodells eine eindeutige Endogamietendenz. Nun ist diese Endogamie hinsichtlich der Variablen Schicht sowohl für die beginnende als auch für die moderne Industriegesellschaft relativ gut belegt. So konnte L. Stone für die englische Oberschicht historisch schon sehr früh eindeutig endogame Heiratsgebote nachweisen (Stone,L.,1964:153 ff.), während für Schweden dies J. Trost(1965) leistete. Trost geht zwar nicht explizit auf einen soziologischen Schichtungsbegriff ein, arbeitete aber mit dem vergleichbaren Konzept des 'Symbolic Enviroments'. Dieser Begriff geht auf T.Segerstedt zurück und meint, auf dieses Konzept der Endogamie bezogen: "that people, who live in the same symbolic enviroment, have grater qualifications of liking each other than people have, who live in different symbolic enviroments"(Trost,J.,1965:31)

Für Frankreich wurde die Schichtenendogamie im Bereich von Partnerwahl und Heirat umfassend von Bressard,M. (1950:533 ff.), A. Girad (1951:103 ff.,1974) und von L. Roussel (1975) nachgewiesen. Thomas Geiger stellte für die dänische Ortschaft Aarhus fest, daß 59% der Töchter von Arbeitern manuell tätige Ehemänner hatten, während von den Töchtern der nicht manuell Tätigen nur 30% mit einem Arbeiter (definiert über manuelle Tätigkeit) verheiratet waren. (Geiger,T., 1951;zit.nach Kreutz,H.,1965:290)

In einer frühen Untersuchung von T.C. Hunt (1940:504), die über einen Zeitraum von 15 Jahren durchgeführt wurde, konnte eindeutig ein schichtenendogames Heiratsverhalten nachgewiesen werden. Zu etwas divergierenden Ergebnissen gelangt R.Centers, der zwar von einer "...substantial amount of occupational endogamy" (Centers,R.,1949:530) spricht, gleichzeitig aber auf gewisse Besonderheiten an den beiden Extremen einer schichtspezifischen Stufenleiter aufmerksam macht, indem er glaubt erkannt zu haben, daß eine bestimmte Anzahl von Heiratswilligen aus der Oberschicht nach 'unten' und einige Unterschichtsangehörige nach 'oben' heiraten. Centers schreibt zusammenfassend: "More

higher level persons marry down than up; more lower level persons marry up, than down" (Centers,R.,1949:530).

Hollingshead (1961:230) bezog sich in seiner bekannten Studie über Elmtown explizit auf das Partnerwahlverhalten und stellte fest, daß 'Date-Partner' zu 61 % der selben sozialen Schicht angehören, 35 % der benachbarten Schicht und nur 4% einen 'Date-Partner' wählen, der mindestens zwei Schichten getrennt war.

Generell muß in der amerikanischen Literatur - in der übrigens sozio-ökonomischer Status weitgehend über den Indikator 'Beruf' (occupational status) abgedeckt wird - von einer relativ breiten Absicherung einer Schichtenendogamie ausgegangen werden. (Vgl. hierzu unter vielen anderen: Marren,D.,1918;Kirkpatrick,C.,1937; Burgess,E.W.;Wallin,P.,1943;Nimkoff,M.F.,1943;Landis,P.H.;Day,K.H., 1945;Hollingshead,A.,1950;Glick,P.C.,Carter,H.,1958;Merton,R.,1964; Ortmeier,C.,1967;Elder,G.H.,1969;Cutright,P.,1970;Udry,J.R.,1974³)

In der einschlägigen amerikanischen Literatur ab Mitte der 60er Jahre findet sich eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Frage: "Do american women marry up?" (Rubin,Z.,1968) Hierzu liegen allerdings widersprüchliche Aussagen vor. So schreibt L.Burchinal:"That bulk of the data support the generalization that when status heterogamy occurs men tend to marry down and women tend to marry up..." (Burchinal,L.,1964:654). J.D. Chase konnte zeigen,daß sich die Anteile der nach unten heiratenden und der nach oben heiratenden Frauen nahezu ausgleicht. (Vgl. Chase,J.D.,1975: 490 ff.) Er glaubte somit die These der Hypergamie zumindest in ihrer engen Auslegung widerlegt zu haben. Demgegenüber faßt A. Tyree ihre Ergebnisse wie folgt zusammen: "The occupational mobility of women is found to be less similar to mobility patterns of men than is women's marital mobility. Thus similar patterns govern movement to both men and women from their origins to the status of male head of their families " (Tyree,A.;Treas,J.,1974:293). Winston Ehrmann stellte fest, daß jugendlicher Sexualkontakt von Jungen eher mit durchschnittlich statusniedrigen Mädchen stattfindet. (Ehrmann, W.,1959;zit.nach Kreutz,H.,1965:249) Dieser Sachverhalt wurde auch von Hollingshead bestätigt. (Vgl. Hollingshead,A.,1961:232) (Vgl. zu dieser Thematik auch noch: Davis,K.,(1964);Stone,L.,(1964); Havens,E.,Tully,J.,(1972);Glenn,N.D.,u.a.(1974), sowie schließlich die Arbeit von N. Haller (1981), die eine kritische Übersicht der hierzu bisher vorliegenden Veröffentlichungen enthält.)

Neben methodischen Problemen bei diesen Untersuchungen (so wird z.B. der sozio-ökonomische Status der Frau entweder an ihrem Beruf oder am Beruf ihres Vaters festgemacht), ist hier insbesondere auf die schon betonte mangelnde Vergleichbarkeit amerikanischer und bundesrepublikanischer Untersuchungen zu verweisen. (Vgl.: Rückert, G. u.a. 1972:22)

Für Deutschland ist eine weit eindeutigerere Tendenz zur Hypergamie zu erkennen. So weist Rückert beispielsweise darauf hin, daß "Genealogen schon im 19. Jahrhundert bemerkten, daß es häufiger die Frau ist, die hinaufheiratet. Das kommt bereits dadurch zum Ausdruck, daß die Ahnentafel mütterlicherseits in der Regel größere Lücken aufweist als in der väterlichen Linie...." (Rückert, G. u.a., 1979:23) Aktuellere Zahlen wurden für die Bundesrepublik ausführlich von H.W. Jürgens referiert. Er konnte in einer 1970 durchgeführten Untersuchung zeigen, "daß die Frauen durchgehend eine leichte Tendenz haben, über die Partnerwahl einen gewissen sozialen Aufstieg zu vollziehen. Sie heiraten also gern eine Stufe höher als sie im sozialen Prestige und aufgrund ihrer Ausbildung nach selbst rangieren" (Jürgens, H.W., 1976C:33). Zu derselben Einschätzung gelangte R. Mayntz bereits für das Jahr 1955. (Vgl. Mayntz, R., 1955:214) In der Regel kann somit davon ausgegangen werden, ".....daß die Fälle, in denen die Frau einen Mann aus höheren Schichten heiratet....zahlreicher sind, als die Fälle, in denen sie einen Mann heiratet, der in der Schichtungshierarchie tiefer steht als sie selbst...." (Neidhardt, F., 1975:44). Dieser Trend des Aufwärtsheiratens der Frau - Schwidetzky (1950:195) spricht in diesem Zusammenhang von einem "weiblichen Zug nach oben" - kann im Rahmen der Schichtungssoziologie im Sinne einer Festlegung von zwei Seiten her verstanden werden: Zum einen durch den eigenen Schulabschluß der Frau, zum anderen durch die Schicht ihrer Herkunftsfamilie. Demgegenüber sind Männer in einer Statushierarchie nach unten hin viel weiter offen. Dies konnte nochmals H.W. Jürgens eindrucksvoll belegen: "Frauen, die das Abitur haben, heiraten zu 74% Abiturienten bzw. Akademiker; aber nur 11% Volksschüler. Männer, die das Abitur haben, heiraten dagegen zu 31% Volksschülerinnen. Sie bieten also den Frauen eine Aufstiegschance, während sich die aus eigener Kraft aufgestiegenen Frauen in ihrer Partnerwahl exklusiv verhalten " (Jürgens, H.W., 1976C:36 f.).

Mit dieser Tendenz des Aufwärtsheiratens der Frau ist noch auf

eine weitere Implikation hinzuweisen. Wenn der Trend, daß jede Frau einen über ihren eigenem sozialen Status stehenden Partner wählt, relativ vollständig durchgehalten wird, dann treten an den beiden Extrempolen einer Schichtungshierarchie Partnermangelprobleme auf. Zum einen "muß es zwangsläufig zu einem Überschuß lediger weiblicher Individuen in der sozialen Oberschicht kommen" (Rückert, G., u.a.a.1979:23). Diese Frauen haben keine Möglichkeit mehr, nach oben zu heiraten und darüber hinaus haben die ihnen sozial entsprechenden Männer größtenteils sozial niedriger rangierende Frauen geheiratet. Zum anderen sind die Männer betroffen, die zur sozialen Grundschicht (ohne abgeschlossene Hauptschulbildung) zählen. Die hier äquivalenten Frauen orientieren sich in ihrem Partnerwahlverhalten in der Regel an der nächsthöheren Schicht, so daß es auch hier auf dem Heiratsmarkt zu bestimmten Mangellagen kommt.

Jürgens (1976C:37; ebenso: Henke,W.,1980:124 f.) konnte diesen Sachverhalt auch empirisch bestätigen. Ebenso zeigt sich diese Tendenz auch im Bereich der gewerblichen Partnervermittlungsinstitute (Vgl. Paula,M.,1976:69) und insbesondere bei Heiratsannoncen von Frauen, bei denen auf einen Hochschulabschluß des Mannes überproportional viel Wert gelegt wird. (Vgl.Kaupp,P.1968:72,90,98; Pohl,K.,1976A:83; Trost,J.,1976:9,20)

Dieses 'marry up' der Frau kann mit einer patriarchalischen Leitbildfunktion begründet werden. "Da in patrilinearen Gesellschaften der Status des Mannes den Status der Familie bestimmte, tat es dem Ansehen in der Gesellschaft keinen Abbruch, wenn die Frau einen etwas niedrigeren Rang hatte." (Jäckel,U.,1980:15;Pohl,K.,1976A:69) Rückert präzisiert hier noch weiter, indem er explizit auf die geschlechtsspezifische Ungleichgewichtigkeit im Ausbildungsniveau hinweist. "Da Männer insgesamt noch ein höheres Ausbildungsniveau als Frauen haben, heiraten sie aufgrund der Marktsituation zwangsläufig häufiger einen im Bildungsgrad unterlegenen Partner als Frauen. Das 'Hinaufheiraten' der Frauen ist dementsprechend Ausdruck der noch bestehenden, wenn auch allgemein abnehmenden Unterschiede im Bildungsgrad von Männern und Frauen." (Rückert,G.R.,1979:107; Vgl. auch: Hinkelmann,K.,1974:14)

Wir können festhalten, daß Heirat offensichtlich einen entscheidenden 'sozialen Mobilitätskanal' für die Frau darstellt.

Für den deutschsprachigen Raum liegen noch einige weitere Ergebnisse zur schichtspezifischen Endogamie vor. So konnte Prevadovich in einer historischen Arbeit eindeutig endogames Heiraten sowohl in der preussischen (Prevadovich, N., 1955:161 f.) als auch in der österreichischen (Ebd.:69) Führungsschicht nachweisen. Dieser Sachverhalt wurde auch für die österreichischen Städte des ausgehenden 19. Jahrhunderts von Inama Sternegg bestätigt.

(Sternegg, I., 1898:69 ff.) In ihrer bedeutenden Studie über die Stadt Euskirchen erfaßte R. Mayntz die Jahre 1933 bis 1953 und konnte für diesen Zeitraum feststellen, daß die Signifikanz hinsichtlich der Häufigkeit von Ehen zwischen Partnern der gleichen Berufsgruppe größer war, als dies bei einer, nur nach der statistischen Wahrscheinlichkeit geregelten Verteilung der Eheschließungen über die Berufsgruppen hätte erwartet werden können. (Mayntz, R., 1958:208). Auch H. Kreutz (1965:254) gelangt in seiner Untersuchung in Wien und Niederösterreich zu ähnlichen Ergebnissen. Endlich wird auch im 1. Familienbericht der Bundesregierung hervorgehoben, daß fast 90% der Verheirateten angaben, aus 'ähnlichen Verhältnissen' zu stammen, was zumindest als grober Indikator für eine gleiche Schichtzugehörigkeit aufgefaßt werden kann. (Bundestag, Deutscher, 1968:19 ff.)⁹⁾

Abschließend ist festzuhalten: Zumindest in den westeuropäischen Industrieländern muß die Tatsache, daß sich Partnerwahl und Heirat weitgehend innerhalb einer sozialen Schicht vollziehen, als ein wesentliches Strukturmerkmal der modernen Industriegesellschaft verstanden werden. "Am häufigsten kommen also Angehörige gleicher sozialer Herkunft in Kontakt miteinander und neigen dazu, diesen durch informellen oder institutionellen Gruppenanschluß zu befestigen. In solchen, fast durchweg die objektiven sozialen Unterschiede widerspiegelnden Gruppen, lernen sich auch die künftigen Ehepartner in der Regel kennen". (Claessens, D., 1978⁸:418) Diese Schichtenendogamie wird in den USA zumindest nicht in so hohem Maße wie in der Bundesrepublik (und vergleichsweise Österreich) eingehalten. "Gleiche Schichtzugehörigkeit bei der Partnerwahl zu beachten, also 'in den eigenen Kreisen zu heiraten', ist eine Regel, die in den Gesellschaften sehr bewußt einzuhalten versucht wurde" (Jäckel, U., 1980:14). Darüber hinaus sind eindeutige Tendenzen der Hypergamie festzustellen.

2.1.2. ALTERSENDOGAMIE

Unter Altersendogamie (oder: Generationenendogamie) wollen wir die Gleichaltrigkeit beider Partner oder die Tatsache verstehen, daß der Mann in der nächsthöheren Altersklasse als die Frau sich befindet. (Vgl. Jäckel, U., 1980:13) Aus einer Befragung des Allensbacher Instituts im Juni 1960 geht hervor, daß der ideale Altersunterschied von 47% der männlichen und 49% der weiblichen Befragten mit einer Altersdifferenz von 3 - 5 Jahren angegeben wird. (Noelle, E.; Neumann, P., 1965:59) Dieser Prozentsatz wird in etwa von Rückert bestätigt. (Rückert, G.R., 1979:59) Das EMNID-Institut errechnete für das Jahr 1976 einen in etwa gleichbleibenden Altersvorsprung des Mannes von 2,5 Jahren. (EMNID-Information, 1976:19) Andreas Giger kam in seiner sekundäranalytischen Untersuchung zu differenzierten Ergebnissen: 77% der befragten Ehemänner sind älter als ihre Frau, nur 13% sind jünger, bei 10% herrscht völlige Altersgleichheit. (Giger, A., 1981:30) Schließlich kann zu dieser Frage das zur Verfügung stehende statistische Material herangezogen werden. Jäckel hat unter Zugrundelegung von statistischen Jahrbüchern der einzelnen statistischen Landesämter die folgende Tabelle erstellt:

Tab.9: Eheschließung mit Frauen unter 30 Jahren nach dem beiderseitigen Alter in verschiedenen Bundesländern

Bundesland	Anteil der endogamen Eheschließungen	Eheschließende Frauen											
		unter 20 Jahre (= 100%)				20 - 25 Jahre (= 100%)				25 - 30 Jahre (= 100%)			
		Mann				Mann				Mann			
		unter 20 J.	20-25 J.	25-30 J.	30 J. u. älter	unter 20 J.	20-25 J.	25-30 J.	30 J. u. älter	unter 25 J.	25-30 J.	30-35 J.	35 J. u. älter
Schleswig-Holstein (1976)	81%	10,3	67,0	17,7	4,9	1,8	50,2	35,8	12,2	15,3	43,5	26,5	14,7
Niedersachsen (1972)	83%	9,7	72,4	14,3	3,7	1,4	55,7	32,7	10,1	14,6	44,4	29,9	11,0
Hamburg (1974)	78%	7,1	64,5	20,5	7,9	0,8	46,7	37,2	15,2	12,2	41,5	30,8	15,5
Berlin (1976)	76%	12,8	62,0	17,5	7,7	2,4	46,4	33,9	17,2	14,4	40,5	29,0	16,0
Nordrhein-Westfalen (1975)	83%	19,1	64,4	13,0	3,3	3,6	55,3	30,9	10,2	16,5	42,2	26,2	15,0
Hessen (1971)	84%	12,5	70,1	13,9	3,4	1,8	56,3	31,8	10,2	14,3	45,3	27,1	13,3
Saarland (1976)	84%	15,2	68,6	13,7	2,4	3,5	58,8	29,1	8,6	18,6	39,0	26,2	16,3

(Jäckel, U., 1980:12)

Auffallend ist hier in der Tat der sehr hohe Prozentsatz der altersendogamen Eheschließungen. Zu beachten ist allerdings, daß Jäckel (1980:11) völlig richtig lediglich die Eheschließungen bis

zum vollendeten 30. Lebensjahr der Frau berücksichtigte, da in höheren Altersgruppen von einer ungleichen Sexualproportion - im Sinne eines Frauenüberschusses - ausgegangen werden muß. Dieser Frauenüberschuß ist mit kriegsbedingten Folgewirkungen, aber auch auf die zeitlich frühere Sterblichkeit von Männern zurückzuführen. Bei älteren Frauen ist deshalb nur in begrenztem Maß von einer 'freien Wahlmöglichkeit' auszugehen, was die für die jüngeren Jahrgänge belegte Tendenz der Frau, einen etwas älteren Mann zu heiraten, verzerren würde. So scheinen Frauen über 35 Jahren eher bereit zu sein, einen jüngeren Mann zu heiraten als ihre Geschlechtsgenossinnen von 20 bis 30 Jahren. (Jürgens, H.W., 1976C:33; ebenso Kreutz, H., 1965:270)

Generell ist von dem Leitbild des etwas älteren Mannes auszugehen. So sprachen sich 9/10 aller von E. Pfeil befragten Mädchen ausdrücklich dafür aus, daß die Altersüberlegenheit des Mannes gewünscht wird. Auch Berechnungen von B. Schäfers (1976:202) und D. Claessens (1978⁸):418) bestätigen diesen Sachverhalt durchweg. H.W. Jürgens spricht diesbezüglich von einer geschlechtsspezifischen Verschiebung der Alterspyramide, die aus der Tendenz resultiert, daß eben jüngere Frauen in der Regel einen etwas älteren Mann heiraten. (Jürgens, H.W., 1976C:32) Schließlich kommt auch H. Kreutz im Rahmen einer jugendsoziologischen Erhebung zu dem Ergebnis: "zwischen dem Alter der Braut und demjenigen des Bräutigams besteht eine annähernd lineare Beziehung der Gestalt, daß gemessen am Gruppendurchschnitt der Mann immer einige Jahre älter ist als die Frau" (Kreutz, H., 1965:269f.) Lediglich die Untersuchung von H. Baumert (1954:28) konnte diesen Sachverhalt nicht bestätigen.

Dieses Leitbild des älteren Mannes kann insbesondere in der traditionellen Auffassung der Geschlechtsrollendifferenzierung gesehen werden. (Jäckel, U., 1980:11). So sieht Friedhelm Neidhardt diesen Sachverhalt u.a. darin begründet, "daß bei der allgemein geschlechtsbedingten Arbeitsteilung der Mann für seine Aufgabe im Außenbereich der Kernfamilie eine längere Ausbildungs- und Sozialisationszeit braucht und daß dementsprechend seine soziale Reife später eintritt als bei der Frau, deren primäre Funktionen immer noch eher im familialen Innenbereich liegen und darum auch durch die Herkunftsfamilie von den ersten Lebensjahren eingeübt und deshalb schneller gelernt werden können " (Neidhardt, F., 1975:42). Die von E. Pfeil befragten "23jährigen" gaben zu 53% als Grund für die geforderte Altersüberlegenheit des Mannes Vorstellungen über die hierarchische Struktur

der Ehe und 46% biologisch orientierte Begründungen an. (Mehrfachnennungen waren möglich!) (Vgl. Pfeil, E., 1968:64 ff.)

Dieser Sachverhalt korrespondiert eng mit schichtspezifischen Variationen, wonach sich nicht nur der Trend abzeichnet, daß das durchschnittliche Heiratsalter um so höher ist, je höher die soziale Schicht ist (vgl. Kreutz, H., 1965:267; Wurzbacher, G., 1960:56 ff.), sondern auch die Altersdifferenz der Ehepartner 'zu Gunsten' des Mannes steigt, je höher sein sozio-ökonomischer Status ist. Dies bestätigt auch die schon erwähnte Arbeit von Peter Kaupp, wenn er schreibt: "Die bürgerlichen Idealvorstellungen von einem relativ alten und 'reifen' männlichen Ehepartner scheinen demnach vor allem in der Mittel- und Oberschicht auch heute noch sehr verbreitet zu sein." (Kaupp, P., 1968:60) Auch S. Kätsch (1965:21) bestätigt diesen Befund. Demgegenüber widerspricht K. Pohl den obigen Ergebnissen von Kaupp, indem sie keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Altersdifferenz der Ehepartner und der Schichtzugehörigkeit feststellen konnte. (Pohl, K., 1976A:83,85)

Das Leitbild des etwas älteren Mannes wird lediglich im Bereich der Heiratsannoncen durchbrochen. Hier ist es insbesondere der Mann, der jüngere Frauen sucht. (Kaupp, P., 1968:59) Dagegen gilt offensichtlich auch für die USA besagtes Leitbild. (Vgl.: Glick, P., 1947:165; 1957:54; Hollingshead, A., 1951:492; Kephardt, W., 1972²:295 ff.)

Zusammenfassend kann somit der Aussage Rückerts (1979:30) zugestimmt werden, der schreibt: "Wie die demographischen Daten zeigen und bereits eine wenig detaillierte Beobachtung erkennen läßt, besteht hinsichtlich des Heiratsalters eine ausgeprägte Homogamie (gemeint ist in unserem definitorischen Sinne: Endogamie - Anm.d. Verf.). Die Regel ist, daß meistens Personen ähnlichen Alters heiraten und daß im Durchschnitt in jüngerem Alter geheiratet wird..."

2.1.3. KONFESSIONSENDOGAMIE

Bevor wir uns näher mit dem Bereich der Konfessionsendogamie befassen, ist in diesem Zusammenhang auf ein Problem hinzuweisen, das aufgrund des zur Verfügung stehenden Materials nicht vollständig geklärt werden kann. Es muß nämlich deutlich zwischen der (formalen) Religionszugehörigkeit und religiösen Einstellungen unterschieden werden. Religionszugehörigkeit wird in der Literatur meist als ein

sozialstrukturelles Merkmal, analog zu Alter oder zur Schicht referiert. Für unsere Fragestellung der Übereinstimmung (oder Nicht-Übereinstimmung) hinsichtlich religiöser Einstellungen der beiden Partner müßte dies präzisiert werden. So kann z.B. eine konfessionell gemischte Ehe als prinzipiell endogam bezeichnet werden, da für beide Partner der Faktor Religion ohne Belang ist. (Vgl. König, R., 1976:114) Erst wenn spezifische religiöse Wertorientierungen der beiden Partner als ein zentrales Moment bei der Beziehungsaufnahme und -fortführung benannt werden können, kann von einer Konfessionsendogamie im engeren Sinn gesprochen werden. Leider liegt zu dieser Fragestellung so gut wie keine Untersuchung vor, so daß wir nur Ergebnisse zu einer Konfessionsendogamie im weiteren Sinn referieren können, d.h. uns im folgenden nur mit der (formalen) Religionszugehörigkeit im Sinne eines sozialstrukturellen Merkmals beschäftigen werden.

Darüberhinaus ist darauf aufmerksam zu machen, daß Konfessionszugehörigkeit regional sehr stark variiert. (Nord (Protestanten) - Süd (Katholiken) - Gefälle; ebenso: Stadt versus Land Divergenzen) Diese Variation der Religionszugehörigkeit wirft nun für unsere Bemühungen insofern Probleme auf, als wir die weiter oben schon erörterte Fragestellung ob Endogamie Folge einer normativen Entscheidung oder eine Funktion der Gelegenheit ist, hier relevant wird. Denn: "Auch ein fester Vorsatz einer Person einen Ehepartner gleicher Konfession zu wählen, kann unter Umständen nicht realisiert werden, wenn sich diese Konfession in der betrachteten Region z.B. in extremer Minderheit befindet. Umgekehrt wird sich sogar bei völliger Ignoranz konfessioneller Endogamievorschriften von Angehörigen einer regionalen Minderheitskonfession eine hohe Endogamierate einstellen". (Jäckel, U., 1980:19) So müssen auch aus dieser Perspektive die zu referierenden Ergebnisse mit der gebotenen Vorsicht interpretiert werden.

Für den angloamerikanischen Bereich ist die sog. 'triple-melting-pot' Hypothese von R. Kennedy (1944, 1952) in der diesbezüglichen Diskussion von entscheidender Bedeutung. Kennedy untersuchte die in den Jahren 1870, 1900, 1930 und 1940 in New Haven geschlossenen Ehen und entwickelte aufgrund der vorgefundenen hohen konfessionellen Endogamieraten die 'triple-melting-pot-hypothese'. Diese besagt, daß die Assimilationsprozesse verschiedener Einwanderergruppen in die USA in drei verschiedenen 'Schmelztiegeln' ablaufen: "...Catholics

mostly marry other catholics; jews almost always choose jewish mates, while protestants prefer non catholics gentiles" (Kennedy, R., 1944: 331) Die Endogamieraten lagen bei den Protestanten bei 99,11% (1870), 90,86% (1900), 78,19% (1930) und 79,22% (1940). Die katholischen Einwanderer erreichten Endogamieraten von 95,35% (1870), 85,78% (1900), 82,05% (1930) und 83,71% (1940), wogegen die jüdischen Einwanderer mit weitem Abstand die höchsten Endogamieraten aufweisen: 100% (1870), 98,82% (1900), 97,01% (1930) und 94,32% (1940). (Kennedy, R., 1944: 333) Kennedy konnte ihre Untersuchung aus dem Jahre 1944 mit einer Nachfolgeuntersuchung - wiederum in New Haven, die die Zeitspanne von 1940 - 1950 abdeckte - erneut bestätigen. "This report...shows, that the 'triple-melting-pot' type of assimilation is occurring through intermarriage, while Catholicism, protestantism and judaism serving as the three fundamental bulworks" (Kennedy, R., 1952: 56). A. Hollingshead (1950: 619 ff.) konnte die Ergebnisse von Kennedy ebenfalls stützen.

Zweifelte nun Thomas (1951) die 'triple-melting-pot Hypothese' im Rahmen einer Untersuchung in Connecticut schon an, wenn er schreibt: "I think, that the data which have been presented in this paper reveal a much higher mixed marriage rate for Catholics, than the formulators of the 'triple-melting-pot' hypothesis believed" (Thomas, J.L., 1951: 491), dann mußte sich durch eine Untersuchung von H. Locke u.a. doch weitgehend fallengelassen werden. Sie untersuchten die These anhand einer amerikanisch-kanadischen Population und gelangten zu entscheidend geringeren Endogamieraten als Kennedy und Hollingshead. (Locke, H., u.a., 1956/57: insbes. 333). Darüberhinaus wiesen Locke und Mitarbeiter darauf hin, daß konfessionelle Endogamieraten in hohem Maß schichtabhängig sind. So erscheint eine Mischheirat - und dies wird auch von E. Burgess und P. Wallin (1943: 115) gestützt - um so wahrscheinlicher, je höher der sozioökonomische Status ist. Diese Mischheiraten üben darüber hinaus noch insofern einen kumulativen Effekt aus - so interpretiert Rückert eine Untersuchung von Schnepf (Rückert, G.R., 1979: 26) - als Kinder aus interkonfessionellen Ehen dazu neigen, ebenfalls interkonfessionell zu heiraten. Somit ist davon auszugehen, "daß eine Mischehe der Eltern eine Mischehe der Kinder wahrscheinlich macht" (Kreutz, H., 1965: 286).

Auch in der Bundesrepublik Deutschland kann von einer gewissen Schichtenabhängigkeit hinsichtlich konfessionell endogamer Ehen ausgegangen werden, indem Schichtzugehörigkeit und Konfession par-

tiell korrelieren (Unterschicht: statistisch mehr Katholiken; Mittelschicht: statistisch mehr Protestanten). (Vgl. König, R., 1976:113)

Hinsichtlich der amerikanischen Untersuchungsergebnisse ist festzuhalten, daß diese Ergebnisse eine weitgehende Heterogenität aufweisen. So stellte A. Strauss fest, daß 1946 33,5% der Männer und 40,5% der Frauen auf endogamen Eheschließungen bestanden. (Strauss, A., 1946, zit. nach Burgess, E.W., Locke, H.J., 1960²). L. Burchinal (1962:191 ff.) fand eine relativ hohe Korrelation zwischen Geschlecht und religiöser Orientierung. Er stellte eine höhere Affinität von Mädchen hinsichtlich religiöser Wertorientierungen fest. Dieser Sachverhalt wurde übrigens von H. Kreutz für Wien und Niederösterreich ebenfalls bestätigt: "Bemerkenswert ist, daß die Burschen hinsichtlich der Mischehe toleranter sind als die Mädchen" (Kreutz, H., 1965:286). Winston Ehrman wies darauf hin, daß die Stärke der religiösen Bindung von relativ großer Bedeutung für den Intimitätsgrad der Beziehung ist. Je stärker die religiöse Bindung, desto geringer sind intensive Sexualkontakte. Bei Mädchen trifft dies mehr zu, als bei Jungen. (Ehrmann, W., 1959:88 ff.)

Für die westdeutschen Verhältnisse liegen relativ wenige Untersuchungen zu diesem Gebiet vor. Zu verweisen ist hier auf eine Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach, wonach 1959 die Hälfte der Befragten angab, daß sie der Ansicht seien, eine konfessionelle Mischehe würde sich hinsichtlich des Eheerfolgs ebenso bewähren, wie eine Ehe, in der beide Partner derselben Religionsgemeinschaft angehörten. 1970 waren es bereits 2/3 der Befragten die diese Meinung vertraten. (Noelle, E., Neumann, P., 1965:59, Dies., 1974:109). Jäckel ermittelte, "daß die Bereitschaft, eine konfessionelle Mischehe einzugehen, mit dem Grad der Urbanisierung variiert (In den Städten ist die Bereitschaft größer als auf dem Land - Vgl. auch: König, R., 1976:111 - Anm.d.Verf.) und außerdem von der Konfessionsstruktur abhängt: die Bereitschaft zu konfessionellen Mischehen ist in Gebieten mit überwiegend evangelischer Bevölkerung am größten" (Jäckel, U., 1980:19 f.). Laut Angaben des statistischen Bundesamtes wurden 1980 in der Bundesrepublik 362.408 Ehen geschlossen, die sich wie folgt den beiden großen Religionsgemeinschaften zuordnen lassen:

Tab.10: Eheschließungen nach Religionszugehörigkeit der Ehepartner

		Religionszugehörigkeit der Frau	
		evang.	kath.
Religionszugehörigkeit des Mannes	evang.	91 752	42 466
	kath.	2 361	114 126

(Bundesamt, stat., 1980:20)

Die Konfessionsendogamie betrug bei den evangelischen Paaren 65,4%, bei den katholischen Eheschließungen 70,34%. (Bundesamt, stat., 1981:70 - eigene Berechnungen)

Weiter oben wurde schon angemerkt, daß es sich bei diesem Zahlenmaterial um strukturelle Merkmalsausprägungen handelt, die nichts über die mit einer konfessionell endogamen Ehe evtl. verbundenen Wertorientierungen aussagen. Wir können nun diese Merkmalsausprägungen relativieren, indem man jeweils die Zahl der kirchlichen Trauungen berücksichtigt.

Im Jahre 1979 ließen sich 90.134 evangelische Eheschließende kirchlich trauen. Bei Eheschließenden der katholischen Konfession waren es 121.340. (Bundesamt, stat., 1981:90 f.). Nachdem aber keine Angaben über die evtl. Konvertierung einer der Partner im Zuge der Hochzeit vorliegen, andererseits davon ausgegangen werden muß, daß nicht alle Partner mit verschiedenen Konfessionen sich kirchlich trauen lassen, haben wir, ausgehend von der oben genannten Gesamtpopulation (N=286.531) der Eheschließenden mit evang./kath. Religion einen Prozentsatz von ca. 63 % derjenigen errechnet, die sich kirchlich trauen ließen. (Bundesamt, stat., 1981:70,90 - eigene Berechnungen)

Diese Ergebnisse, die trotz aller Vorbehalte, den vorsichtigen Schluß zulassen, daß konfessionelle Endogamie auch heute noch eine Rolle bei der Partnerwahl spielt, werden auch von Berechnungen durch U. Jäckel gestützt. (Jäckel, U., 1980:20 f.) L. Vaskovics kommt für Österreich im Jahre 1968 zu dem Ergebnis, daß 86% der geschlossenen Ehen religiös endogam sind. (Vaskovics, L., 1969:10)

Im historischen Vergleich zeigt sich, daß seit 1900 ein eindeutig rückläufiger Trend festzustellen ist. "...die Anteile der konfessionell

einheitlichen Eheschließungen gehen zurück, die konfessionell gemischten Eheschließungen nehmen ebenso eindeutig zu" (Schäfers, B., 1976:204) Dies konnte auch von Jürgens (1976 C:38) bestätigt werden. Dieser rückläufige Trend wurde auch von amerikanischen Forschern sehr früh festgestellt. Zum einen ist nochmals auf R. Kennedy (1944, 1952) zu verweisen, die in ihrer Nachfolgeuntersuchung schon eine relative, wenn auch noch geringfügige Abnahme der Endogamieraten feststellen konnte, während die Befunde von Landis einen weiteren Rückgang erwarten lassen. Bei einer Befragung von 2000 Studenten gaben ca. 50% an, Religion als relativ irrelevanten Faktor einzustufen, allerdings nur dann, wenn die anderen Endogamieindikatoren gegeben wären. (Landis, J.T., 1949:401 ff., Insbes.:406; auch: Barber 1939, zit. nach Kreutz, H., 1965:287). J. Lorenz (1930:310) konnte schließlich bereits 1930 eine deutliche Zunahme von Mischehen in der Schweiz zeigen.

Zusammenfassend kann somit, insbesondere für die bundesrepublikanischen Verhältnisse festgehalten werden, daß konfessionelle Endogamie zwar noch relativ ausgeprägt, gleichzeitig aber stark abnehmend ist. Da allerdings in weiten Bereichen konfessionelle und traditionelle Elemente vermutet werden können, sind diese Aussagen doch mit der höchstmöglichen Vorsicht zu interpretieren.

2.1.4. ENDOGAMIE HINSICHTLICH ETHNISCHER HERKUNFT, NATIONALITÄT UND RASSE

Ethnische Herkunft und insbesondere Rassenzugehörigkeit sind im Zusammenhang mit endogamen Heiratsverhalten als ein Spezifikum der amerikanischen eheseziologischen Forschung anzusehen, da neben Israel, Latein- und Südamerika insbesondere die Vereinigten Staaten zu den klassischen Einwanderungsländer gehören. Eine hohe Rassenendogamie wurde für die Vereinigten Staaten insbesondere nachgewiesen von Weatherly, U.G., (1910); Merton, R. (1941, 1964); Kennedy, R., (1944, 1952); Barron, M.L. (1946); Koller, M. (1948); Hollingshead, A. (1950); Simpson, G., Yinger, J. (1953); Golden, K. (1954); Davis, K., (1954); Kephardt, W.M. (1972²:298 ff., 305 ff.); Heer, D.M., (1965, 1974).

Für die Bundesrepublik Deutschland war Rassenendogamie nur bedingt relevant. Dies betraf in der Nachkriegszeit zum einen die Heirat deutscher Frauen mit Angehörigen der Besatzungstruppen (Vgl. Jäckel,

U.,1980:17), zum anderen die Assimilationsprozesse zwischen Flüchtlingsgruppen und der ansässigen Bevölkerung. (Müller,K.V.,1950, 1951/52,1953; Rückert,G.R.,1979:29)

In jüngster Zeit wurde die Frage der Heirat zwischen verschiedenen Nationalitäten angesichts hoher Gastarbeiterzahlen in der Bundesrepublik wieder aktuell. F. Neidhardt spricht hier von keinem eindeutigen Trend, wenn er schreibt: " Die Anzahl der Eheschließungen, bei denen eine deutsche Frau einen ausländischen Mann heiratete, fiel im Zeitraum zwischen 1964 bis 1970 von 3,9% auf 3,3%; Heiraten zwischen einem deutschen Mann und einer ausländischen Frau stiegen von 1,5% auf 2,3% der Gesamtzahl der Eheschließungen" (Neidhardt,F.,1975: 44). Rückert berechnete zu diesem Problem einen Konnuptialindex (=Verschwägerungsmeßziffer) der Eheschließungen zwischen Ausländern und Deutschen. Ein Konnuptialindex von '1' bedeutet die uneingeschränkte Bereitschaft einen Angehörigen einer anderen Nation zu heiraten, während die Indexziffer '0' die Nicht-Bereitschaft 'international' zu heiraten dokumentiert.

Tab.11: Konnuptialindex der Eheschließungen 1976 zwischen Deutschen und ausgewählten anderen Nationalitäten

	Konnuptialindex
Griechen	0,31
Portugiesen	0,33
Spanier	0,43
Türken	0,44
Jugoslawen	0,65
Italiener	0,68
Österreicher	0,96
Niederländer	0,97

(Rückert,G.,1979:101)

Wie aus der Tabelle ersichtlich, ist insbesondere die Bereitschaft, mit Angehörigen österreichischer oder niederländischer Nationalität eine Ehe einzugehen, sehr hoch, während bei den 'typischen' Gastarbeiterländer diese Bereitschaft nicht so sehr ausgeprägt zu sein scheint.

Jäckel hat die oben referierte Aussage Neidhardts, es ließe sich kein eindeutiger Trend hinsichtlich des Umfangs von Ehen zwischen Ausländern und Deutschen ermitteln, korrigiert. Vergleicht man nämlich den Anteil der Ausländer an der Bevölkerung mit dem Anteil der Ausländer an den Eheschließungen, so ist letzterer durchweg

größer als ersterer. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die altersmäßige Zusammensetzung dieser Bevölkerungsgruppe besonders spezifisch ist. So gehörten 1973 jeder zweite in der Bundesrepublik lebende Ausländer der Alterskategorie 21-35 Jahre an (und befand sich damit in einem Alter, in dem die meisten Ehen geschlossen werden), während im Vergleich nur jeder fünfte Deutsche in diese Alterskategorie fällt. (Vgl. Jäckel, U., 1980:17).

Aus einer Zusammenstellung des statistischen Bundesamtes ergibt sich für das Jahr 1980, daß von 336.107 Eheschließungen in der Bundesrepublik 327.023 zwischen Deutschen stattfanden, während die Differenz von 9.084 (Bundesamt, stat., 1980:39) die Eheschließungen darstellt, bei denen ein Partner Deutscher und der andere Ausländer war. Nach Nationalitäten aufgeschlüsselt ergibt sich dabei das folgende Bild:

Tab.12: Eheschließungen 1980 von Deutschen und Ausländern
(Auswahl)

	deutsch, männl.	deutsch, weibl.
Belgien	145	214
Frankreich	606	680
Griechenland	256	452
Italien	487	2 301
Jugoslawien	1 204	958
Niederlande	568	863
Österreich	969	1 200
Schweiz	272	211
Spanien	297	773
Türkei	426	3 339
Großbritannien	381	975
Skandinavien	249	118
Vereinigte Staaten	317	2 472

(Bundesamt, stat., 1980:39)

Vergleicht man die Ehen von Deutschen mit Ausländern nach Jahren, so läßt sich eine eindeutige Zunahme von Ehen mit Ausländern feststellen. (Vgl. Bundesamt, stat., 1980:19)

Dennoch muß festgehalten werden, daß nur in ganz geringen Prozentsätzen die Endogamie hinsichtlich der ethnischen Herkunft nicht eingehalten wird, so daß wir dem Resümee von H. Kreutz folgen können: "Wir können also feststellen, daß die Zugehörigkeit zu solchen Gruppen (andere Ethnien - Anm.d.Verf.) die Wahl des Partners eher weitgehend einschränkt und daß die hier gesetzten Grenzen nur in den seltensten Fällen durchbrochen werden" (Kreutz, H., 1965:282).

2.1.5. ENDOGAMIE HINSICHTLICH DER REGIONALEN BEGRENZUNG DES HEIRATSMARKTES

Auch zu dieser Thematik ist auf eine breite Palette von Untersuchungen aus den Vereinigten Staaten zurückzugreifen. Insbesondere ist für diese Diskussion die Arbeit von Bossard (1932) - die noch von M.R. Davie und R.J. Reeves (1938) sowie von Kennedy (1943) gestützt wird - zu erwähnen. Bossard sieht die Wohnortnähe als die entscheidende Determinante einer gegengeschlechtlichen Kontaktaufnahme an. Er wurde zwar von W.M. Kephart (1972²) kritisiert, wobei dieser aber die These der Endogamie bezüglich einer regionalen Begrenzung des Heiratsmarktes nicht grundsätzlich falsifizieren konnte. (Vgl. dazu auch: Mc Clusky, A., Zander, A., (1940); Ellsworth, J.S. (1948); Clark, A. (1952); Marches, J.R., Trubeville, G. (1953); Kerkhof, A (1956); Katz, A., Hill, R. (1958); Spuhler, J.N., Clarke, P.J. (1961) und Karlsson, G (1963)).

Auch für Deutschland konnten schon zeitlich sehr früh Ergebnisse dargestellt werden, die diese Endogamietendenz eindeutig bestätigten. Es sind vor allem bevölkerungsbiologische Arbeiten, bei denen der Begriff des 'Isolats' im Zentrum der Bemühungen stand. Isolat bedeutet nach G. Dahlberg (1929:421 f.) die Gesamtheit der potentiellen Heiratspartner einer Population. Isolat wird in diesen bevölkerungsbiologischen Arbeiten vor allem im geographisch regionalen Sinn verwandt. Insbesondere war es I. Schwidetzky, die die einzelnen Komponenten des Isolatsbegriffs in mehreren Untersuchungen herausgearbeitet hat. (Schwidetzky, I., 1937: 311 f.; 1950:1999 ff.; 1974:1 ff.) Sie konnte hierbei die Existenz von Endogamie hinsichtlich einer regionalen Verteilung deutlich nachweisen.

Nun stellt sich mit dem Aufkommen der modernen Industriegesellschaft auch das Strukturproblem erhöhter regionaler Mobilität. Wenn nun dieses Moment der regionalen Mobilität auf den hier zur Diskussion stehenden Kontext bezogen wird, hieße dies folgerichtig, daß sich immer mehr einander völlig unbekannte Menschen begegnen müßten, die an völlig verschiedenen Orten leben. (Vgl. König, R., 1976:109) Von einer Endogamie im Sinne einer regionalen Selektion der Partnerwahl könnte dann nicht mehr gesprochen werden. Dies ist empirisch abgesichert und wird darüber hinaus der Art argumentativ belegt, daß die soziale Bedeutsamkeit einer räumlichen Nähe darin

liegt, "daß sie die Wahrscheinlichkeit ungeplanter zufälliger Kontakte erhöht und infolgedessen viele Möglichkeiten zu müheloser sozialer Interaktion bietet. Wenn die Menschen Eigenschaften haben, die sie einander attraktiv erscheinen lassen könnten, so wird durch räumliche Nähe die Möglichkeit größer, daß sie diese auch bemerken. Menschen, die eng beeinander wohnen, gehen mit großer Wahrscheinlichkeit in die gleiche Schule, kaufen in den gleichen Geschäften ein, fahren in den gleichen Bussen, oder grüßen einander auf der Straße als vom Sehen bekannte Freunde" (Goode, W., 1976⁶:70, Vgl. auch Ruthe, R., 1972:92; Rosenmayr, L., 1963:179).

K. Schwarz konnte nachweisen, daß bei den in Baden-Württemberg geschlossenen Ehen 13,4% der Ehepartner aus unmittelbar benachbarten Kreisen stammen, während 67,6% in dem gleichen Kreis beheimatet waren. (Schwarz, K., 1967:157 f.) H. Kreutz (1965:289) konnte in seiner Untersuchung zeigen, daß im Jahre 1960 bei 49% der Heiratenden beide Partner im gleichen Bezirk wohnten, 39% innerhalb Wiens und nur in 12 % der Fälle ein Partner außerhalb Wiens. Der Bericht der österreichischen Bundesregierung über die Lage der Familie in Österreich, den Vaskovics zitiert, bestätigt die Ergebnisse von Kreutz weitgehend für das Jahr 1964. (Vaskovics, L., 1969:9f.) Neben A. Giger (1981:31) sicherte auch R. Martin (1977:41ff.) diese Ergebnisse ab. Auch für Frankreich, (Girard, A., 1964:59f., zit. nach König, R., 1976:110) Sardinien (Neidhardt, P., 1976), den kanarischen Inseln (Schwidetzky, I., 1974), für Schweden (Beckmann, L., 1961) und England (Küchenmann, C.F., 1967) konnten Befunde vorgelegt werden, die diese Endogamithese eindeutig stützen.

Daneben konnte - allerdings bei älteren Arbeiten - auch gezeigt werden, daß geographisch landschaftliche Gegebenheiten endogam wirken. (Vgl.: Wolf, M., 1956:3; Wegmann, D., 1974:269; Troger, E., 1954:48ff., zit. nach Kreutz, H., 1965:290) Zu Ergebnissen einer Lockerung räumlicher Determiniertheit kommen Wurzbacher und Pflaum (1954:97).

Schließlich ist noch auf die geographische Variabilität der Sexualproportionen hinzuweisen. Insbesondere Orte mit aufblühender Industrie und einer damit verbundenen Zuwanderung weisen häufiger ungleichgewichtige Sexualproportionen auf. So ist z.B. in Wolfsburg, oder auch in Leverkusen ein eindeutiger Männerüberschuß festzustellen.

Tab.13: Die Sexualproportionen der Bevölkerung in verschiedenen Städten der Bundesrepublik Deutschland^{*)}

Auf 1 000 Männer entfallen ... Frauen:	
● Baden - Baden	1 438
● West-Berlin	1 305
● Hamburg	1 154
● München	1 032
● Leverkusen	982
● Wolfsburg	915

*) Dieser Tabelle liegen die Zahlen aller Altersstufen zugrunde!

(Jürgens,H.W.,1976 C:35)

Für die USA wurde dieser Zusammenhang in Stadt-Land Relationen erhoben. Hier haben die Stadtbewohnerinnen (Zahlenverhältnis der Geschlechter in den Städten: auf 95 Männer kommen 100 Frauen, in ländlichen Regionen 103 und in rein agrarischen Gebieten sogar 111) weniger Chancen einen Heiratspartner zu finden (Kuhn,M.H.,1961:604).

Wenn nun auch für den deutschsprachigen Raum auf keine neueren empirischen Befunde zurückgegriffen werden kann, so scheint es doch gerechtfertigt zu sein, in großen Zügen von einer regionalen Endogamie im Bereich von Partnerwahl und Ehe zu sprechen.

Die bisher referierten Ergebnisse (Pkt.2.1.) zusammenfassend, kann die Frage, inwieweit Endogamie als Selektionskriterium im Partnerwahlprozeß verstanden werden kann, relativ eindeutig bejaht werden. Gleichzeitig ist die Aussage zu differenzieren hinsichtlich des Ausmaßes endogamen Heirats. So bestehen in den hier untersuchten Kategorien deutliche Unterschiede hinsichtlich der Tendenz zur Einhaltung der Endogamie. Am prägnantesten ließ sich Endogamie im Bereich der schichtspezifischen Verteilung mit ihrer Besonderheit der Hypergamie nachweisen. Daneben hat - wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß - die Bedeutung von Konfessionsendogamie, aber auch der Endogamie hinsichtlich ethnischer Herkunft und Nationalität abgenommen. Bezüglich des Alters der beiden Heiratsenden zeigt sich in der modernen Industriegesellschaft eine deutliche Tendenz zur Egalisierung.

2. HOMOGAMIE

Die grundsätzliche Position des Ansatzes der Homogamie läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß bei der Partnerwahl übereinstimmende Wertvorstellungen, ähnlich gelagerte Interessen und Rollenerwartungen, aber auch eine psychische Globalähnlichkeit der beiden Partner von großer Bedeutung ist.

2.1. ÄHNLICHKEIT IN INDIVIDUUMSPEZIFISCHEN MERKMALEN

In der relevanten Literatur wird argumentiert, daß Homogamie nicht nur einen wichtigen Selektionsfaktor darstelle, sondern darüber hinaus die Ehezufriedenheit im entscheidenden Maße beeinflusse.

Jäckel - auf die wir uns hier nochmals kurz beziehen werden - hat die Hypothese, die von den jeweiligen Vertretern der Homogamie-theorie formuliert wurde, wie folgt prägnant zusammengefaßt:

- "1. Ehepaare (oder Paare allgemein) haben größere Ähnlichkeit als Nicht-Paare (bzw. als nach der Zufallswahrscheinlichkeit zu erwarten wäre)
2. Zwischen Ähnlichkeit und Fortschritten in Partnerwahlprozesse besteht eine positive Beziehung. Diese Aussage zerfällt in die beiden Partialhypothesen:
 - a. je ähnlicher die beiden Partner sind, desto größer sind die Fortschritte im Partnerwahlprozeß.
 - b. Je länger die Beziehung andauert (bzw. je fortgeschrittener der Partnerwahlprozeß ist) desto größer ist die Ähnlichkeit der Partner " (Jäckel, U., 1980:24).

Anhand dieser beiden zentralen Hypothesen wurden diverse Untersuchungen durchgeführt, wobei zumindest für die erste These, daß Paare eine größere Ähnlichkeit als (zumindest) Nicht-Paare haben, insbesondere die Arbeiten von E.W. Burgess und P. Wallin hervorgehoben werden müssen. Unter dem Begriff der Homogamie subsumieren die beiden Autoren allerdings auch Faktoren, die wir in unserem Kontext als endogam bezeichnet haben (Schicht, Religion etc.), doch beschäftigen sie sich auch dezidiert mit Bereichen wie 'social participation', 'courtship behavior' und 'conceptions of marriage'. (Burgess, E.W., Wallin, P., 1943:112 ff.) Sie konnten unsere These 1 deutlich belegen (Ebd.:123, 480f.).

Die Arbeit von B.I. Murstein (1967 B) bestätigte Burgess und Wallin, indem Murstein eine ebenso hohe Korrelation hinsichtlich der psychische Ähnlichkeit der beiden Partner wie die beiden oben zitierten Autoren fand. In der Arbeit von Preston u.a. (1952), der allerdings Ehepaare unter dem Aspekt von Ehekonflikten untersuchte, wurde sogar ein diesbezüglicher Korrelationskoeffizient errechnet, der noch höher lag, als bei Burgess und Wallin und bei Murstein. (Vgl. hierzu auch: Byrne, D., Blaylock, B., 1963; Levinger, G., Breelove, J., 1966: 370)

Allerdings ist auch auf zwei Arbeiten zu verweisen, die diesen Zusammenhang nicht bestätigen: So fand R.J. Corsini (1956) keine signifikant größere Ähnlichkeit zwischen Ehepartnern und zwei Personen, die nach dem Zufallsprinzip miteinander verglichen wurden und Jan Trost resümierte in einer Arbeit, die die Tendenz zur Homogamie untersuchte: "Data illustrated that homogamy is to be found concerning social characteristics but not concerning personality characteristics" (Trost, J., 1967 B: 739).

Auf die von Jäckel zusammengefasste zweite These, daß Homogamie Fortschritte in dem Partnerwahlprozeß involviere, wurde in der wissenschaftlichen Literatur nur in sehr geringem Umfang Bezug genommen.

Lediglich Brimm und Wood (1956), Kerckhoff und Davis (1962) und Udry (1976) befaßten sich mit dieser Frage, wobei vor allem Kerckhoff und Davis einen positiven Zusammenhang feststellen konnten. Kirkpatrick und Hobart (1954) konnten feststellen, daß Ehepaare einen höheren Grad an Übereinstimmung in diversen relevanten Einstellungen aufweisen als die sich schon einige Zeit kennenden (unverheirateten) Partner, wobei diese wiederum einen höheren Grad an Übereinstimmung zeigen, als Paare, die sich erst vor kurzem kennengelernt haben. (Kirkpatrick, C., Horbart, C., 1954: 19)

Die Annahme einer Korrelation zwischen Ähnlichkeit und Fortschritten im Partnerwahlverhalten ist somit mit großer Skepsis zu begegnen, während im Bereich der Beziehung Ähnlichkeit und Partnerwahl von gewissen Zusammenhängen ausgegangen werden kann. Eine weitere Relativierung glaubt Jäckel darin zu erkennen, indem sie darauf hinweist, daß das Homogamieprinzip insbesondere in den Anfängen des Partnerwahlprozesses von Bedeutung ist. (Jäckel, U., 1980: 27) Für den weiteren Verlauf einer Beziehung läßt sich allemal feststellen, daß (Ehe)Partner sich in diversen Persönlichkeitsmerkmalen ähnlicher sind, als die Ähnlichkeit zwischen Personen im allgemeinen.

2.2. DER PSYCHOANALYTISCHE ANSATZ

In der primären psychoanalytischen Literatur wird kaum explizit auf Partnerwahlprobleme eingegangen. Lediglich auf dem 'Umweg' über die Beschäftigung mit bestimmten Neurosenstrukturen kann von einem psychoanalytischen Beitrag zur Personenwahl gesprochen werden. (Vgl. Fesser, U., 1957:13)

Bezieht man sich nun explizit auf Freud, so ist in unserem Zusammenhang vor allem von der Unterscheidung zweier Objektwahltypen auszugehen:

1. Nach dem Anlehnungstyp wird
 - a. die nährende Frau oder
 - b. der schützende Mann geliebt
2. Nach dem narzißtischen Typ wird geliebt
 - a. was man selbst ist (also sich selbst)
 - b. was man selber war
 - c. was man selbst sein möchte, oder
 - d. die Person, die ein Teil des eigenen Selbst war. (Freud, S., 1949B:154, Vgl. auch: Hitschmann, E., 1953)

Dem Mensch stehen nun beide Wege der Objektwahl offen, deren Urmodelle sich in den ersten Liebesobjekten des Kindes finden: in sich selbst oder in der pflegenden Mutter.

Fälle der Wahl nach dem Anlehnungstypus ist - in aller Kürze - in folgender Entwicklung auszugehen: Nach einer ersten frühkindlichen Phase, in der die Mutterbrust das erste kindliche Sexualobjekt darstellt (Koppelung mit der Nahrungsaufnahme), folgt eine Phase der autoerotischen sexuellen Befriedigung, die im engen Anschluß an wichtige, der Selbsterhaltung dienende Funktionen erlebt wird. "Die Sexualtriebe lehnen sich zunächst an die Befriedigung der Nahrungstrieb an, machen sich erst später von den letzteren selbständig; die Anlehnung zeigt sich aber noch darin, daß die Person, welche mit der Ernährung, Pflege, dem Schutz des Kindes zu tun haben, den ersten Sexualobjekten werden, also zunächst die Mutter oder ihr Ersatz" (Freud, S., 1949 B:153 F.) So entwickeln sich im 5. und 6. Lebensjahr starke sexuelle Regungen meist für den gegengeschlechtlichen Elternteil, die in der daran anschließenden Phase der Latenz (Übernahme des Inzesttabus) sich lediglich in zärtlichen Einstellungen ausdrücken. Diese sexuellen Bedürfnisse treten allerdings

durch eine Verstärkung des Geschlechtstriebes in der Pubertät erneut auf, begleitet von inzestösen Phantasien (Freud, S.1949 A: 123 ff.) Unter dem Einfluß neuer Entdeckungen und der eigenen Liebeswünsche kann sich das Bild des begehrten Elternteils (gegengeschlechtlich!) in diesen Phantasien stark verändern. (Freud, S., 1955: 66 ff.)

Im normalen Pubertätsverlauf werden diese Phantasien überwunden, um eine Ablösung von der Autorität der Eltern zu vollziehen. Dennoch bleibt eine gewisse Bindung bestehen, die sich darin ausdrückt, daß im (Ehe)Partner Züge des geliebten Elternteils gesucht werden. "Im normalen Liebesleben erübrigen nur wenige Züge, welche das mütterliche Vorbild der Objektwahl unverkennbar verorten, so z.B. die Vorliebe junger Männer für gereifere Frauen" (Ebd.:70 f.).

Im neurotischen Fall wird nun die Ablösung nicht, oder nur partiell vollzogen - eine Fixierung auf einen Elternteil bleibt auch nach der Pubertät weiter bestehen. Die Folge ist, daß entweder kein Partner gesucht wird und die Person mit asexueller Zärtlichkeit oft lebenslang an einer Elternfigur fixiert bleibt. Oder aber es werden Partner gesucht, in denen man den Charakter des geliebten Elternteils, wie er in den inzwischen verdrängten Pubertätsphantasien besteht wiederfindet, so " daß diese alle zu leicht kenntlichen Mutter- (bzw. Vatersurrogaten) werden" (Ebd.:71).

Generel geht Freud davon aus, daß der Anlehnungstyp bei Männern häufiger anzutreffen ist, als bei Frauen und nennt ihn deshalb sogar den "männlichen Typus" der Objektwahl. (Freud, S., 1949 B:154)

Im Fall der narzißtischen Wahl sind die Entwicklungsweg vielfältiger. Grundlegend ist bei diesem Wahltypus, daß das Liebesobjekt nicht nach dem Vorbild der Mutter, sondern nach dem der eigenen Person gewählt wird. (Vgl. auch: Döbert, R.u.a., 1980:17)

1. Geliebt wird was man selbst ist - also sich selbst. Hier findet im Grunde keine Partnerwahl statt, da der so veranlagte Einzelne keines Partners bedarf. Wird dennoch selegiert - die Beziehung dauert in der Regel nicht lange (Vgl. Moser, U., 1957:63) - so kommt die Partnerwahl einer Duplizierung seiner selbst gleich; Gegensätze dürfen nicht existieren. Es handelt sich um eine vollendet narzißtische Wahl.

2. Man liebt, was man selbst war, d.h. die Wahl ist von dem Wunsch beeinflusst, im Partner das zu lieben, was man selbst in der Kindheit war. Hier handelt es sich um vorpubertäre Identifikationen mit - in aller Regel - gegengeschlechtlichen Individuen (Eltern), die in das Ich-Ideal verinnerlicht, jedoch im Zuge der Pubertät zu Gunsten einer Identifikation mit dem eigenen Geschlecht abgebrochen wurden. Im Prozeß der Partnerwahl treten diese nicht verarbeiteten, aber verdrängten Wünsche wieder hervor. In der Regel wird im Fall einer solchen Wahl der Partner jünger sein. Der gewählte Partner nimmt (im Fall des Mannes) in diesem Verhältnis die mütterlich beschützende Rolle ein.

3. Geliebt wird, was man sein möchte. Hier hat der Partner die Funktion ersatzweise das Ich-Ideal zu komplettieren. Freud schreibt dazu: " Das Sexualideal kann in eine interessante Hilfsbeziehung zum Ich-Ideal treten. Wo die narzißtische Befriedigung auf reale Hindernisse stößt, kann das Sexualideal zur Ersatzbefriedigung verwendet werden. Man liebt dann nach dem Typus der narzißtischen Objektwahl das, was man war oder eingebüßt hat, oder was die Vorzüge besitzt die man überhaupt nicht hat. " kurz: Man liebt das, "was den dem Ich zum Ideal fehlenden Vorzug besitzt" (Freud, S., 1949 A:168). So verliebt sich z.B. ein Mädchen in einen Mann, der ungefähr jenem Ideal entspricht, das sie selbst gerne verwirklicht hätte " (Moser, U., 1957:63). Dieser Typ der Objektwahl - so Freud weiter - ist ein Stück weit in jeder weiblichen Partnerwahl präsent und damit nicht unbedingt neurotischer Natur (für den eindeutig neurotischen Bereich: Vgl. Reich, A. 1954: 128 ff.).

4. Diejenige Person die ein Teil des eigenen Selbst war wird geliebt. Diese vierte Variante der narzißtischen Objektwahl ist die Wahl des Ich-Ideals im Partner und unterscheidet sich vom 3. Typ nur geringfügig

Selbst nach dieser sehr kurzen und abrißhaften Darstellung der Freud'schen Konzeption der Objektwahl scheint die Nähe zu einer Konzeption der Ähnlichkeitswahl evident zu sein. Der Partner wird nach psychischen Ähnlichkeiten (Homogamie) gewählt, wobei die Spezifität des Freud'schen Ansatzes darin besteht, daß diese Ähnlichkeit über prägende Faktoren aus der frühen Kindheit abgeleitet wird. Freud spricht hierbei von einem "Wiederholungszwang" (Freud, S., 1940:20ff.), den er allerdings nicht nur für den neurotischen Bereich benennt,

sondern er billigt dem normalen, seelisch gesunden Menschen diesen Wiederholungszwang in der Objektwahl ebenfalls zu.

Die Freudschen Typen der Objektwahl (Vgl. die Weiterentwicklung von D.Robra, 1972) scheinen auch nach der Durchsicht einiger diesbezüglicher empirischer Arbeiten ihre Berechtigung zu haben. So konnte vorallem D. Byrne und W. Griffith für eine breite Skala von Persönlichkeitseigenschaften die These der Homogamie bei der Partnerwahl bestätigen (Byrne, D., Griffith, W., 1973: 317 f.), während insbesondere A. Strauss (1946: 554 ff.) sich der Frage zuwandte, inwieweit eine Tendenz besteht, einen Partner zu wählen, der dem eigenen Elternteil ähnlich ist (Wahl nach dem Anlehnungsprinzip). Strauss konnte zeigen, daß nach Meinung der Befragten deren Partner häufiger einem Elternteil ähnlich waren, als einem beliebigen anderen Menschen. Die Ähnlichkeit zum gegengeschlechtlichen Elternteil war dabei kaum häufiger als die Ähnlichkeit zum gleichgeschlechtlichen Elternteil.

2.2.3. DIE SCHICKSALSANALYSE VON L. SZONDI

Ist für Freud der Bereich des Unbewußten die Ursache von Wahlbedingtheiten, so geht Szondi von den unbewußten Konduktornaturen, sprich familiären, hereditären Faktoren als wahlbestimmenden Momente aus. Szondi spricht hier von dem Prinzip des Genotropismus. "Unter Genotropismus verstehen wir.... die durch identische oder verwandte Genfaktoren in den Genbeständen von zwei Menschen wirkende Kraft, welche diese beiden zueinander hinzieht" (Szondi, L. 1948²: 42) und weiter: "dieser Lehre liegt die Annahme zugrunde, daß sich zwei Menschen dann zueinander hingezogen fühlen (..) wenn ein wichtiger dynamischer Teil ihrer latenten Genbestände gleich oder verwandt ist". (Ebd.: 43) Somit ist "das familiäre Unbewußte... dasjenige Stück im Unbewußtsein, welches die durch die Gene bestimmten Ahnenansprüche mit ihren Gegengesetzlichkeiten trägt". (Szondi, L., 1954: 16) Hier gründet auch die inhaltliche Zuordnung des theoretischen Ansatzes von Szondi hinsichtlich unserer Differenzierung: Wahlen erfolgen nach dem Prinzip der Ähnlichkeit. (Vgl. ausführlicher: Moser, U, 1957: 20 ff., 60 ff.) Der Ansatz Szondis wurde allerdings in der weiteren wissenschaftlichen Diskussion nicht mehr näher verfolgt.

2.2.4. WEITERE ÄHNLICHKEITSRELATIONEN

Betrachtet man die weitere Literatur, so wird man feststellen, daß es kaum individuelle Merkmale gibt, die nicht im Sinne einer Ähnlichkeit der beiden Partner untersucht worden wären. Nachdem allerdings hier zum einen eine kaum zu überbietende Unsystematik der Erhebungen vorliegt, zum anderen bestimmte Korrelationen als durchaus trivial bezeichnet werden müssen, mag hier eine abrißhafte Erwähnung genügen.

So hat beispielsweise Kretschmer (1977) unter Zungrundelegung seiner Typenlehre eine Sympathietheorie entwickelt, wobei er zu dem Ergebnis gelangt, daß eine Ähnlichkeitswahl um so eher vorliegt, je weniger extrem die jeweiligen Charakter- und Temperamentsstrukturen der beiden Partner sind. (Vgl. Kretschmer, E., 1977²⁶:270)

Auch sind hinsichtlich physischer Merkmale eine Vielzahl von Arbeiten erschienen, die von Körpergröße, Gewichts- und Kopfmaße, Augen- und Haarfarbe bis zu Aspekten wie Lungenkapazität und Blutdruckwerten, aber auch bis zu Krankheiten wie Blindheit oder Taubstummheit reichen. (Vgl. Rückert, G.R., 1979:34 ff.) Zwischen all diesen Merkmalen wurde - teilweise mehrfach - versucht, die jeweils ähnlichen Ausprägungen bei zwei Ehepartnern zu finden.

Ein etwa sozial relevant dürfte lediglich die Körpergröße sein. Dies konnte zumindest Trost im Bereich des Annoncenmarktes nachweisen, indem er anführt, daß bei Angaben über 175 cm (Mann) die Antwortfrequenz deutlich steigt. (Trost, J., 1976:8). Aber auch H.W. Jürgens (1976:39) und H. Meyerhoff (1961:38) und W. Goode (1960:52) weisen auf eine gewisse Relevanz der Körpergröße im Rahmen des Partnerwahlverfahrens hin.

Schließlich werden noch Aspekte wie Personenverluste (in der Regel die eigenen Eltern) herangezogen, um die Homogamietheorie zu stützen. Langenmayr (1975 A:83) kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß Personen mit Verlusterlebnissen sich gegenseitig anziehen.

Was die Ähnlichkeit der beiden Partner im weiteren Sinn (psychische und physische Ähnlichkeiten) betrifft, scheint die Mehrheit der Leute viel von dem Motto der Gleichheit zu halten. "61% der deutschen Ehemänner bezeichnen ihre Frau als im Wesen recht ähnlich, sie selbst, nur 34 % stellen eher Gegensätze fest" (Giger, A.,

1981:31). Wie weit verbreitet die Annahme einer Ähnlichkeit von zwei (Ehe)Partnern ist, mag abschließend ein Blick in die renommierte Hamburger Wochenzeitung 'Die Zeit' verdeutlichen. Dort wird in einem Artikel die These - jeweils mit Photographien unterlegt - vertreten, daß sich im Laufe des Zusammenlebens die Gesichtszüge der einzelnen Partner einander angleichen (Vgl. Runk, W., 1980:4 ff.). Dies stellt allerdings keine überaus neue Variante der Homogamie- these dar. Bereits 1937 beschäftigte sich P.R. Hofstätter mit dieser Problematik.

3. PARTNERWAHL NACH DEM SELEKTIONSKRITERIUM DER KOMPLEMENTARITÄT

Wir werden uns im folgenden der Komplementaritätstheorie zuwenden; zuerst dem zentralen und weit verbreitetem Ansatz von R.Winch und schließlich der Theorie der Familienkonstellationen.

3.1. DIE KOMPLEMENTARITÄTSTHEORIE VON R. WINCH

Robert Winch kann als der Vertreter in der ehesoziologischen Forschung angesehen werden, dessen Name aufs engste mit dem Ansatz der Komplementarität der Bedürfnisse (Need-Complementary-Theory) verbunden ist. (Winch, R., 1954, 1955A, 1955B, 1958⁸), 1967; sowie: Winch, R., Ktsanes, T., Ktsanes, V., 1954, 1955; Ktsanes, T., 1955)

Der erste Grundgedanke seiner Theorie besteht darin, daß über einen endogamen Selektionsprozeß von einem 'field of eligibles' auszugehen ist, d.h. aus der unendlichen Vielzahl potentieller Partner wird nach endogamen Aspekten ein Kreis von - nach soziokulturellen Merkmalen weitgehend homogamer - Personen selektiert. (Winch, R.F., 1958: 12 ff.) Innerhalb dieses dann verbleibenden 'field of eligibles' beginnt erst die Komplementaritätstheorie zu greifen, indem argumentiert wird, daß innerhalb dieses Kreises Partner gesucht werden, deren Bedürfnisstrukturen den Bedürfnissen der eigenen Person höchstmögliche Befriedigung versprechen. Diese Bedürfnisstrukturen der beiden Partner sind hierbei komplementärer Natur. "In mate-selection each individuals seeks within his or her field of eligibles for that person, who gives the greatest promise of providing him or her with maximum need gratification" (Ebd.:88 ff.)

Der zweite Grundgedanke der Komplementaritätstheorie von Winch leitet sich aus der Annahme der Existenz von bestimmten menschlichen 'needs' (Bedürfnissen) und 'general traits' (allgemeine Wesenszüge) ab. (Vgl. Ebd.:89ff.), die Winch in eine Vielzahl weiterer Variablengruppen differenzierte (Vgl. Ebd.:103)

Bedürfniskomplementarität bestimmt Winch nun unter Zugrundelegung dieser Variablenvielfalt über 2 Typen der Komplementarität: "Typ I: The same need is gratified in both A and B but at very different levels of intensity. A negative interpersonal correlation may be hypothesized either to be positive or negative, contingent upon the pair of needs involved" (Winch, R.F., 1958:94 f.). Der erste Typ ist leichter vorstellbar: dasselbe Bedürfnis ist bei dem einen Partner stark, bei dem anderen schwach ausgeprägt. Typ II wird von Winch so verstanden: "A's behavior in acting out A's need x is gratifying to B's need y and B's behavior in acting out B's needs v is gratifying to A's need x" (Ebd.:93).

Mittels einer sehr kleinen Population von nur 25 jungverheirateten Mittelschichtsparen versuchte Winch seine Theorie zu verifizieren. Zum Nachweis für die Komplementarität I wurden 44 von 150 möglichen Korrelationen berechnet, für die Komplementarität II wurde 344 Korrelationen errechnet. Als Ergebnis kann festgehalten werden, daß bei Typ I von den 44 errechneten Korrelationen 35 in der vorausgesagten Richtung waren, davon 8 auf einem Signifikanzniveau von 0,5. Von den 344 zur Überprüfung des Typs II berechneten Korrelationen bestätigten 221 den vermuteten Zusammenhang, wobei 63 auf dem 0,5 Niveau signifikant waren (Ebd.:113 ff.) Winch bestätigte zumindest somit vorläufig seine Theorie (Winch, R.F., 1955 B:555, 1958:119, Winch, R.F., Ktsanes, T., -, V., 1954 A:275 ff.) wenn auch darauf hinzuweisen ist, daß er Partnerwahl nicht vollständig über Komplementarität erklären konnte.

Im Anschluß an die Veröffentlichungen von Winch wurden eine Reihe von Nachfolgeuntersuchungen unternommen (Bowermann, C.E., Day, B.R., 1956, Altrocchi, J., 1959, Katz, I., u.a., 1960, Schellenberg, J.A., Bee, L.S., 1960, Reiley, M., u.a., 1960, Kerckhoff, A.D., Davis, K.E., 1962, Banta, T.J., Hetherington, M., 1963, Blazer, J.a., 1963, Rychlak, J.F., 1965, Trost, J., 1967 A, 1967 B, Murstein, B.I., 1967 A, 1967 B. 1970, Lipetz, M.E., u.a., 1970, Pierce, R.A., 1970, Centers, R., Granville, A.C., 1971)

Auf diese Vielfalt von Untersuchungen braucht nicht weiter eingegangen zu werden, da "die Frage, wie sich die Need-Complementary-Theory in der weiteren empirischen Überprüfung bewährt hatte, .. in lapidarer Kürze beantwortet werden (kann):Nicht!" (Jäckel,U.,1980: 34)Wir stehen somit vor der grotesken Situation, daß zwar der Ansatz von Winch weite Verbreitung fand, gleichzeitig aber von einer Vielzahl vermeintlicher Nachfolgeuntersuchungen nicht bestätigt werden konnte und lediglich eine leidlich akzeptable Absicherung durch Winch selbst existiert. (Vgl.: Winch,R.F.,1967:757) ¹⁰⁾

3.2. FAMILIENKONSTELLATIONEN - DER ANSATZ VON W. TOMAN

Neben einem Artikel von T.D. Kemper (1966), der Arbeit von L.K. Forer (1979), A.M. Däumling (1963), A. Langemayr (1975) und schließlich den älteren Arbeiten von M.Rudorff (1954) und H. Fielitz (1956) ist es vorallem das äußerst umfangreiche Schrifttum von W. Toman (1959 A,1959 B,1960,1962 A,1962 B, 1963 A, 1963 B, 1964, 1965 A., 1965 B, 1979, 1979 A, ebenso: Toman,W.,Gray,W.,1961 und Toman,W., Preiser,S.,1973), indem Familienkonstellationen thematisiert werden.

Zentralen Ausgangspunkt der Tomschen Überlegungen stellt das sog. 'Duplikationstheorem' dar. Es besagt: "...neue außerfamiliäre soziale Beziehungen werden nach den Vorbildern früherer und frühester innerfamiliärer Beziehungen gesucht. Sie haben unter sonst vergleichbaren Bedingungen um so mehr Aussicht auf Erfolg und Bestand, je ähnlicher sie den früheren und frühesten sozialen Beziehungen eines Menschen sind.. " (Toman,W.,1965A:2)

Das Duplikationstheorem wird insbesondere im geschwisterlichen Umfeld verortet und an den Dimensionen 'Geschlecht' und 'Altersrang' präzisiert. Wenn hinsichtlich dieser beiden Dimensionen zwischen zwei Partnern Komplementarität besteht, ist von einer erfolgreichen Beziehungsaufnahme und Beziehungskontinuität auszugehen. Auf unser Problem der Partnerwahl übertragen heißt dies, daß eine Beziehung um so erfolgreicher sein wird, je eher beide Ehepartner einerseits ein Geschwister des anderen Geschlechts haben, andererseits jedoch gleichzeitig ihr Altersrang komplementär ist, nämlich:

- älterer Bruder einer Schwester und jüngere Schwester eines Bruders
- jüngerer Bruder einer Schwester und ältere Schwester eines Bruders

In diesen beiden Fällen wird in der Partnerwahl und Ehe exakt die herkunfts-familiale Geschwisterkonstellation dupliziert. In allen anderen Fällen treten entweder Geschlechts- oder Rangkonflikte auf. Auf Grund der Existenz dieser Konflikte sieht Toman mehr oder minder stark ausgeprägte Probleme in einer Beziehung.

Nun sind diese Überlegungen Tomans vorerst durchaus einleuchtend, da eine Identifikation der beiden Partner in der Tat um so leichter erscheint, je ähnlicher die jeweiligen Geschwisterpositionen der beiden Identifikationspartner sind. Somit "kommt diesem Ansatz (durchaus) eine gewisse praktische Bedeutung zu" (Lengsfeld, W. 1976:54). Dennoch blieb der Ansatz Tomans nicht unwidersprochen. So konnte Toman seine Theorie nur bedingt (Toman, W., Gray, B., 1961: 95) bzw. nicht (Toman, W., Preiser, S., 1973:40) verifizieren. Auch W. Lengsfeld (1976:55) konnte die Tomanschen Hypothesen nicht bestätigen.

4. ZUSAMMENFASSUNG

Die bisherige wissenschaftliche Diskussion zur Partnerwahl wurde in der Polarität zweier kontroverser Positionen geführt. So wird zum einen argumentiert daß die Wahl des Partners nach dem Prinzip der Ähnlichkeit erfolge (Endogamie, Homogamie), zum anderen wird die These vertreten, daß das Selektionskriterium der Partnerwahl nach komplementären Mustern bestimmt sei. Beide Positionen können sich auf ein breites wissenschaftliches Schrifttum ebenso berufen, wie auf div. Versuche, diese inhaltlichen Formulierungen empirisch abzusichern. Hierbei hat sich gezeigt, daß insbesondere die Endogamietheese am vielfältigsten empirisch verifiziert werden konnte, wenn auch hinsichtlich der einzelnen Teilaspekte (Schicht, Religion, Alter etc.) durchaus Diskrepanzen feststellbar waren.

Im Bereich der Homogamie, wie auch der Komplementarität, konnte auf weit weniger Untersuchungen zurückgegriffen werden. Darüberhinaus zeigen auch die Ergebnisse keinen so deutlichen Trend, wie bei der Endogamietheese, so daß von einer generellen Bestätigung nicht gesprochen werden kann. Dies läßt sich freilich mit der Komplexität der zu untersuchenden - theoretisch formulierten und postulierten - Zusammenhänge begründen. Handelt es sich im Bereich der Endogamie um leicht operationalisierbare und damit auch leicht erhebbare

Strukturdaten, so ist sowohl im Falle der Homogamie- als auch der Komplementaritätsthese von einer weit differenziertere Fragestellung als auch Operationalisierung auszugehen. Dies hat u.a. zur Folge, daß diverse Untersuchungsergebnisse von ihrer Anlage her bereits als inkompatibel angesehen werden müssen und sich somit eine empirische Verifizierung anhand von Sekundärliteratur weit problematischer gestaltet. Auch ergibt sich schon aus soziologischen Spezialgebieten, die sich nicht explizit mit Partnerwahl und Ehe befassen, eine höhere Abstützung der Endogamithese (z.B. schichtspezifische Sozialisationsforschung, Konzept des sozialen Verkehrskreises etc.), so daß deren Formulierung von vornherein eine größere Evidenz des vermuteten Zusammenhangs zugebilligt werden kann. Auch - und dies läßt sich für den gesamten Bereich der Ähnlichkeitsthese festhalten - werden hiervon eher Prognosen hinsichtlich einer positiven Kontinuität einer Beziehung abgeleitet, indem argumentiert wird, daß im Rahmen der Position, Partnerwahl vollzöge sich nach Ähnlichkeitsrelationen, von einem bestimmten Maß an Kulturähnlichkeit der beiden Partner ausgegangen werden müsse. (Vgl. auch: Meyerhoff, H., 1961:17) Nicht nur, daß das Individuum um so heiratsfähiger ist, je kulturell ähnlicher es demjenigen erscheint, der die Auswahl trifft (Vgl. Goode, W. 1960: 49), sondern Kulturähnlichkeit bedeutet auch - aufgrund höherer Konsensfähigkeit der Ehepartner - daß dies zur Stabilität der Kernfamilie und schließlich zur Kontinuität hinsichtlich einer kulturellen Perspektive, auf deren Grundlage Kinder sozialisiert werden beiträgt. (Vgl. Neidhardt, F., 1975:44, Goode, W., 1960:50) Neidhardt spricht hier sogar von einer "Universalität der Endogamiesitten", wenn er zusammenfassend ausführt, daß der Heiratsmarkt von vornherein "nach den allgemeinen sozialen Gliederungen der Gesellschaft differenziert (ist) und deshalb hängt endogame Partnerwahl nicht unbedingt mit einem ausgesprochen endogamen Vorsatz der Beteiligten zusammen" (Neidhardt, F., 1975:44, Vgl. auch: Giger, A., 1981:32).

Wie allerdings im Verlauf dieses Kapitels schon einmal kurz angedeutet, scheint sich bei einigen Autoren ein Kompromiß der beiden Ansätze dahingehend anzubahnen, indem argumentiert wird, daß sich beide Aspekte auf unterschiedliche Momente der Persönlichkeit beziehen. So dominiert Homogamie mehr im Bereich sozio-kultureller Persönlichkeitsmerkmale und Heterogamie zielt eher auf psychische Dimensionen ab. (Vgl. Pohl, K., 1976:26; Ruthe, R., 1972:91; König, R., 1974:78)

III. PRIMÄRGRUPPEN ALS TEILKULTUREN

1. KULTURSOZIOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN ALS ANSATZ EINER MAKRO-SOZIOLOGIE

1.1. ZUR EINFÜHRUNG

Wir werden uns in diesem Kapitel mit makrosoziologischen Fragestellungen beschäftigen. Grundlegend ist hierbei zum einen das Konzept der Teilkulturen (1.2.2.) und das damit verbundene Konzept von Wertorientierungen (1.2.1.), nach denen Teilkulturen differenziert werden können. Zum anderen wird davon ausgegangen, daß die Zugehörigkeit zu bestimmten Teilkulturen von signifikanten Primärgruppen abhängig gedacht werden kann. Für den hier zu diskutierenden Zusammenhang werden vorallem Familie (1.3.) und Gleichaltrigengruppen (1.4.) als zentrale Sozialisationsagenturen einer teilkulturellen Zugehörigkeit verstanden und diskutiert. Über sie werden spezifische Wertorientierungen vermittelt, aufrechterhalten und modifiziert. Am Beispiel von zwei Typen eines Geschlechtsrollenleitbildes werden im zweiten Teil dieses Kapitels schließlich Wertorientierungen inhaltlich präzisiert und damit nochmals das Konzept einer Teilkultur vertieft.

1.2. SOZIOLOGIE ALS KULTURSOZIOLOGIE

Die Erfassung von gesellschaftlichen Strukturmerkmalen - wie wichtig dies prinzipiell auch sein mag - reicht keinesfalls aus, um menschliches Handeln und Verhalten aufzuzeigen und schließlich auch erklären zu können. Es bedarf vielmehr kultursoziologischer Überlegungen, denn "...alle Kultur ist in Struktur eingelagert, alle Struktur durch Kultur erfüllt. Die bloß durch Strukturen festgestellte und wiederum aus ihnen erklärte Gesellschaft ist deshalb kein hinreichend selbstständiger, aus sich selbst bestimmter und und alles Übrige bestimmender, und sie ist deshalb auch kein hinreichend wissenschaftsfähiger Gegenstand" (Tenbruck, F., 1979:399). Kultursoziologie ist darüberhinaus nicht nur von den zu behandelnden Themen überaus vielschichtig, sondern auch überaus vieldeutig, wenn man sich der inhaltlichen Bedeutung des Begriffs 'Kultur' zu-

wendet. Mit Recht weist deshalb nochmals Friedhelm Tenbruck darauf hin, daß das, was in eine 'Soziologie der Kultur' mitintegriert, resp. ausgeschlossen werden soll, eines der grundlegendsten Probleme der Kultursociologie darstellt. (Tenbruck, F., 1979A:901) So ließe sich bei dem Bemühen, den inhaltlichen Rahmen einer Kultursociologie abzustecken, der Bogen von 'Primitivkulturen', 'Kulturkreis' über 'Subkultur', 'Alltagskultur', 'politischer Kultur' bis hin zu 'Enkulturation' oder sogar 'Kulturpolitik' spannen.

In diesem Zusammenhang verwundert es freilich kaum, wenn die erarbeiteten Definitionen ihrerseits einen sehr breiten und eher vagen Bereich nennen, innerhalb dessen 'Kultur' zum Wissenschaftsprogramm erhoben wird. So definieren z.B. Kluckhohn und Kelly: "a historically derived system of explicit or implicit designs for living which exists at any given time as a potential guide for the behavior of men" (Kluckhohn, C., Kelly, W.H., 1945:97). Demgegenüber faßt Lipp Kultursociologie als "Wirklichkeitswissenschaft, die sich Struktur und Kultur nicht auseinander dividieren lassen darf, weil sie die Gesellschaft in ihrer historischen und kulturellen Eigenart und nicht nur in ihrer strukturellen Allgemeinheit begreift. Sie will Erfahrungswissenschaft sein, aber sie will sich weder durch Begriffe noch Methoden das Feld der Erfahrungstatsachen willkürlich einschränken lassen" (Lipp, W., 1979:397).

In diesem Sinn ist zwar das Hinzuziehen von strukturellen Daten unerläßlich. Gleichzeitig bedürfen diese Daten jedoch der Interpretation durch einen kultursociologischen Bezugsrahmen, denn: "solange man im Gehäuse dieser strukturellen Erklärungen verbleibt, kann man weder die Erscheinung, noch deren Ursachen angemessen erfassen, und das eben, weil man die inhaltlichen und geistigen, also die kulturellen Phänomene einfach ausklammert und damit den Charakter der Probleme verkennt" (Tenbruck, F., 1979A:903). So erscheint es in der Tat unerträglich Strukturdaten z.B. über Familie zu erheben, um von hier aus dann zu Aussagen zu gelangen, wie: 'Die Familie habe diese oder jene Funktion verloren'. Solange solche Aussagen nicht kultursociologisch unterlegt sind, z.B. mit einer historischen Ableitung familialer Funktionsveränderungen und/oder der Wandlung der vermittelten Wertstrukturen, solange erscheinen solche Aussagen als relativ wertlos. Ebenso wird oftmals mit dem Begriff der 'Jugendkultur' operiert, ohne sich dabei darüber im klaren zu sein, daß es nicht genügt, ledig-

lich auf empirische Strukturdaten zu verweisen und daraus jugend-spezifische Verhaltensweisen abzuleiten. "Das gilt gerade auch dort, wo man die gar nicht zu schließende Kluft zwischen den angeblichen Konstellationen als Ursachen und den Erscheinungen als Wirkungen, mit so nichtssagenden Begriffen wie 'mangelnde Identität' oder gar 'fehlender Sinn' zu kaschieren versucht" (Ebd.:903).

Die gleiche Problematik ist schließlich in dem überwiegenden Teil der bisherigen Forschung zur Partnerwahl (Kap.II) zu finden. Die bislang festgestellte Endogamie im Bereich von Partnerwahl und Ehe wurde vor allem über Variablen wie Schichtzugehörigkeit, Alter, Religion, Region etc. bestimmt. Doch auch mit diesen Indikatoren wird ausschließlich Struktur bestimmt und in keiner Weise auf kulturosoziologische Belange eingegangen.

Wenn hier bewußt kulturosoziologische Fragestellungen erörtert werden sollen, d.h. unter anderem auch strukturellen Daten Erklärungswert verliehen werden soll, indem sie einer kulturosoziologischen Interpretation unterzogen werden, so verweist dies auf die Wahl der dieser Arbeit zugrunde liegenden Methode, nämlich auf die über Simmel und Weber grundgelegte des 'Verstehens'. Mit anderen Worten: Auf eine Rekonstruktion von alltagsweltlicher Pluralität auf bestimmte Typen im Sinne Max Webers (Idealtypen) ist hier sicher nicht zu verzichten. Diese Methode der Typenbildung läßt sich nochmals - bezugnehmend auf eine Arbeit von W. Lipp (1979) - in zweifacher Weise belegen. Zum einen gibt es nicht die Kultur, sondern es gibt kulturelle Prozesse (Lipp,W.,1979:465). Damit ist Veränderung, ist sozialer Wandel impliziert, der die Handlungswelt der Akteure als eine fließende und nicht statische begreift. Das heißt: nur mit einer Typenbildung läßt sich im Sinn von 'früher' - 'heute' dieser soziale Wandel belegen. Zum anderen spricht Lipp von einer "Plurivalenz von Kultur" und meint damit die plurale Auffächerung von Kultur. Lipp's kann mit dem Hinweis auf Schichtspezifitäten, Randgruppen, Subkulturen und Gegenkulturen, die Gesellschaften aufweisen, hier kaum mehr als angedeutet werden" (Lipp,W.,1979:453). Festzuhalten bleibt, daß sich gerade aus dieser Pluralität die Notwendigkeit ableiten läßt, Typen zu bilden, um damit diese Pluralität in ein Ordnungsschema zusammenfassen zu können. Nur dann ist es möglich, zu wissenschaftlich relevanten Aussagen zu gelangen.

Im Verlauf dieser Arbeit werden wir für den Fortgang unserer Argu-

mentation Idealtypen konstruieren, wobei das zentrale Konstruktionskriterium die hinter diesen Typen stehenden Wertstrukturen darstellen. Anders ausgedrückt: Mittels vertretener und gelebter Werte lassen sich Typen menschlicher Lebenszusammenhänge differenzieren.

Nachdem gleichzeitig 'Wert' in Absetzung zu einem Strukturbegriff als ein zentraler Terminus in der Kulturosoziologie aufzufassen ist, erscheint es notwendig, sich noch kurz näher mit der Definitionsproblematik dieses Begriffs auseinanderzusetzen, um daran anschließend das Konzept der Teilkultur zu bearbeiten.

1.2.1. ZUR DEFINITIONSPROBLEMATIK VON 'WERT'

In diversen wissenschaftlichen Einzeldisziplinen spielt das Konzept des 'Wertes' eine bedeutende Rolle. Aus diesen interdisziplinären Begriffsanleihen leitet sich allerdings keine interdisziplinäre Zusammenarbeit unter diesem Kardinalkonzept ab. (Vgl. zur geistesgeschichtlichen Entwicklung: Kmiecik, P., 1976: 24 ff.; Scholl-Schaaf, M., 1975: 11 ff.) Selbst im Bereich der Sozialwissenschaften, ja nicht einmal in der Soziologie ist eine einheitliche theoretische Konzeptualisierung zu erkennen. Dies scheint um so verwunderlicher, als sowohl in einem mikro-, als auch in einem makrosoziologischen Bezugsrahmen das Konzept des 'Wertes' eine entscheidende Stellung einnimmt.¹¹⁾

So zeigt sich in der heutigen Diskussion eine oft synonyme Verwendung von 'Wert' mit anderen Begriffen, wie 'Einstellung', 'Bedürfnis', aber auch 'Motiv', 'Norm' oder 'Ziel'. (Vgl. hierzu die Versuche zur begrifflichen Differenzierung: Friedrichs, J., 1968: 76 ff.; Scholl-Schaaf, M., 1975: 72 ff.; Kmiecik, P., 1976: 151 ff.; Reichardt, R., 1979: 23-40)

In mikrosoziologischen Ansätzen wird häufig auf einen Wertbegriff rekurriert, der 'Wert' als Objekt eines Wunsches faßt (Friedrich, J., 1968: 24), d.h. Werte sind Objekte, die vom subjektiven Standpunkt aus betrachtet, als wünschenswert, als Bedürfnis (Bedürfniskonzept) erscheinen. Hieraus werden Werte, bzw. Werthierarchien gewonnen.

Nun scheint im Anschluß an T. Herz das Problem der Kausalbeziehung: Wert - Bedürfnis darin zu liegen, "daß ein Bedürfnis durch verschiedene Werte 'repräsentiert' wird, bzw. daß ein Wert verschiedene Bedürfnisse 'befriedigen' kann" (Herz, T., 1979: 286). Ferner weist

Herz auch noch auf die Möglichkeit der Umkehrung der angenommenen Kausalbeziehung hin, nämlich daß ein bestimmter Wert sehr wohl seinerseits Bedürfnisse erzeugen kann. (Ebd.:286 -Vgl. zur mikrosoziologischen Konzeption auch: Inglehart, R., 1971:991-1017; Holzer, B. o.J.:31)

In makrosoziologischen Ansätzen wird davon ausgegangen, daß "Werte als Überzeugungen oder Entscheidungskriterien verstanden werden, die auf Konzeptionen des Wünschenswerten beruhen" (Friedrichs, J., 1968:26). Diese Umschreibung von Wert als 'Standard', als 'Maßstab' im Sinn eines internalisierten Konzeptes, läßt sich als generelle Gemeinsamkeit der meisten Definitionsversuche herausarbeiten (Parsons, T., 1951:12; Kluckhohn, C., 1954; König, R., 1958:42f.; Rudolph, W., 1959:164; Reichardt, D., 1974:24; Kmieciak, P., 1976:148ff.)

Mit dieser grundsätzlichen Übereinstimmung, Wert als handlungsleitenden Standard für subjektives Tun zu verstehen und die Begriffsbestimmung aus ihrer individuellen Determiniertheit herauszuführen, wird die Reduktion von Werten auf individuelle Bedürfnisse umgangen. Wert wird jetzt erst zentrales soziologisches Konzept, indem die Interdependenz von Individuum und Gesellschaft, aus der heraus Wertstandards erklärt und begründet werden, explizit betont wird.

In Verbindung mit sozialen Normierungen beinhaltet 'Wert' auch die Vorstellung eines zukünftigen Zustandes. "der sowohl als äußerst wünschenswert, als auch durch gemeinsames Handeln der Menschen herstellbar gedacht wird". (Helle, H.J., 1979:256)

Bezogen auf diesen wünschenswerten Zustand kommt Werten damit gleichzeitig die Funktion zu, "eine Auswahl zwischen alternativen Handlungszielen zu ermöglichen" (Helle, H.J., 1980:72), indem dann ein Handlungsziel unter mehreren als erstrebenswert definiert wird. Normen würden dann die Aussagen über die Art und Weise und mit welchen Mitteln dieser Zustand zu erreichen sei festlegen. "Sie sind immer Einengungen von Spielräumen, sind Festlegungen auf eine von mehreren Alternativen, mit dem Anspruch, daß die durch Normen vorgeschriebene Handlungsweise die einzig legitime sei" (Helle, H.J. 1979:257).

Werte, bzw. Wertsysteme werden nicht nur in Sozialisationsprozessen

verinnerlicht (Claessens,D.,1972:29), sondern variieren auch kulturspezifisch. In stark arbeitsteiligen undausdifferenzierten Gesellschaften (wie z.B. der modernen Industriegesellschaft) ist diese kulturspezifische Variation von Wertstrukturen auch innerhalb des Gesamtsystems vorhanden. Dies zeigt sich insbesondere an der Existenz einer Vielzahl von Sub-bzw. Teilkulturen, die teilweise zwar hinsichtlich bestimmter Grunddispositionen mit dem Gesamtsystem kompatibel sind, sich von diesem jedoch hinsichtlich bestimmter Werte fundamental unterscheiden. Wir werden diesen Bereich in dem nun folgenden Kapitel noch weiter vertiefen.

1.2.2. ZUM KONZEPT DER TEILKULTUR

Historische Gesellschaftsformen waren unter anderem dadurch charakterisiert, daß bei ihnen von einer relativ einheitlichen Kultur ausgegangen werden konnte.Neben einer mehr oder minder eindeutigen "monistischen Struktur" (Neidhardt,F.,1970:16) zeichneten sich diese Gesellschaften auch durch eine - in einem konsistenten Wertesystem gründende - Einheitskultur aus. Dieses Wertsystem war letztendlich religiös legitimiert.(Vgl. Helle,H.J.,1982:75) Demgegenüber ist ein entscheidendes Kennzeichen moderner Industriegesellschaften deren strukturelle Differenzierung und die damit in Beziehung stehende Einsicht, daß die in dieser Gesellschaftsform vertretenen Werte nicht nur mannigfachster Natur sind, sondern auch fast ohne Ausnahme in keiner Weise als gesamtgesellschaftlich integriert erscheinen. Somit ist nicht nur von einer "Plurivalenz von Kultur" (Lipp,W.,453), sondern auch von einer"Pluralität der Werte" (Bolte,K.M., Aschenbrenner,K.,1970:20) auszugehen.

Dies gilt es kurz näher zu begründen. Tenbruck spricht von einer "lokalen und nichtlokalen Ordnung des gesellschaftlichen Daseins" (Tenbruck,F., 1963:26). Diese lokale Ordnung ist die einer wenig komplexen und kaum differenzierten Gesellschaft. Der Einzelne orientiert sich an der für ihn überschaubaren Lokalität; er ist dort Gruppenmitglied und findet darin seinen Lebenszusammenhang. "...so erfüllt sich das konkrete Dasein der Individuen doch praktisch in einer einzigen und identischen sozialen Einheit, nämlich der lokalen Gruppe, in die es eingebunden ist. Vom Gesichtspunkt der sozialen Identität aus, sind jene, über das Lokale hinausgehenden Beziehungen unwichtig"(Ebd.:28).

Demgegenüber charakterisiert das Prinzip der Nichtlokalität die sozialen Beziehungen von Menschen in modernen Industriegesellschaften. Hier ist der Einzelne nicht mehr in für ihn überschaubare Bezüge rückgebunden, er ist mit einer enormen Vielschichtigkeit und Pluralität, mit einer grundsätzlichen Unübersichtlichkeit gesellschaftlicher Prozesse konfrontiert - der Einzelne ist prinzipiell beliebiger geworden. (Ebd.:37)

Aus dieser, wie Tenbruck sagt, "Matrix" der nichtlokalen Organisation kann nun die Ausdifferenzierung von Kultur abgeleitet werden. Dies kann exemplarisch mit dem Moment der Unübersichtlichkeit geschehen. Gemeint ist damit nicht nur das oben zitierte Entfallen gesellschaftlicher Prozesse und Handlungen aus dem individuellen Erfahrungsbereich, sondern auch das immer schwerer werdende Überblicken von sich überschneidenden Gruppierungen und Vorgängen innerhalb des gesellschaftlichen Systems. Die Folge ist, daß bei der Frage "was die Kultur unserer Gesellschaft ... sei, (dies) sich immer weniger durch das Hinweisen auf eine oder wenige soziale Gruppen erläutern(läßt), die diese Kultur exemplarisch und umfassend leben und repräsentieren. Die Träger, an welche die Kultur herkömmlich geknüpft war verschwinden in der neuen Dimension unserer Gesellschaft" (Ebd.:32). Darüberhinaus haben "die Gesellschaften ihre kulturelle Immunität verloren, und weltweit wandern und mischen sich Bestandteile und Überlieferungen der verschiedenen Kulturen" (Tenbruck, F., 1979A:904).

Aus dieser Betrachtungsweise läßt sich ein Konzept der Teilkulturen ableiten. Das gesellschaftliche System, die Kultur, ist nicht mehr als eine einheitliche aufzufassen, sie ist in eine Vielzahl einzelner Teile, einzelner Teilkulturen zerfallen. Der Einzelne erscheint dann nicht mehr als Angehöriger einer Kultur, deren Mitglied er zu sein mit einer unendlichen Vielzahl anderer teilt, sondern er ist in ein Subsystem integriert, daß wir mit dem Begriff der Teilkultur fassen wollen. Im Kontext dieser Teilkultur bezieht er seine handlungs- und verhaltensleitenden Werte, da er in diesem Kontext sozialisiert wurde. Gleichzeitig wird ihm durch seine aktuelle Mitgliedschaft in dieser Teilkultur seine 'Sicht der Welt' vermittelt und bestätigt.

Teilkultur ist somit ein 'gesellschaftlicher Bereich', der sich durch die Existenz von spezifischen Wertstrukturen auszeichnet, die nur für ihn typisch sind und die von einer mehr oder minder großen Zahl von Mitgliedern tradiert, vertreten und ggf. modifiziert werden. Damit grenzt sich ein teilkultureller Typ von anderen, quasi neben ihm existierenden Teilkulturen ab. Aus der fiktiven Summation der einzelnen Teilkulturen ergäbe sich dann das gesellschaftliche Gesamtsystem, daß unter diesen Prämissen allerdings nur theoretisch gedacht werden kann, da es nur in sehr geringem Umfang Werte vermittelt, die fundamental für alle Gesellschaftsmitglieder verbindlich sind. Die Legitimation der jeweils unterschiedlichen Wertstrukturen und damit die Setzung von Normen erfolgt somit auch nur zu einem sehr geringen Teil über das gesamtgesellschaftliche System, sondern vorallem im Bereich der jeweiligen Teilkulturen.

Mit anderen Worten: Da "die Industriegesellschaften der Gegenwart sich als pluralistisch verstehen, also ein Nebeneinander verschiedener Wertsysteme als Ausdruck der Freiheit bejahen" Helle, H.J., 1982:75) folgt daraus, daß die in solchen Gesellschaftsformen gelebten Wertsysteme in keiner Weise zueinander konsistent sind. Dies gilt sowohl für das Verhältnis der Teilkultur zur Gesamtkultur, als auch zwischen den einzelnen Teilkulturen. Somit lebt der Einzelne in einem mehr oder minder eng begrenzten Bereich gesellschaftlicher Wirklichkeit zu der er sich in Wertkonsens befindet. Gleichzeitig ist der Kontakt zu Mitgliedern anderer Teilkulturen erstmal durch Wertdissens charakterisiert, es sei denn, der Einzelne vollzieht eine Konversion zu anderen Wertsystemen, was - und darauf hat Peter Berger hingewiesen - für den Menschen der modernen Industriegesellschaft durchaus typisch erscheint. (Berger, P., zit. nach Helle, H.J., 1978:3)

Nun hat diese gesellschaftliche Ausdifferenzierung, diese 'Matrix der nicht-lokalen Organisation' (Tenbruck), weitreichende Folgen für den Einzelnen. Dies kann nicht nur, wie dies Tenbruck mit dem Hinweis auf kulturelle Unübersichtlichkeiten tut, oder König mit dem Begriff der gesellschaftlichen Desorganisation (König, R., 1976: 130 f.) meint, global belegt werden, sondern ist auch für die Situation des Individuums zu zeigen. so kann als ein

entscheidendes Moment der Identitätsausbildung die Existenz von verhaltensstabilisierenden Wertorientierungen angegeben werden. Allerdings erlauben diese Wertorientierungen nur solange eine Orientierung im Dasein, eine Vermittlung von Lebenssinn und Sicherheit, solange sie "von einer größeren Gemeinschaft geteilt, überzeugend 'gelebt' und in gewisser Weise verpflichtend gemacht werden" (Schäfers, B., 1982:94). Entfällt dieser Sachverhalt, bzw. wird er in teilkulturelle Bereiche delegiert, die ihrerseits ganz unterschiedliche Wertorientierungen vertreten, so ist von einer mangelnden Identitätsausbildung, von Sozialisationsdefiziten (Vgl. Schönbohn, W., 1978:198f.) auszugehen. Der Einzelne vermag dann nicht mehr zwischen richtig und falsch, zwischen wichtig und unwichtig zu differenzieren. Aufgrund der Vielfalt von nebeneinander gelebten Werten werden darüberhinaus gleichzeitig Grenzen zwischen Angehörigen verschiedener Teilkulturen sichtbar: "Die aktuellen Muster, die wir während der Sozialisation erwerben, begrenzen ... den Inhalt von Identitäten und Interaktionen" (MacCall, G., Simons, J.L., 1974:51), so daß auch aus dieser Perspektive die Frage nach Endogamie und Homogamie zwischen zwei Individuen gestellt werden kann. 12)

Wenn der Pluralität der Teilkulturen eine Pluralität der Wertsysteme entspricht, dann folgt daraus auch, daß zum Beispiel die Auffassung und Interpretation von inhaltlicher Geschlechtsrollen - ausgestaltung, von der prinzipiellen Beziehungsauffassung zum anderen Geschlecht und auch von der Ehe, sich von Teilkultur zu Teilkultur unterscheiden können. Diese Unterscheidung ist nicht unbedingt denknotwendig, da sich die Wertstrukturen von Teilkulturen nicht notwendigerweise in allen Punkten als diskrepant erweisen müssen. Es sind somit durchaus gesellschaftliche Teilkulturen vorstellbar, die sich hinsichtlich relativ vieler Werte in Übereinstimmung wissen und nur in einigen Bereichen diskrepante Werte vertreten. Andererseits ist gleichzeitig von Teilkulturen auszugehen, die in einem prinzipiellen Wertdissens zueinander stehen, d.h. deren Wertstrukturen sich nur in einigen wenigen Fragen decken. Je diskrepanter die Wertstrukturen der jeweiligen Teilkulturen an die zwei Interaktionspartner sich rückgebunden fühlen, desto konfliktreicher ist die Situation, da der Wertdissens um so größer ist. Somit kann die oben aufgezeigte Tendenz zur Endogamie im Sinne einer Reduktion von Konfliktpotentialen in

engen zwischenmenschlichen Bindungen verstanden werden, da sie eine zu große Kulturverschiedenheit (Unterschiedlichkeit der Teilkulturen) ausschließt. (Vgl. Helle, H.J., 1982:89)

1.3. FAMILIE UND TEILKULTUR

Werte werden im Sozialisationsprozeß verinnerlicht (Vgl. Calessens, D., 1972:29) und der Einzelne vertritt die Teilkultur, in deren Kontext er sozialisiert wurde. Damit ist auf die zentrale Wertevermittlungsinstanz, nämlich auf die der Familie verwiesen.

Integriert man hier unsere vorangegangenen Überlegungen zum Konzept der Teilkultur, dann heißt dies, daß familiäre Wertevermittlung nur im Kontext der Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Teilkultur gedacht werden kann. Familie ist demnach - in Abhebung zur ersten klassischen Definition von Familie in der Interaktionstheorie - nicht nur als "a unit of interacting personalities" (Burgess, E.W. 1926) zu sehen, sondern darüberhinaus auch als eine Einheit, die in intensiven Austauschverhältnissen zur sozialen Umwelt steht. Somit kann und darf familiäre Sozialisation nicht als rein binnenfamiliärer Reflex verstanden werden, sondern ist in jeder Weise von der sie umgebenden Teilkultur mitbeeinflusst und auch mitgetragen. Wir gehen davon aus, daß Familie und Gesellschaft keineswegs trennbar voneinander sind, sondern beide in einem differenzierten Verflechtungsprozeß zueinander stehen.

Demgegenüber wird in der neueren familiensoziologischen Diskussion häufig noch von der Vorstellung einer Trennung von Familie und Gesellschaft - wie sie wohl F. Tönnies in seiner Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft grundgelegt hat - ausgegangen. Dies geschieht zumindest insoweit, als von zwei möglichen Betrachtungsweisen von Familie gesprochen wird, die zumindest ihrer Intention nach Familie entweder nur als Einheit im Mikrobereich sehen, oder aber Familie nur einer makrosoziologischen Betrachtung zugänglich machen wollen. So wird zum einen Familie als Kleingruppe besonderer Art im Sinne einer in sich geschlossenen Einheit interagierender Personen betrachtet, oder zum anderen Familie in der gesamtgesellschaftlichen Perspektive, nämlich Familie als Institution gesehen. (Vgl. hierzu zusammenfassend z.B. Pieper, B., Pieper, M., 1975:16)¹³⁾

Auf diese mangelnde Verkoppelung von Mikro- und Makrosoziologie hat jüngst auch R. Fauser hingewiesen, ohne allerdings selbst ein entsprechendes Konzept anbieten zu können. Er schreibt, daß eine Vielzahl von familiensoziologischen Untersuchungen außer acht lassen, "daß es 'die' Familie ebensowenig gibt, wie 'die' Gesellschaft. Empirisch sinnvoller ist deswegen zu fragen, in welchen Familien welche Orientierungen vorherrschen, worüber gesprochen wird und worüber nicht, wie das Verhältnis dieser Familien zu ihrer Umwelt gestaltet und wie die Umwelt selbst strukturiert ist; welche Strukturen in Familie und Umwelt einen Gedankenaustausch und eine Kooperation in Verhalten und in Einstellungen zwischen den beiden Lebensbereichen erleichtern und welche hier erschwerend wirken. Das bisherige Fehlen solch einer Vorgehensweise zur Erforschung des Verhältnisses von Familie zur Gesellschaft läßt nur schwer begründbare Aussagen dazu zu" (Fauser, R., 1982:12 - Hervorheb.d.Fauser).

Demgegenüber versuchen Familiensoziologen, die sich in der Tradition einer materialistischen Theoriebildung verstehen, mikro- und makrosoziologische Ansätze zu verbinden. Dies verwundert freilich insofern kaum, als in diesem Konzept theorieimmanent der Verbindung von Mikro- und Makrosoziologie ein zentraler Stellenwert zugeschrieben wird. Jede im Mikrobereich beobachtbare Ausdifferenzierung wird auf gesamtgesellschaftliche, ökonomische Determinanten zurückgeführt und erklärt. Für diese Theorietradition lassen sich insbesondere Arbeiten anführen die sich mit dem breiten Spektrum sozialwissenschaftlicher Sozialisationsforschung im weiteren (Emanzipation des Menschen von immer unmenschlicher gewordenen gesellschaftlichen Bedingungen; Ermöglichung und Artikulation menschlicher Bedürfnisse - z.B.: Marcuse, H., 1971) und im engeren Sinn (z.B. schichtspezifische Sozialisation) befassen. Letzterer Bereich zeichnet sich vorallem durch die Verbindung materialistischer Positionen mit psychoanalytischem Gedankengut aus. (Vgl. hierzu: Hack, L., u.a., 1972, Lorenzer, A., 1973, Vinnai, G., 1973, Schneider, M., 1973) Gemeinsam ist all diesen Arbeiten das Bemühen nachzuweisen, daß Klassenstrukturen über den 'Transmissionsriemen' familialer Interaktion, Bildungs- und Charakterstrukturen prägen. (Vgl. Mollenhauer, K., u.a., 1975:159)

Neben diesen marxistisch orientierten Ansätzen ist im Rahmen der Diskussion von mikro- und makrosoziologischen Perspektiven sicher noch auf die Sozialisationstheorie von T.Parsons aufmerksam zu

machen, der dem Zusammenhang von Persönlichkeit und Gesellschaft einen breiten Platz in seinen Arbeiten einräumte. (Parsons, T., 1951, 1964, Parsons, T., Bales, R., 1955, Parsons, T., Shills, E.A. 1951) Die Sozialisationstheorie Parsons ist eingebettet in seine Analyse des sozialen Handelns und des sozialen Systems. Grundsätzliche Ausgangsüberlegung ist hierbei die Vorstellung eines (Un)Gleichgewichtszustandes im familialen Interaktionssystem, bzw. im sozialen System überhaupt. Grundvoraussetzung für soziales Handeln (und damit auch für den Erhalt des sozialen Systems) ist nun bei Parsons die Abstimmung zwischen den allgemeinen Werten des kulturellen Systems, den Normen des sozialen Systems und den Bedürfnisse der soziokulturell geprägten Persönlichkeit. In einem Zustand des Gleichgewichts durchdringen sich nun kulturelles, soziales und personales System, d.h. motivationale Strukturen des Individuums entsprechen den Erwartungen des sozialen Systems, das sich wiederum mit den Werten des kulturellen Systems in Übereinstimmung befindet. (Vgl. hierzu ausführlicher die sehr gute Zusammenfassung von R.Geißler, 1979:267 ff.)

Dieses Konzept von Parsons wurde einer so breiten Kritik unterzogen, daß wir hier nur auf einige Vorwürfe hinweisen können. Insbesondere Vertreter des symbolischen Interaktionismus halten Parsons vor, er würde mit einem völlig unflexiblen Konzept des Rollenshandelns argumentieren, das jede Möglichkeit der subjektiven Interpretation der Rollennorm, aber auch der Reflexion und Distanz zu einer Rolle negiere. Ich-Identität könnte gar nicht ausgebildet werden, da sich das Individuum vollständig mit der Rolle identifiziere und die Freiräume, die es zu eigenen Selbstgestaltung zur Verfügung hätte, gar nicht erkennen könne. (Reichwein, R., 1970, Brandenburg, A.G., Caesar, B., 1972, Habermas, J., 1977 B, Krappmann, L., 1978⁶) Parsons entwerfe somit das Bild eines übersozialisierten Menschen, seine Theorie sei nicht geeignet "Sozialisationsprozesse in komplexen, sich wandelnden Gesellschaften zu erklären" (Frey, H.P., 1974:18). Neben weiteren Kritikpunkten, daß nämlich Parsons nicht nur von einem unverändert stabilen Rollensystem ausgeht, sondern die mangelnde Flexibilität auch auf den Bereich des Wertsystems ausgedehnt haben will (z.B. Reichwein, R., 1970:181) oder Parsons alle Abweichungen als Dysfunktionen faßt (Vgl. Reichwein, R., 1970:176, Brandenburg, A.G. 1971:123, Krappmann, L., 1978⁶:164), bleibt für uns hier festzuhalten daß Parsons zwar durchaus die Verbindungslinien zwischen Mikro- und Makrobereich herausgearbeitet hat, dies

aber in einem zu 'großflächigen' Theorieentwurf tat, der keinen Raum für spezifischere Fragestellungen mehr ließ.

In dieser Diskussion zur Verbindung von mikro- und makrosoziologischen Ansätzen ist - neben dem allerdings weitgehend folgenlos bleibenden Ansatz von Norbert Elias (1970, 1977, 1978) - schließlich noch kurz auf die Arbeiten von Hans Bertram zu verweisen. Bertram macht eindringlich darauf aufmerksam, daß die in der bisherigen Diskussion weitgehend kritiklos hingenommene Annahme einer eindeutigen Hierarchisierung von gesellschaftlicher Ungleichheit und der damit verbundenen Annahme einer weitgehenden Homogamie der einzelnen Schichtenlagen nicht voll der empirischen Wirklichkeit entspricht. Bertram schreibt: "Die soziale Schichtung ...legt die Vorstellung nahe, daß diese Schichtungs determinanten innerhalb der einzelnen Schichtungsgruppen konvergieren und homogame Lebenslagen konstituieren. Hingegen zeigen die empirischen Daten, daß die Ungleichheit hinsichtlich des Lebensstandards, des Prestiges und auch der Bildung teilweise unabhängig voneinander variieren, so daß es sinnvoll ist, die Vorstellung aufzugeben, die Sozialstruktur einer Gesellschaft ließe sich entlang einer einzelnen Dimension sozialer Ungleichheit beschreiben" (Bertram, H., 1981: 146). Aus dieser Kritik zur schichtspezifischen Sozialisationsforschung heraus entwickelte Bertram ein sog. 'Mehrebenenmodell'. Grundüberlegung ist hierbei, daß nur über die Verbindung von Individual-, Gruppen- und Aggregatsebene schichtspezifische Sozialisation zu erklären sei und nicht, wie in der breiten Literatur zu dieser Thematik vielfach angenommen, über die Verbindung von nur zwei Ebenen (Vgl. Bertram, H., 1976, 1977, 1981; Vgl. hierzu auch: Steinkamp, G. Stief, W. H., 1979).

Faßt man die bisherigen Ausführungen zusammen, so läßt sich zum einen festhalten, daß der Forschungsstand zu dieser Fragestellung als äußerst dürftig zu bezeichnen ist. Die, selbst auf populärwissenschaftlicher Ebene durchaus einleuchtende These einer reziproken Verbindung von Familie und Gesellschaft, resp. Teilkultur kann in der bisherigen wissenschaftlichen Diskussion als nicht voll befriedigend bearbeitet verstanden werden. (Eine Ausnahme bildet hier allerdings Helle (1982)).

Gleichwohl können auch wir hier keinen eigenständigen Ansatz vor-

legen, der die Wechselwirkung von mikro- und makrosoziologischen Komponenten in ihrer Gesamtheit darstellt. Dies ist einerseits auf Grund der ungeheuren Komplexität dieser Fragestellung im Rahmen dieser Konzeption sicher nicht möglich, andererseits aber auch nicht sinnvoll, da wir uns hier 'nur' mit Sozialisationsagenturen des kindlichen und jugendlichen Bereichs befassen und nicht das Gesamtspektrum dieser Fragestellung einer mikro- und makrosoziologischen Verbindung im Auge haben.

Wenn man sich jedoch dieser hier vertretenen Position anschließt, daß Familie zum einen nicht als isoliertes Phänomen im sozialen Raum zu verstehen ist, sondern in interaktiven Wechselbeziehungen zur sozialen Umwelt im Sinne des Konzepts der Teilkulturen steht, und daß zum anderen die moderne Industriegesellschaft von einer Pluralität der unterschiedlichen Wertstrukturen getragen ist, die in gesellschaftlichen Teilkulturen hervorgebracht, abgesichert und modifiziert werden, so ist auch davon auszugehen, daß "Familie... dann jene soziale Agentur (ist), die nicht nur losgelöst irgendwo vorhandene soziale Werte vermitteln hilft, sondern die zugleich auch immer Mitgliedschaft in einem den vermittelten Werten entsprechenden Trägerkollektiv verleiht" (Helle, H.J., 1978:3). Dieses Trägerkollektiv haben wir in unseren Überlegungen als 'Teilkultur' bezeichnet. Familie ist dann hinsichtlich der in ihr vertretenen und weiter zu tradierenden Wertmustern nicht nur an eine spezifische Teilkultur rückgebunden, sondern auch Teil davon.

Nun könnte man - und wir knüpfen hier gedanklich nochmals an die Ausführungen von F. Tenbruck zur lokalen und nichtlokalen Ordnung an - dem hier vorgetragenen Konzept entgegenhalten, daß die Industriegesellschaft der Gegenwart nicht nur durch eine nichtlokale Ordnung charakterisiert ist, sondern darüberhinaus einen von der sozialen Umwelt relativ separierten Familientyp der 'isolierten Kleinfamilie' produziert hat. (Vgl. u.a.: Parsons, T., 1955:10, 1961: 11 ff., König, R., 1971:78, Neidhardt, F., 1975:28 ff.) Wenn es aber stimmt, daß Familie als weitgehend isoliertes soziales Gebilde zu verstehen ist, so würde sich daraus die Frage ableiten, wie diese 'isolierte Kleinfamilie' ihre Rückbindung an gesellschaftliche Teilkulturen leistet?

Wir können an dieser Stelle dieser Problematik nicht im einzelnen

nachgehen, sondern nurdarauf hinweisen, daß die These der 'isolierten Kleinfamilie' in der Rigorosität, wie sie von den oben genannten Autoren vertreten wird, nicht aufrecht erhalten werden kann. Vielmehr ist von einem relativ intensiven Eingebundensein von Familie in verwandtschaftliche und bekanntschaftliche Bezüge auszugehen. (Vgl. u.a.: Rosenmayr, L., 1966: 217 ff., Pfeil, E., 1973, 1975, Lüschen, G., 1974, Schneider, A., 1974, Bahrdt, H.P., 1975: 120) Verwandtschaft und Bekanntschaft bilden gleichsam die 'erweiterte Privatsphäre' der Familie. (Vgl. ausführlicher: Kürn, Ch. 1983)

Wir können nun zusammenfassend festhalten: Wir verneinen in unserer Argumentation die Existenz einer Einheitskultur in modernen Industriegesellschaften und vertreten demgegenüber die Ansicht der Koexistenz mehrerer Teilkulturen mit je unterschiedlichen Wertstrukturen. Zentraler Ort der Wertevermittlung und Wertetradierung ist hierbei der der Kleinfamilie, die nicht als isoliertes Sozialgefüge verstanden werden darf, sondern in intensiven Austauschverhältnissen zu ihrer sozialen Umwelt steht.

Nun sind diese, über die Familie vermittelten Wertstrukturen ihrerseits einem ständigen Wandel unterworfen, der sich vorerst aus der inner- und außerfamilialen Interaktion ableiten läßt. Je nach Rückbindung, d.h. je nach außerfamilialer Interaktion mit je relevanten Bezugsgruppen werden die in der Familie grundgelegten Wertmuster verschieden sein. Neben diesen von Familie zu Familie (von Teilkultur zu Teilkultur) divergierenden Wertstandards, unterliegen diese einem weiteren Wandel. Die Sozialisation in der sog. 'modernen Kleinfamilie' ist charakterisiert durch die relativ früh im Familienzyklus immer weitgehendere Abgabe von Sozialisationsleistungen der Familie an außerfamiliale Sozialisationsagenturen, (Vgl. u.a. Lassaigue, M.W., 1975: 225 ff.) die die familial vermittelten Wertstrukturen nun ihrerseits modifizieren oder verstärken können. Unser Augenmerk gilt hier allerdings weniger den Sozialisationsagenturen Kindergarten oder Schule, als vielmehr den Gleichaltrigen- gruppen, die bereits in der Kindheit in Erscheinung treten, um so dann im Jugendalter eine relativ zentrale Stellung einzunehmen. Diesem Bereich werden wir uns in dem nun folgenden Kapitel zuwenden.

1.4. FAMILIE UND GLEICHALTRIGENGRUPPEN - ZUM PROBLEM DER WERTEKONKURRENZ

Mit zunehmendem Alter des Heranwachsenden nimmt der Einfluß von Gleichaltrigengruppen vermehrt zu. Der Jugendliche ist dabei gleichzeitig mit weiteren Sozialisationsinstanzen konfrontiert: neben der Herkunftsfamilie insbesondere auch der Schule und den Massenmedien. Diese Sozialisationsinstanzen können als in Konkurrenz zueinander stehend verstanden werden, wobei sich diese Konkurrenz vorallem "auf die Inhalte der Sozialisation, auf Werte, Normen, Einstellungen und Verhaltensmuster" (Blancpain, R., 1974:31) bezieht. Wir werden uns im folgenden vorallem deshalb der Gleichaltrigengruppe zuwenden, weil diese den entscheidenden Einfluß auf die jugendliche Entwicklung nimmt und als "Selbsterziehungsinstanz" (Ebd.32) aufgrund ihrer Altershomogenität und der weitgehenden Abwesenheit von der Kontrolle Erwachsener zentrale Bedeutung hat.

Altershomogenen Gruppen von Jugendlichen kann zum einen eine Schutz- und Ausgleichsfunktion und zum anderen eine Sozialisationsfunktion zugeschrieben werden. (Vgl. Baake, D., 1972:158 ff., Rosenmayr, L., 1976:115 ff., Schilling, J., 1977:56, Machwirth, E., 1980:252)

In einer Gesellschaftsform in der das Kind nicht relativ überganglos zum Erwachsenen werden kann, sondern der Jugendliche sich in einem Moratorium zwischen Kindheit und Erwachsenen (Vgl. Erikson E., 1971⁴:257 f.) befindet, das durch eine Vielzahl von neuartigen Lern- und Erfahrungsprozessen charakterisiert ist, bedarf der Jugendliche der Bestätigung durch die Gleichaltrigengruppe. Dabei kommt der Schutz- und Ausgleichsfunktion der 'peer-group' eine zentrale Bedeutung zu.

Dieser Schutz- und Ausgleichsraum wirkt auf den Jugendlichen entlastend, da er hier nicht in explizit erwachsenbestimmten Sozialgebilden agieren muß. Die Zugehörigkeit zu einer 'peer group' ermöglicht es, den Anpassungsdruck der Erwachsenenwelt zu kompensieren, die Spannungen, die sich aus dem Agieren in weitgehend schutzlosen Räumen der Schule, Berufswelt und der Öffentlichkeit ergeben, abzubauen und schließlich Verständnis im Rahmen von Gleichaltrigen zu finden, für die Probleme, die sich aus Sexualität und Wachstum ergeben. (Vgl. Machwirth, E., 1980:252, Schäfers, B., 1980:50)

Die Sozialisationsfunktion der altershomogenen Gruppe ist vorallem in zwei zueinander interdependenten Aspekten zu sehen. Die 'peer group' ist als soziales Übungsfeld zu bezeichnen, in dem die schrittweise Annäherung an erwachsenbestimmte Verhaltensweisen erlernt werden kann. "Da Einfluß und Kontrolle der Erwachsenen in solchen Gruppen gering sind, ist die Chance zum Aufbau eigener Verhaltensweise gegeben, die ein sukzessives Erproben der eigenen Autonomie ermöglichen und ein Abweichen von Erwachsenennormen zulassen, ohne daß direkte Sanktionen und damit Verunsicherungen die Folge sind" (Machwirth, E., 1980:253).

Desweiteren erlangt die Gleichaltrigengruppe ihre zentrale Bedeutung in der Mitkonstitution der Persönlichkeit Jugendlicher. Hierbei spielt die oben erwähnte Schutzraumfunktion der Gleichaltrigengruppe eine entscheidende Rolle. Zum einen wird das noch unsichere Selbstbewußtsein des Jugendlichen durch Verleihung eines sepezifischen jugendlichen Status weitgehend kompensiert und dadurch dem Wunsch nach Selbstbestätigung und Anerkennung Rechnung getragen. Zum andern wird dem Jugendlichen die Möglichkeit geboten, sich mit diskrepanten Vorstellungen anderer Jugendlicher auseinanderzusetzen, ohne dabei riskieren zu müssen, daß der Aufbau des Selbstbildes grundsätzlich in Frage gestellt werden würde. Gleichzeitig kann der Jugendliche die von der 'Erwachsenen-Gesellschaft' "propagierten Lebensmodelle vergleichend erproben und in einer bestimmten Kombination einzelner Elemente in die eigene Persönlichkeit integrieren" (Blancpain, R., 1974:32). Die 'peer group' kann somit als zentrale Bezugsgruppe verstanden werden, innerhalb derer der Jugendliche temporär Selbstsicherheit und Selbstwert erlangen kann. (Vgl. Naudascher, B., 1978:11).

Demgegenüber scheinen sich die familialen Funktionen für den Jugendlichen eher zu reduzieren. Dies ist insbesondere mit der schon erwähnten zunehmenden Ersetzung familialer durch außerfamiliale Sozialisationsinstanzen zu begründen. So bleibt vorallem die Reproduktionsfunktion der Familie für den Jugendlichen im Sinn einer Rekreation und Versorgung. "Ebenso behält die Familie offensichtlich die Funktion der Entlastung und des Spannungsausgleichs, wie sie eine intime Gruppe für ihre Mitglieder darstellen kann" (Hornstein, W., 1975:143) bei.

Zu dieser zunehmenden Funktionsentleerung der Familie für den Jugendlichen wird die Beziehung zwischen Herkunftsfamilie und dem Jugendlichen noch zusätzlich forciert, da der Jugendliche in einem Ablösungsprozeß von familialen Bezügen begriffen ist und sich hieraus eine weitere Distanzierung zur Herkunftsfamilie ergibt - zugunsten einer verstärkten 'peer group' Partizipation. (Vgl. Braun, H., 1976:70 ff.)

Im vorangegangenen Kapitel (1.3.) hatten wir festgehalten, daß die Familie die zentrale Instanz der Wertevermittlung, insbesondere in der frühkindlichen Sozialisation ist. Im Anschluß an die Überlegungen der Funktionen von Gleichaltrigengruppe und Herkunftsfamilie im Jugendalter stellt sich die Frage nach dem Stellenwert der weiteren Sozialisierung von Werten über die 'peer group' einerseits und über die Herkunftsfamilie andererseits. Diese Fragestellung ist auf einer formalen Ebene von der grundsätzlichen Spannung zwischen einer Kontinuität oder einer völligen Diskontinuität der von Herkunftsfamilie und der Gleichaltrigengruppe vertretenen Wertorientierungen getragen. Anders formuliert: Welcher der prinzipiell möglichen Gleichaltrigengruppen wendet sich das Kind, bzw. der Jugendliche zu und wie sind diese Gleichaltrigengruppen zusammengesetzt? Sind die Mitglieder dieser jugendlichen Gruppierungen gleichzeitig auch Mitglieder der gleichen resp. ähnlichen Teilkultur und vertreten sie damit Wertstandards, die von allen weitgehend geteilt werden, dann sind im Gegensatz zu Gleichaltrigengruppen, die von einem weitgehenden Wertdissens getragen sind, die Voraussetzungen gegeben, daß die familial vermittelten Wertstrukturen weitergeführt oder relativ geringfügig modifiziert werden. Je nach der 'Wahl' (von einem freien Wahlakt kann hier sicher nicht gesprochen werden) des Kindes, bzw. des Jugendlichen, welcher Gleichaltrigengruppe er sich anschließt, wird die familial vermittelte Teilkultur modifiziert oder nicht.

Die Zeit der Adoleszenz ist u.a. davon geprägt, daß der Jugendliche sich seine (Lebens)Wirklichkeit aufbaut (Berger und Luckmann). Der Neuorganisation der Kontakte zu seiner Herkunftsfamilie kommt neben der Wahl des Ehepartners hier zentrale Bedeutung zu. Diese, gemeinhin und sehr undifferenziert als Ablösung bezeichnete Beziehungsveränderung, insbesondere zu den Eltern, fördert entscheidend die vermehrte Orientierung an Wertstandards, wie sie von 'peer groups' vertreten werden.¹⁴⁾

Um diesen Aspekt näher zu klären, muß auf die Beziehungsstruktur des Jugendlichen zu seiner Herkunftsfamilie eingegangen werden. Alle empirischen Befunde deuten daraufhin, daß in der Mehrzahl der Fälle die Beziehung zwischen Jugendlichen und ihren Eltern als 'gut' zu charakterisieren sind. (Vgl. Blücher, V., 1966:103; Spandel, O.P., 1966; Lüdtke, H., 1972:219; South, D.R., 1972:627; Hornstein, W., 1975:145 ff.; Kreutz, H., 1976:164; Landesjugendref. d. Burgenlandes, 1978:16 f.; Naudascher, B., 1978:38; Sand, H., 1979:35; Oswald, H., 1989:78 f.) Aus diesen Untersuchungen geht deutlich hervor, daß trotz der Existenz des sog. 'Generationenkonfliktes' den Eltern (insbesondere den Müttern) nach wie vor eine zentrale Bedeutung für den Heranwachsenden zukommt. Dies manifestiert sich insbesondere bei Problemen und Unsicherheiten des Jugendlichen. (Vgl. Lüdtke, H., 1972:219) Rosenmayr (1963:88, 171) bezeichnete diesen Umstand mit dem Begriff der 'Tiefenbindung'.

Obwohl die Sozialwissenschaften sich mit der Relevanz der Familie als Sozialisationsinstanz im Jugendalter noch sehr wenig beschäftigt haben (Hornstein, W., 1975:80), kann somit neben der Reproduktions- und Sozialisationsfunktion insbesondere die familiäre Funktion hervorgehoben werden, einen relativ unangreifbaren Raum für Vertrauensbeziehungen darzustellen. (Neidhardt, F., 1967:59 ff.) "Die Familie (ist) für den Jugendlichen in aller Regel die wichtigste Bezugsgruppe: die meisten Jugendlichen leben noch in der Familie, auch wenn zum vorausgesetzten 'Status' des Jugendlichen gehört, daß der Ablösungsprozeß von der Familie verstärkt einsetzt und vielfach unter sehr konfliktreichen Formen verläuft. Die Familie bleibt aber auch dann ein wichtiges Bezugssystem für den Jugendlichen, wenn der Einfluß der Gleichaltrigengruppe...zunimmt und von ihm als wichtig angesehen wird". (Schäfers, B., 1980 B:41)¹⁵⁾

Das bislang vorgetragene zusammenfassend ist von einer gewissen Ambivalenz auszugehen. Einerseits ist die Gleichaltrigengruppe zentraler Kommunikationspartner (Lüdtke, H., 1972:215) und vermittelt neues und bislang unbekanntes (Vgl. Schurian, W., 1981:67). Andererseits ist von einer sehr großen 'Tiefenbindung' der Jugendlichen zu ihren Eltern auszugehen. Obwohl Familie und Gleichaltrigengruppe einige gemeinsame strukturelle Merkmale aufweisen, wie z.B. Vertrautheit, Vorherrschen von Emotionalität, personale Nähe, aber auch eine gewisse normative Kraft hinsichtlich der Einhaltung von Grup-

penfunktionen (Vgl. Werner, A., 1973:150), ist der Unterschied zwischen den beiden Formen zwischenmenschlichen Zusammenlebens unbestreitbar.

Gleichaltrigengruppen setzen für ihre Konstitution die Existenz bestimmter Organisationsformen (z.B. Schule, Jugendhäuser etc.) zumindest zum Teil voraus (Vgl. Kreutz, H., 1976:159) und vertreten das Moment der Selbstorganisation. Gleichzeitig unterscheiden sie sich auch durch die thematischen Schwerpunkte auf einer inhaltlichen Ebene von anderen Primärgruppen und sind darüberhinaus durchweg freizeitorientiert. (Rosenmayr, L., 1963:114; Kreutz, H., 1965:321; 1974:188; Neidhardt, F., 1967:60)

Durch diesen Freiraum, der durch die jugendliche Altersgruppe gebildet wird, kann sich erst die spezifische Lebensform von Jugendlichen konstituieren. Daneben ist zu berücksichtigen, daß die in der 'peer group' zu bearbeitenden Inhalte sich aus dem Umfeld der Verschiedenartigkeit familialer und soziokultureller (Neu)Anforderungen an den Jugendlichen ergeben. Bezogen auf Familie heißt dies, daß die Inhalte altershomogamer Gruppen nicht losgelöst gedacht werden können von den erfahrenen familial bedingten Problembereichen.

Die Bearbeitung und Auslebung dieser Probleme im Bereich der Gleichaltrigengruppe kann von ihrem Ergebnis her zwar durchaus als gegen die Familie und die gesellschaftliche Öffentlichkeit gerichtete Aktivitäten verstanden werden (Vgl. Neidhardt, F., 1970:36), gleichwohl müssen sie neben ihrem Charakter des Vorübergehenden als zutiefst von den Institutionen (Familie und gesellschaftliche Öffentlichkeit) initiiert verstanden werden, gegen sie opponieren. Das heißt: Die Kleinfamilie dient - trotz Funktionsverlust - als ein entscheidender 'Umschlagplatz' in der soziokulturelle Werte, Normen und Rollen an den menschlichen Nachwuchs weitergegeben werden, (Vgl. (Claessens, D., 1972:138 f.)

Es bleibt also festzuhalten, daß der Jugendliche über seine kindliche Sozialisation hinaus in fundamentaler Weise von seiner Herkunftsfamilie beeinflusst ist, d.h. die für den Jugendlichen relevanten Wertstrukturen sind im entscheidenden Maß von der Herkunftsfamilie, bzw. deren teilkulturellen

Orientierungen vermittelt. Gleichzeitig ist im Rahmen einer zunehmenden Verselbstständigung des Jugendlichen, einer bewußten "Hinaussozialisierung" (Tenbruck, F., 1962:99) der Kinder aus der Familie davon auszugehen, daß der Jugendliche mit anderen Wertorientierungen (z.B. 'peer group', gegengeschlechtliche Partner etc.) konfrontiert ist, die jedoch noch überlagert sind von noch zum Teil sehr stark wirkenden Elternbindungen des Jugendlichen.¹⁶⁾

In Bezug auf die Frage nach der in Familie und 'peer group' vertretenen Wertstrukturen kann jetzt präziser argumentiert werden. Faßt man altershomogene Gruppen als Sub- oder Gegenkultur auf, die mit eigenen normativen Vorgaben operieren und nicht kompatibel mit denen sind, die in den Teilkulturen vertreten werden, aus denen die Mitglieder dieser Subkulturen entstammen (z.B. Familie), dann wird man schwerlich die Argumentation stützen können, daß Gleichaltrigengruppen herkunftsfamilial vermittelte Wertstrukturen weiter tradieren, bzw. in geringem Umfang modifizieren. Neigt man dagegeneher der funktionalistischen Argumentation zu, wie sie vor allem von S. Eisenstadt vertreten wird, dann stellt die jugendliche Gleichaltrigengruppe lediglich vorübergehende Orientierungen zur Verfügung, die zwar auch von denen der bislang herkunftsfamilial vertretenen abweichen, aber auf längere Sicht ist die Tradierung und Aufrechterhaltung der familial vermittelten Wertstandards keine Frage. (Vgl. Naudascher, B., 1977:58)

Aufgrund der bisherigen Erörterungen ist allerdings weder der streng funktionalistischen Argumentation, noch der Auffassung, Jugend entspräche einer eigenen Subkultur, zuzustimmen. Wir sind vielmehr mit Rosenmayr der Meinung, daß eine "glatte Gegenüberstellung z.B. von Elterneinfluß einerseits und Peer-Einfluß andererseits die Problematik simplifizieren" (Rosenmayr, L., 1969:28) würde. Somit sind jugendliche Gesellungsformen weder als rein in sich abgeschlossene Subkulturen zu verstehen, noch lediglich als vorübergehende Übergangsstadien, mit dem Wunsch, möglichst schnell erwachsen zu werden.

Hinsichtlich der Wirksamkeit von herkunftsfamilialen und 'peer group' initiierten Wertstrukturen gehen wir davon aus, daß Wertorientierungen in der Allgemeinverbindlichkeit und der generellen Gültigkeit in der Zeitperspektive zu differenzieren sind. Demnach zeichnen sich

die herkunftsfamilial vermittelten Werte durch eine größere Gewichtigkeit und Verbindlichkeit aus (d.h. sie wirken zeitlich länger nach), als dies bei den Werten der Gleichaltrigengruppe der Fall ist. Karl Mannheim (Vgl. I.2.2.2.) spricht in diesem Zusammenhang von der "Prädominanz des ersten Eindrucks" und bezieht sich dabei auf die prägende Kraft herkunftsfamilialer Sozialisation.

Die größere Gewichtigkeit von herkunftsfamilialen Wertorientierungen wird darüberhinaus auch von empirischen Ergebnissen gestützt (Vgl. Larson, L., 1972:67 ff.; Hornstein, W., 1975:145)

In Anlehnung an eine Arbeit von Willard Hartup (1977) kann dieser Aspekt noch weiter vertieft und verdeutlicht werden. Hartup unterscheidet zwischen einer Oberflächen- und einer Tiefenstruktur von 'Peer'- Verhalten. Während die letztere die fundamentalen und letztendlich verhaltensbestimmenden Wertorientierungen meint und damit den Einfluß der Gleichaltrigengruppe auf die Ausbildung von Moralität und Entwicklung von Intimität anspricht, zeigt sich die Oberflächenstruktur in vorübergehenden Wertstandards (z.B. bestimmte Umgangsformen, Bekleidungsgewohnheiten etc.). (Hartup, W., 1977:175 f.) Für unsere Überlegungen entscheidend scheint allerdings die Tatsache zu sein, daß die Oberflächenstruktur im weitgehenden Wertdissens zu den herkunftsfamilial vermittelten Orientierungen steht, während die Tiefenstruktur des 'Peer' Verhaltens zwar andere Inhalte von Wertorientierungen ausbildet, aber doch in einem prinzipiellen Konsens zu der Teilkultur sich befindet, aus deren Hintergrund auch die familialen Wertorientierungen legitimiert wurden.

Wir können nun festhalten: Die Wertorientierungen der Herkunftsfamilie und die der Gleichaltrigengruppe decken je verschiedene Handlungsbereiche ab. Hierbei beziehen sich die herkunftsfamilial vermittelten Werte auf längerfristige und tiefgreifendere Orientierungen, während die in der 'peer group' relevanten Werte sich auf kurzfristige, gegenwärtige und eher bestimmten Modetrends unterworfenen Perspektiven beziehen.

Blieben nun die bislang vorgetragenen Überlegungen im formal theoretischen Bereich verhaftet, so werden wir uns nun noch kurz der

inhaltlichen Dimension dieser Wertorientierungen zuwenden, wobei wir vorallem auf Werte abstellen werden, die im Umfeld von Partnerwahl und Ehe Relevanz besitzen.

Die herkunftsfamilial vermittelten Wertorientierungen beziehen sich auf prinzipielle Grunddispositionen, wie z.B. allgemeine Zielvorstellungen und kulturelle Muster der Jugendlichen, sowie materielle und zeitliche Spielräume. (Vgl. Lüttke, H., 1972:112) Explizit bezogen auf den Bereich von Partnerschaft und Ehe formuliert Wolfgang Behr (1982:74): "Von großer Bedeutung sind die Einwirkungen der Herkunftsfamilie auf die sexuellen Einstellungen der Jugendlichen und deren Perspektive gegenüber Partnerschaft, Ehe und Familie". So scheinen die Grundlagen der inhaltlichen Ausgestaltung der Geschlechtsrolle von Mann und Frau, sowie Werte, wie Ehebezogenheit und Partnertreue in entscheidendem Maß von der Herkunftsfamilie geprägt zu sein. (Vgl. auch: Kandel, D.B., Leser, G.S., 1972; Schilling, J., 1977:63)

Anders formuliert: Die u.a. in Kap. II vorgetragene Selektionsthese der Partnerwahl, nämlich das Prinzip der Ähnlichkeit, kommt hier zentral zum Tragen, d.h. über die Mitgliedschaft an einer bestimmten gesellschaftlichen Teilkultur wird der Partner selektiert und zwar unter der grundsätzlichen Fragestellung, inwieweit er ebenfalls Mitglied dieser Teilkultur ist (Endogamie). Die Mitgliedschaft an dieser Teilkultur wird jedoch über die Herkunftsfamilie vermittelt, d.h. Partnerselektionsprinzipien gründen auf herkunfts-familial vermittelten grundsätzlichen Wertorientierungen.

Demgegenüber vermittelt die 'peer group' - aufbauend und beziehend auf die bislang verinnerlichten Wertstandards - u.a. Wertorientierungen, die sich im weitesten Sinn auf den Umgang mit dem anderen Geschlecht beziehen. Wurden familial vorallem die grundsätzlichen Dispositionen hinsichtlich der Vorstellung vom anderen Geschlecht sozialisiert, so vermittelt die 'peer group' eher Inhalte, die sich sowohl auf die aktuellen Verhaltensweisen im Umgang und der Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht beziehen, als auch Orientierungen im expressiven Bereich, wie Kleidungsgewohnheiten, momentane Modetrends, Freizeitgewohnheiten und Freizeitvorlieben, sowie schließlich Formen des jugendlichen Sexualverhaltens. Gerade bei letzteren Bereich des jugendlichen Sexualverhaltens ist in besonderer Weise sowohl die Diskrepanz, als

auch die Übereinstimmung von familial und 'peer group' bedingten Wertorientierungen deutlich zu sehen. So greifen einerseits familiäre Werte, wie Liebe, Partnerzentriertheit und Treue in die neu zu etablierenden Beziehungen ein, gleichzeitig ist jedoch von der Existenz eines typischen jugendlichen Sexualverhaltens auszugehen (z.B. weitgehende Akzeptanz der Aufnahme von vorehelichen Geschlechtsbeziehungen und damit verbunden das Entfallen des Wertes der 'weiblichen Virginität') wie dies in Kapitel I (2.5.) gezeigt wurde. (Vgl. Kreutz, H., 1965:230 ff.; Reiss, I.L., zit. nach Naudascher, B., 1977:84)

Sind wir nun zu Beginn dieses Kapitels von der Fragestellung ausgegangen, in welchem Verhältnis herkunftsfamiliale und 'Peer' initiierte Werte zueinander stehen, ob sie sich ergänzen, ausschließen oder weiter ausdifferenzieren (Problem der Wertekonkurrenz), so können wir mit den bislang vorgetragenen Überlegungen diese Frage nun zusammenfassend näher beantworten. Gleichzeitig kann damit nochmals das Problem der Existenz oder Nicht-Existenz einer jugendlichen Teilkultur angesprochen werden.

Herkunftsfamiliale Wertorientierungen wirken nicht nur zeitlich längerfristig, sondern verweisen auch auf grundlegende Überzeugungen, wo hingegen die über die 'peer group' vermittelten Wertstandards eher spezifisch jugendrelevante Werte favorisieren und von einer zeitlich viel größeren Befristetheit sind. Dabei ist jedoch auf folgendes Spezifikum hinzuweisen: Bestimmte herkunftsfamiliale Werte wirken stark in den 'Peer'-Bereich hinein, d.h. es ist nicht nur von einer weitgehenden Übernahme dieser Werte in der Gleichaltrigengruppe auszugehen, sondern damit kann gleichzeitig gezeigt werden, daß die 'peer group' an ähnlichen Teilkulturen rückgebunden ist, wie die Herkunftsfamilien ihrer Mitglieder dies sind. Insoweit ist die These einer einheitlichen Jugendkultur, die These einer allgemeinen jugendlichen Teilkultur falsch, da sie - auch und gerade auf der Wertebene - ganz entscheidend von familialen Bezügen mitgetragen ist. Insoweit gilt dann allerdings aber auch, daß nicht von der Jugend ausgegangen werden kann, da auch adoleszente Gleichaltrigengruppen teilkulturell variieren.

Diesen herkunftsfamilial vermittelten Werten, die in der jugendlichen Gleichaltrigengruppe wirken (z.B. grundsätzliche geschlechtsspezifische Dispositionen, Partnerzentriertheit, Ehebezogenheit

etc.) stehen nun aber gleichzeitig Werte gegenüber, die sich in (fast) keinem Zusammenhang zu den Wertstandards der Herkunftsfamilie befinden. Sie sind relativ eindeutige Produkte der Jugend, d.h. in diesem Bereich der typisch jugendspezifischen Wertorientierungen ist in der Tat von der Existenz einer relativ einheitlichen Jugendkultur auszugehen. Dies läßt sich sehr gut hinsichtlich der jugendspezifischen Sexualmoral (Vgl.I.2.5.), als auch der jugendlichen Musikszene (Vgl.I.2.4.), sowie der jugendlichen Selbststilisierungstendenzen verdeutlichen (Jugendwerk der deutschen Shell, 1981,I:280 f.)

Die Frage nach der Existenz oder Nicht-Existenz einer jugendlichen Teilkultur ist somit über die Dimension der Wertorientierungen nicht so eindeutig zu beantworten, wie dies beispielsweise Tenbruck zu können glaubt. Vielmehr muß berücksichtigt werden, auf welche Verhaltensdimensionen abgezielt wird, um Jugend als weitgehend in sich abgeschlossene Teilkultur zu begreifen oder nicht.

Gleichzeitig ist die Frage der Wertkonkurrenz von herkunftsfamilial und 'peer' initiierten Werten im Jugendalter differenzierter zu betrachten. So handelt es sich sicher nicht um Ausschließlichkeitsrelationen, sondern zum einen um qualitativ unterschiedliche Wertorientierungen, zum anderen um eine tendenzielle Überlagerung und Vermengung von Wertorientierungen der Herkunftsfamilie mit denen der Gleichaltrigengruppe. Wir haben dies am Beispiel der jugendlichen Sexualmoral oben schon kurz angesprochen. Hier kann nicht von dem Konzept einer Trennung zwischen verschiedenen Wertorientierungen, sondern einer weitgehenden Synthetisierung von Wertorientierungen ausgegangen werden. Allerdings muß in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß in den sich real vollziehenden Verhaltens- und Einstellungsmodi von Adoleszenten die jugendlichen Wertorientierungen einen (vermeintlich) zentraleren Stellenwert einnehmen, als die herkunftsfamilial vermittelten. Letztere müssen eher als eine 'Tiefenstruktur' (Hartup), die quasi unmerklich handlungsleitend wirksam wird, aufgefaßt werden, während die über 'Peers' initiierten Wertorientierungen eher die Oberflächenstruktur darstellen und dadurch für das äußerlich sichtbare Verhalten entscheidender zu sein scheinen.

Gleichzeitig wird über die Existenz beider Wertorientierungen sozialer Wandel initiiert, indem die altershomogene Gruppe Soziali-

sationsinhalte abdeckt, die die Eltern (Herkunftsfamilie) aufgrund ihrer generationsspezifischen sozialen Lagerung (K. Mannheim) nicht mehr zu vermitteln in der Lage sind. Auch hier muß wieder auf die Besonderheit moderner Industriegesellschaften verwiesen werden, die im Gegensatz zu vergangenen, vorindustriellen Gesellschaften von einem raschen sozialen Wandel geprägt sind. Wir können hier auf den Ansatz von Buchhofer (1970) zurückgreifen. Demzufolge erklärt sich die mangelnde elterliche Sozialisationsfähigkeit mit der gestiegenen Informationsdynamik moderner Industriegesellschaften. Informationsgehalte der älteren Generation werden - bedingt durch sozialen Wandel - für die jüngere Generation zunehmend obsoleter, so daß hier Sozialisationsagenturen zum Zuge kommen müssen, die mit aktuellen, zeitgemäßen Informationsinhalten sozialisieren.

Jugendspezifisches Verhalten der Gegenwart unterscheidet sich somit in entscheidenden Aspekten von den Wertorientierungen der heutigen Eltern in deren Jugendzeit. Die ältere Generation ist nicht imstande diese neuen Inhalte zu sozialisieren; sie vermittelt allerdings die grundsätzlichen Vorgaben im Rahmen einer teilkulturellen Orientierung.

Sozialer Wandel vollzieht sich dann in einer Synthetisierung von längerfristig wirkenden und eher traditional orientierten Wertorientierungen der älteren Generation (Herkunftsfamilie) und kurzfristig, eher gegenwartsorientierten Werten der Gleichaltrigengruppe. Jugendspezifisches Verhalten ist somit weder nur über herkunftsfamilial vermittelte Wertorientierungen abgeleitet, noch über die ausschließliche Dominanz von 'peer group' initiierten Werten, sondern über eine Kombination beider. Nachdem sich aber beide Bereiche der Wertorientierungen auf qualitativ andere Dimensionen beziehen, die gleichzeitig von unterschiedlichen Generationen vertreten werden, wird darüber sozialer Wandel initiiert, indem im Zeitverlauf beide Bereiche von Wertorientierungen in spezifischer Weise amalgamiert werden.

1.5. DAS KONZEPT DER TEILKULTUREN IM BEREICH VON FAMILIE UND GLEICHALTRIGENGRUPPE - ZUSAMMENFASSENDE ANMERKUNGEN ZUR RE- LEVANZ DER BEIDEN SOZIALISATIONSAGENTUREN IM ENTWICKLUNGS- VERLAUF JUGENDLICHER SOZIALISATION

Wir haben in den bisherigen Ausführungen versucht den Nachweis zu führen, daß die Herkunftsfamilie - neben weiteren Sozialisationsleistungen (wie z.B. der emotionalen Fundierung des Kleinkindes) - den gesellschaftlichen Nachwuchs in eine bestimmte Kultur hineinsozialisiert. Diese Kultur ist aufgrund der Pluralität moderner Industriegesellschaften - als Teilkultur zu verstehen. Somit vermittelt die Familie dem Kind die Werte derjenigen Teilkultur, der sie selbst angehört, mit der sie in engerem interaktiven Austausch steht. Diese familial vermittelten Wertorientierungen sind nicht nur für den Werteaufbau des Individuums zentral, indem sie die Mitgliedschaft in einer gesellschaftlichen Teilkultur verleihen, sondern determinieren auch in entscheidender Weise des weiteren Entwicklungsverlauf des Kindes, bzw. des Jugendlichen.

Im weiteren Entwicklungsverlauf des Kindes, bzw. des Jugendlichen reduziert sich die Sozialisationskapazität der Herkunftsfamilie mehr und mehr. Insbesondere in der Jugendphase ist der Sozialisationseinfluß von Gleichaltrigengruppen unübersehbar. Entscheidend ist nun allerdings, daß bei der Substitution familialer Sozialisationskapazitäten durch außerfamiliale Sozialisationsagenturen in der Regel nicht von einer grundlegenden Konversion der Wertorientierungen ausgegangen werden kann, sondern daß prinzipiell im Kontext der für die jeweilige Herkunftsfamilie typischen Teilkultur weiter sozialisiert wird. Bezogen auf die zu sozialisierenden Inhalte heißt dies nun aber auch, daß die altershomogene Gruppe auf den bereits vermittelten Bestand an Wertorientierungen aufbaut, diese aber, durch die Hereinnahme von neuen Wertorientierungen modifiziert und erweitert.

Wie zu Ende des vorangegangenen Kapitels schon betont, werden die herkunftsfamilial vermittelten Werte eher als unmerklich handlungsleitend wirksame Orientierungen stärker hervortreten. Einhergehend damit ist - im Kontext einer zunehmenden Ablösung - von einer Distanzierung des Jugendlichen von seiner Herkunftsfamilie auszugehen. Lediglich in problematisch definierten Situationen werden

die Eltern als weiterhin wichtige und zentrale Bezugspersonen verstanden (Tiefenbindung). Allerdings muß diese Distanzierung von der Herkunftsfamilie auch im Zusammenhang mit der jugendspezifischen Problematik in modernen Industriegesellschaften gesehen werden. Wie oben schon gezeigt erfüllt die jugendliche 'peer group' wichtige Rückzugs-, Schutz- und Orientierungsfunktionen, die es dem Jugendlichen nahelegen, sich mehr an dieser Gruppe zu orientieren, zumal er - im Ablösungsprozeß begriffen - diverse generations-spezifische Konflikte mit seiner Herkunftsfamilie auszutragen hat. In dem Maß, indem die Eltern (teilweise vermeintlich) in den Hintergrund treten, gewinnt also die jugendliche 'peer group' zunehmend an Einfluß. Gleichzeitig wird auch die Problematik der Annäherung an das andere Geschlecht wichtiger. In der jugendlichen Gleichaltrigengruppe werden in der Regel die heterosexuellen Partner selektiert, und in diesen - immer wieder zerbrechenden - Zweierbeziehungen auch emotionale Nähe ausgelebt, die in der Familie, zumindest nicht mehr in der Offenheit gezeigt wird.

In diesem (einem 'Normalitätsstandard' verpflichteten) Entwicklungsverlauf kann nun weiter davon ausgegangen werden, daß mit zunehmender Stabilität und Kontinuität einer intensiven gegengeschlechtlichen Zeierbeziehung die Gleichaltrigengruppe mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Zentrale Bezugsperson ist, neben einem kleinen Kreis guter bekannter Gleichaltriger, insbesondere der Freund, bzw. die Freundin. Hier ist dann der Prozeß zu lokalisieren den Peter Berger und Hansfried Kellner (1965) als "eheliche Wirklichkeitskonstruktion" bezeichnet haben. In diesem Prozeß werden die Wertorientierungen der beiden Partner, die diese über ihre Herkunftsfamilien verinnerlicht haben, einschließlich der bereits stattgefundenen Modifikationen dieser Wertorientierungen durch die Gleichaltrigengruppe und sonstige außerfamiliale Sozialisationseinflüsse erneut verändert, indem sie mit denjenigen des Partners abgestimmt, ergänzt und aufeinander bezogen werden.

Mit zunehmender Verfestigung der gegengeschlechtlichen Freundschaftsbeziehung verliert allerdings auch die jugendliche 'peer group' ihren zentralen Einfluß; die beiden Partner ziehen sich verstärkt in ihre Zweierbeziehung zurück, um sodann die bislang vertretene mehr oder minder rigorige Ablehnung des Einflusses der eigenen Herkunftsfamilie allmählich zurückzunehmen. Das

heißt die Herkunftsfamilie wird wieder zunehmend relevanter, hat aber einen anderen Stellenwert, als z.B. in der Frühadolezenz erhalten. Sie ist nun nicht mehr in dem Maß Orientierungsinstanz, die auf der Ebene der Wertorientierungen zentrale Beeinflussungen vornimmt, sondern wird vielmehr als Bezugsgruppe verstanden, zu der nach wie vor enge verwandtschaftliche Bezüge bestehen, von der man sich aber gleichzeitig in bestimmten Bereichen auch absetzt und konträre Standpunkte vertritt. Mit anderen Worten: Aufgrund gewisser Modifikationen, Neuinterpretationen und Erweiterungen von ursprünglich familial vermittelten Wertorientierungen auf Seiten der beiden jugendlichen Partner existieren teilweise unterschiedliche Wertstandards zwischen den Generationen. Diese können - außer im Fall einer einschneidenden Wertekonversion - als zwar prinzipiell kompatibel zu denjenigen der Herkunftsfamilie verstanden werden, aber dennoch diesen in einigen Aspekten widersprechen, was in den vorangegangenen Ausführungen mehrmals belegt wurde. An diesem Punkt eines 'normalen' Entwicklungsverlaufs kann auch der sog. Generationenkonflikt in etwa als beendet betrachtet werden, indem sowohl die Eltern, als auch deren erwachsenwerdendere Kinder eher geneigt sein werden, die in einigen Punkten divergenten Wertvorstellungen zu akzeptieren. Darüberhinaus wird dieser Prozeß des gegenseitigen Anerkennens noch durch die Abstützung und Akzeptanz der Partnerbeziehung der Kinder durch die Eltern und deren soziales Umfeld weiter vorangetrieben und bestätigt.

Mit der Eheschließung der beiden Partner (und der Geburt von Kindern) wird eine neue Zeugungsfamilie gegründet, die eigene Kinder in eine bestimmte teilkulturelle Orientierung hinein sozialisiert. Zum einen wird hierbei die Familientradition insofern fortgeführt, als bestimmte Werte aus der eigenen Herkunftsfamilie auch für die Zeugungsfamilie Gültigkeit besitzen. Zum anderen werden gleichzeitig diese Wertstrukturen einer gewissen Modifikation unterzogen, indem sie mit 'neuen', herkunftsfamilial nicht vermittelten Wertorientierungen angereichert werden und damit - über die Sozialisation einer neuen Generation - sozialer Wandel initiiert wird.

Die in einer neu gegründeten Zeugungsfamilie vertretenen Wertstandards sind:

1. von den Herkunftsfamilien der beiden Partner grundlegend beeinflusst. Im Verlauf der Adoleszenz tritt zwar dieser Einfluß deutlich zurück, um sodann mit zunehmender Verfestigung einer Partnerbeziehung auf einem neuen, nun aber distanzierteren Verhältnis zwischen den Generationen erneut belebt zu werden. Dies könnte bildhaft mit einem Modell des 'Abtauchens' umschrieben werden: Die Bezugspersonen Eltern verlieren vorübergehend - es sei denn in gewissen Krisensituationen (Tiefenbindung !) - ihren Einfluß, um sodann unter veränderten Bedingungen erneut relevant zu werden. Gleichwohl wirken die über sie vermittelten Werte sowohl in die 'peer group', als auch in die heterosexuelle Zweierbeziehung entscheidend mit ein.
2. vermitteln die außerfamilialen Sozialisationsinstanzen - insbesondere die adoleszente Gleichaltrigengruppe - Wertorientierungen, die zwar auf den herkunftsfamilial verinnerlichten Werten aufbauen, diese aber über die Hereinnahme neuer Inhalte modifizieren und erweitern. Im adoleszenten Entwicklungsverlauf kommt der 'peer group' allerdings nur vorübergehend zentraler Einfluß zu. Nach dem oben erwähnten Modell des 'Abtauchens' ist dieser Einfluß insbesondere in der Zeit von Bedeutung, in der die herkunftsfamiliale Bezugsgruppe in den Hintergrund tritt und noch keine stabile Zweierbeziehung realisiert wurde.
3. werden im Sinne einer Modifikation und Neuschöpfung Wertorientierungen auch in dauerhaften Paarbeziehungen generiert. Diese entstammen einem wechselseitigen Prozeß des Abstimmens und Abänderns, indem die herkunftsfamilial vermittelten Wertstandards der beiden, sowie deren bislang erfolgte Modifikationen auf einer neuen Ebene zusammengefaßt werden.

Durch diese Veränderung und Erweiterung der vertretenen Wertstandards in der Zeugungsfamilie wurde sozialer Wandel vollzogen. Zum einen über den Sozialisationseinfluß der Gleichaltrigengruppe, indem neue, jeweils zeitgemäße Inhalte in den Wertevorrat des Einzelnen subsumiert wurden, zum andern über die Eben der retroaktiven Sozialisation auf der Seite der beiden Elternteile. Diese werden u.a. über ihre Kinder mit neuen Inhalten gesellschaftlicher Wirklichkeit konfrontiert und modifizieren ihre Wertorientierungen im Laufe der Zeit ebenfalls im gewissem Umfang.

Gleichzeitig ist im Anschluß an diese Überlegungen davon auszugehen, daß einerseits durch die prinzipielle Erweiterung, Modifi-

kation und aber auch Tradierung von Wertstrukturen durch die junge Generation, und andererseits die, wenn auch nicht in diesem Umfang stattfindende Veränderung der Wertstandards der Eltern, bzw. der Herkunftsfamilie, sich automatisch Veränderungen im Bereich der jugendlichen Teilkultur vollziehen. Aus dem Hintergrund dieser veränderten und sich weiter im Fluß befindenden Teilkultur heraus wird die nächste Generation sozialisiert, die ihrerseits wiederum sozialen Wandel induzieren wird.

2. TEILKULTURELL VERMITTELTE WERTSTRUKTUREN - DAS BEI- SPIEL GESCHLECHTSROLLE

Aus dem breiten Spektrum der dem Kind, bzw. dem Jugendlichen vermittelten Werte, soll hier nur ein bestimmter Bereich von Wertorientierungen angesprochen werden, nämlich die, die im Umfeld einer Geschlechtsrollendefinition von Relevanz sind. Dies kann insbesondere mit der theoretischen und pragmatischen Relevanz dieser Wertorientierungen im Rahmen von Partnerwahlprozessen begründet werden.

2.1. GESCHLECHTSROLLE - EINLEITENDE ÜBERLEGUNGEN

In allen uns bekannten - gegenwärtigen oder vergangenen - Kulturen ist das Merkmal 'Geschlecht' ein entscheidendes gesellschaftliches Differenzierungs- und Strukturierungsprinzip. Anhand dieser Dimension wurde das gesamte Universum sexualmythisch ausgedeutet, bis hin zu den abstraktesten und formalsten Kategorien. So gilt beispielsweise Erde, Mond, Nacht, Blumen, aber auch Materie (von dem lateinischen 'mater' - die Mutter abgeleitet) als eminent weiblich, während Sonne, Tageslicht, Zeit und Geist (letzterem entspricht allerdings neben dem männlichen 'logos' der weibliche Pedant 'sophia' (die schöpferische Weisheit die in der griechischen Mythologie das ewig weibliche verkörperte) dem männlichen Element zugeordnet werden. (Vgl. Kaltenbrunner, G.K., 1978:8)

Auch der religiös philosophische Bereich ist voll von der grundsätzlichen Polarität der Geschlechter. In der christlichen Religion werden Mann und Frau geschaffen (Vgl. Schrift, heilige, Genesis 1,

27) Die östlichen Religionen sind mehr der chinesischen Lehre verpflichtet, die ein, den gesamten Kosmos durchwaltendes Prinzip in den Vordergrund stellt, nämlich die Polarität von 'Yang' und 'Ying'. (Vgl. ausführl.: Béhy, G., 1972:166 ff.)¹⁷⁾

Mit den biologisch bedingten Unterschieden werden in allen Kulturen auch weitere geschlechtsspezifische Verhaltensweisen verbunden. Somit ist, was die Sozialisation von Geschlechtsrolle betrifft, von einem universalen Tatbestand auszugehen. Wie allerdings die inhaltliche Ausfüllung der Rolle 'Geschlecht' geleistet wird, variiert von Kultur zu Kultur. Mit am eindrucksvollsten wurde dieser Sachverhalt - zumindest im Vergleich zu den westlichen Industrienationen - von M. Mead (1936), aber auch von J. Malinowski (o.J ca.1930) belegt, so daß anhand der Zuschreibung von kulturenerhaltenden Funktionen an ein jeweiliges Geschlecht Kulturen (resp. das daraus abgeleitete Wertsystem) differenziert werden können. (Vgl. Helle, H.J., 1982:76)

"Die Geschlechtsrolle kann als die grundlegendste und allgemeinste Rolle in unserer Gesellschaft verstanden werden, da sie in allen Sozialbereichen wirksam wird, alle Lebensalter, vom Kind bis zum alten Menschen umfaßt und dabei relativ allgemein formuliert ist. Mit ihr werden die unterschiedlichen Funktionen, Statusmerkmale und Persönlichkeitseigenschaften beschrieben, die man in Gesellschaften gleichsam selbstverständlich mit der Geschlechtsrollenzugehörigkeit verbunden sieht" (Wurzbacher, G., Cyprian, G., 1975²:16). Geschlechtsrolle erscheint demnach als eine allgemeine Kategorie, als ein Individuum mit seiner Geburt entweder männlich oder weiblich ist und es aufgrund dieser, vorerst lediglich biologisch bestimmbarer Tatsache, im Rahmen bestimmter kultureller Normierungen sozialisiert wird. Auf diese kulturellen Normierungen ist es zurückzuführen, daß Frauen und Männer in unserer Gesellschaft sich unterschiedlich verhalten, unterschiedliche Berufe bevorzugen und unterschiedliche Einkommen und Karrierechancen aufweisen, aber auch divergierende Krankheitsraten und Lebenserwartungen zeigen. (Vgl. Eckert, R., 1979 B:234) Kurzum: Das biologische Faktum 'Geschlecht' wird in entscheidender Weise sozial überformt und damit auf der Ebene von Werturteilen zur Disposition gestellt.

Geschlechtsrolle kann - in Anlehnung an den Psychoanalytiker Erik Erikson als wichtiger Bestandteil der Identität Erwachsener verstanden werden. Ebenso kann der Überlegung Eriksons zugestimmt werden, daß "das Bewußtsein im Sinne der Definition seiner Kultur ein 'richtiger' Mann bzw. eine 'richtige' Frau zu sein, die Grundlage des Identitätsgefühls eines erwachsenen Individuums in jeder Gesellschaft " (Erikson,E.,1977) ist, doch ist zu fragen, ob das, was Erikson mit der Vorstellung 'richtiger Mann' und 'richtige Frau' meint, heute überhaupt noch in einer auch nur relativen Prägnanz zu beantworten ist. (Vgl. Beck-Gernsheim,E., 1979:65) Offensichtlich ist vielmehr davon auszugehen, daß die inhaltliche Füllung und Ausgestaltung von weiblicher und männlicher Geschlechtsrolle nicht mehr nach gesamtulturell weitgehend homogenen Kriterien (Leitbild!) erfolgt, sondern auch hier eine Zersplitterung diverser gesellschaftlicher Teilkulturen angenommen werden muß (Merz,F.,1979:77). Anders formuliert : Ist die Definition der Geschlechtsrolle hinsichtlich biologischer Kriterien keine Frage (Vgl.u.a. Bischof,N.,u.a.,1980), so variiert die soziale Definition nicht nur kulturspezifisch (im interkulturellen Vergleich), sondern auch innerhalb einer Kultur teilkulturell. Je nach dem Hineingeborensein eines Jungen oder eines Mädchens in eine bestimmte Familie und damit - so unsere Hypothese - in eine bestimmte gesellschaftliche Teilkultur, wird geschlechtsspezifische Sozialisation - einschließlich der außerfamilialen - je verschieden ausfallen. Was dann jeweils unter Geschlechtsrollenidentität im Sinne des Bewußtseins ein 'richtiger Mann' und eine 'richtige Frau' zu sein verstanden wird, kann als Indikator für bestimmte Wertvorstellungen von bestimmten gesellschaftlichen Teilkulturen verstanden werden.

Trotz kultur- und teilkulturspezifischer Variation scheint allerdings ein Aspekt universaler Natur zu sein, daß nämlich Geschlechtsrolle immer nur im komplementären Sinn verstanden werden kann. Mit anderen Worten: Die Geschlechtsrolle eines Individuums ist im wesentlichen durch und über die Beziehung zum anderen Geschlecht definiert. (Eckert,R.,1979 B:236)

Für unsere Überlegungen zur Partnerwahl bedeutet diese Geschlechtsrollenkomplementarität aber nun, daß vorallem in stark geschlechtsdifferenzierten Gesellschaften der männliche Partner (oder der Ehemann) von der weiblichen Partnerin (Ehefrau) das-

jenige Verhalten erwarten wird, das er als den Inhalt der weiblichen Geschlechtsrolle versteht, bzw. gelernt hat. Ebenso wird die Frau geschlechtsspezifische männliche Verhaltensweisen und Orientierungen in ihren Erwartungen ihrem Partner oder Mann gegenüber antizipieren und dementsprechend handeln. Das Individuum definiert folglich Geschlechtsrolle in zweifacher Hinsicht: bezüglich seines eigenen Geschlechts und bezüglich des anderen Geschlechts.

Bei dem Bemühen die bislang vorgetragenen Gedanken im Rahmen eines intensiveren sozialwissenschaftlichen Literaturstudiums weiter zu vertiefen, wird der fachlich Interessierte alsbald feststellen müssen, daß z.B. innerhalb der Soziologie nur im Rahmen allgemeiner familiensoziologischer Fragestellungen einige ausgewählte Aspekte bearbeitet sind - eine theoretische, systematische Analyse fehlt bislang völlig. (Vgl. Kürthy, T., 1978, I:18, Keller, H., 1978:18) 18)

Als explizit themenrelevante soziologische Veröffentlichungen können u.a. vorallem die Arbeiten von G. Simmel (1911), neuerdings auch die des Trierer Soziologen Roland Eckert (1978, 1979 A-C) und der jüngere Teil des Schrifttums von H.J. Helle (1981) 1982) verstanden werden. Darüberhinaus ist bei der Durchsicht der Literatur, die die Geschlechterrollenthematik mitbehandelt, auffallend, daß bislang kaum Konzepte erarbeitet wurden, die über eine theoretische Anlehnung an die Rollentheorie hinausgingen. (Vgl. u.a. Allemann-Tschopp, A., 1978:118) So ist von Rollenkonflikten und Rollenbelastungen, sowie von einem "Anachronismus in den Rollenerwartungen" (Nave-Herz, R., 1972) die Rede, ohne daß das Bezugssystem dieser "Intermediären Theorie" (Käsler, D., 1974:8) jemals verlassen worden wäre. Auch dies mag als ein Indikator dafür gewertet werden, daß es bislang an eigenständigen theoretischen Konzeptionen zu einer 'Soziologie der Geschlechter' fehlt.

Um zumindest eine gewisse Klarheit der Argumentation zu gewährleisten, erscheint uns eine kaum bekannte Differenzierung von R.J. Stoller hilfreich zu sein. Stoller unterscheidet zwischen 'Sex' und 'Gender'. "...the word 'Sex'...will refer to be male or the femal sex and the component biological parts that determine wheather one is a male or a female... This obviously

leaves tremendous areas of behavior, feelings, thoughts and fantasies that are related to the sexes and yet do not have primarily biological connotations. (Stoller, R.J., 1968:VIII f.) Wir werden uns im weiteren Verlauf dieser Ausführungen auf das beziehen, was Stoller mit 'gender' bezeichnet hat.

2.2. GESCHLECHTSROLLEN IM WANDEL DER ZEIT - EINIGE KULTUR- HISTORISCHE ÜBERLEGUNGEN

Wendet man sich der Fragestellung der geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung und Verhaltenserwartungen in einer historischen Perspektive zu, so wird man - zumindest für die letzten Jahrhunderte das Vorherrschende eines patriarchalischen Leitbildes konstatieren müssen, während ein Blick in die Frühzeit der Menschheitsgeschichte die Dominanz des weiblichen betont. (Vgl. Helle, H.J., 1982:76) Dieser erwähnte Patriarchalismus gründet für die westliche Welt in der, im Mittelalter zentral zum Tragen kommenden christlich, jüdischen Vorstellung, "daß Mann und Frau als grundsätzlich verschiedene Wesen von Gott geschaffen wurden. Die Frau ist schwächer .. der Mann infolgedessen mit höherem sozialen Status und Prestige ausgezeichnet. Mann und Frau haben unterschiedliche Aufgaben in Gesellschaft und Familie zu erfüllen, wobei die Aktivitäten des Mannes höheres Ansehen haben, als die der Frau" (Krüll, M., 1874:43). Dieses Geschlechtsrollenleitbild wurde u.a. durch den jüdischen Schöpfungsmythos wertmäßig abgestützt und legitimiert. 19)

Im Gefolge der französischen Revolution und der Idee der 'Egalité' wurde zwar - wie E. Dahlström (1967:170-215) betont - die Forderung der Gleichberechtigung auch für das Verhältnis der Geschlechter formuliert, allerdings unter Zugrundelegung einer grundsätzlichen, wesensmäßigen Andersartigkeit von Mann und Frau. Dies ist dann aber nicht mehr gottgewollt, sondern naturbedingt vorgegeben.

Unter Hinzuziehung kulturhistorischer Überlegungen ergibt sich allerdings eine andere Sichtweise zur geschlechtsspezifischen Differenzierung. Hier geht die Grundüberlegung von der Sicherung des Fortbestandes einer Gesellschaft aus. Je höher die Kinder-

sterblichkeit ist, je kürzer die Lebenserwartung der Erwachsenen und je mehr die soziale Sicherheit der alten Generation von der Existenz einer Nachkommenschaft abhängig war, um so dringlicher erschien die Notwendigkeit, gesellschaftlichen Nachwuchs bereitzustellen, d.h. um so größer muß die Geburtenrate sein. Unter diesem Aspekt betrachtet und mitberücksichtigend, daß allein Frauen Kinder gebären und - solange es die Erfindung der Flaschennahrung noch nicht gab - auch nur allein stillen können, "muß jegliche gesellschaftliche Arbeitsteilung diese natürlichen Bedingungen beachten, will sie nicht die Reproduktion gefährden" (Eckert, R., 1979 B:237). Aus dieser gesellschaftlichen Notwendigkeit heraus ist eine Arbeitsteilung folgerichtig, "in der die Frau vornehmlich solche Produktionsaufgaben übernimmt, die mit Schwangerschaft und Stillzeit räumlich, zeitlich und psychisch verträglich sind und darum als zusammengehörig erfahren werden. (während) Männer Aufgaben bewältigen, die einer schwangeren oder stillenden Frau schwerfallen würden, reisen, fischen und jagen, kämpfen, sowie wirtschaftliche politische oder religiöse Koordinationsaufgaben, die jeweils unaufschiebbare Aufmerksamkeit erfordern" (Ebd.:238 f.).

Im Zuge einer immer komplexer werden Gesellschaft ist theoretisch differenzierter zu argumentieren. So geht beispielsweise die strukturell-funktionale Theorie von der Vorstellung aus, daß, durch technisch - ökonomischen Wandel bedingt, sich die Struktur und Funktion der Familie verändert, was auch auf die Beziehung der Ehegatten Einfluß hat. (Vgl. Johnson, H.M., 1974:32 ff.) Im Rahmen dieser Theorieperspektive wird auf das Kontraktionsgesetz²⁰⁾ Bezug genommen, mit dem auf der strukturellen Ebene der Gesellschaft eine zunehmende Arbeitsteilung und Spezifizierung von Arbeitsvorgängen einherging.

Dieser Differenzierung auf der Strukturebene und der Kontraktion der Familie entspricht eine Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, bzw. außerhäuslichen Erwerbsarbeit und Familienarbeit. Damit ging eine "radikale Polarisierung der Geschlechter nach dem Prinzip von Erwerbstätigkeit einerseits und Familienarbeit andererseits" (Eckert, R., 1979 B:241) einher. Das Modell der bürgerlichen Familie war damit etabliert, daß es sich nicht nur durch zwei grundsätzlich voneinander getrennte Welten (Beruf und Familie) auszeichnete, sondern ebenso eine strikte Aufgabentren-

nung der Geschlechter zur Voraussetzung hatte (Vgl. auch Hausen, K., 1976:363 ff.) Nicht zuletzt der Prozeß der Kontraktion bedingt allerdings gleichzeitig eine verstärkte Emotionalisierung der Mutter - Kind - Beziehung als auch der Gattenbeziehung. Letztere hat grundlegende Folgen für den Individualisierungscharakter der modernen Partnerwahl. Roland Eckert führt dazu nochmals aus: "Wenn die Kindersterblichkeit zurückgeht, Geburtenverhütung aber verhindert, daß sich die Kinderzahl erhöht, wenn früher im Haus produzierte Waren (Lebensmittel, Stoffe, Kleider) nun billiger gekauft werden können und wenn schließlich noch Dienstboten verfügbar sind, dann entsteht bei bürgerlichen Frauen freie Kapazität. Aus der Aufgabenentlastung kann die Pflege von Innerlichkeit erwachsen, also die Kultivierung der Expressivität als des weiblichen 'Wesens' schlechthin. Die Differenzierung der Geschlechter auf der Achse instrumentell/expressiv scheint daher keinem universellen Gesetz zu entsprechen, sondern Resultat höfischer und bürgerlicher Kulturen zu sein" (Eckert, R., 1979 B:241).

Aus einer kultursoziologisch - ethnologischen Perspektive nimmt H.J. Helle zu dieser Thematik Stellung. Helle entwickelte vier Idealtypen von Mann - Frau - Beziehungen, die er einerseits im Rahmen einer Abfolge menschlicher Evolution verstanden wissen will, während andererseits diese Beziehungen als mögliche teilkulturelle Orientierungen heterosexueller Beziehungsstrukturen in Industriegesellschaften der Gegenwart begreift. Erfolgt im ersten Typ (Matrilineare Paarungsehe) die Sicherstellung von gesellschaftlichem Nachwuchs über die matrilineare Abstammungsordnung durch autonom frauliche Kreativität, so ist der zweite Typ (Matrilineare Elternehe) dadurch gekennzeichnet, daß die Funktion des Mannes an der Zeugung von Nachwuchs erkannt wurde. Dennoch wird in diesem Typ im Rahmen einer matrilinearen Abstammungsordnung gelebt. (Helle, H.J., 1982:76)

Im dritten Typ (Patrilineare Elternehe) erlangt "die Antithese zur Muttergottheit der Urkulturen...der väterliche Schöpfergott des Exodus-Volkes" (Ebd.:81) ihre Relevanz. Hier wird die männliche Abstammungsordnung betont, die Familie wird über Generationen in männlicher Linie fortgeführt. Dies hat zur Konsequenz, daß in patrilinearen Kulturen der Feststellung von Vaterschaft zentrale Bedeutung zugemessen wird.

(Ebd.:84)

Der vierte Typ (bilaterale Elternehe) stellt gewissermaßen eine Synthese aus den beiden vorangegangenen Typen dar. Er ist gekennzeichnet durch die Neugründung einer Zeugungsfamilie durch zwei Partner, die weder die mütterliche, noch die väterliche Abstammungslinie favorisieren, sondern gleichsam die Integration der jeweiligen Herkunftsfamilien der beiden Partner leisten. Dementsprechend sind die Kinder, die in dieser neugegründeten Zeugungsfamilie geboren werden, Verwandte der Eltern und Geschwister der Mutter, aber auch Verwandte der Eltern und Geschwister des Vaters. (Vgl.Ebd.:84) Das Kind wird also von Anfang an Vollmitglied der Herkunftsfamilie seiner beiden Eltern. Mit anderen Worten:Hervorstechendstes Merkmal der bilateralen Elternehe ist die Gleichwertigkeit der Frau und des Mannes bei der Sicherung gesellschaftlichen Nachwuchses.

Wenn Helle nun davon ausgeht, daß in Ehebeziehungen der modernen Industriegesellschaft Wertmuster vertreten und gelebt werden, die sowohl nach dem Modelleiner matristischen, einer patristischen oder aber einer interaktiv bilateralen Kultur organisiert sind und damit ein antagonistisches Nebeneinander von drei Teilkulturen festzustellen sei (Vgl. Ebd.:86), so wollen wir uns in unseren weiteren Überlegungen auf die (Folge)Wirkungen von Geschlechtsrollendefinitionen beziehen, die im engeren oder weiteren Umfeld des patristischen und bilateralen Modells in der Gegenwartsgesellschaft gelebt werden.

2.3. GESCHLECHTSROLLENLEITBILDER - GESCHLECHTSROLLENSTEREO- TYPE

In dem nun folgenden Abschnitt werden wir uns insbesondere mit der Darstellung, Diskussion und einer Präzisierung von zwei, hinsichtlich ihrer Wertorientierungen sich gegenseitig ausschließenden Geschlechtsrollenleitbilder befassen. Bei der Auswahl und Beschränkung auf nur zwei Typen eines Geschlechtsrollenverständnisses, lehnen wir uns zum einen an eben die in der relevanten wissenschaftlichen Literatur gebräuchliche Differenzierung in zwei Typen einer Geschlechtsrollenausgestaltung an.

(Vgl. dazu exemplarisch: Jugendwerk d. deutschen Shell, 1981, I: 181, Eckert, R., 1979 B, 1979 C, Hahn, A., 1982) Zum anderen scheint uns die Vorgehensweise einer dichotomischen Gegenüberstellung unterschiedlicher Wertorientierungen, die mit Geschlechtsrolle verbunden werden, insoweit sinnvoll, als sich damit die Möglichkeit eröffnet, mit dem Konzept eines Kontinuums zu arbeiten, wobei beide Typen gleichsam den Anfang und das Ende dieses Kontinuums angeben. Zwischen diesen beiden Extrempositionen ist dann eine Vielzahl von unterschiedlichen Möglichkeiten der Geschlechtsrollenausgestaltung gegeben.

Sowohl in der oben erwähnten Literatur, als auch im allgemeinen Sprachgebrauch werden diese beiden Typen als 'traditional', 'konservativ', resp. 'partnerschaftlich', 'modern' bezeichnet. Wir halten diese begriffliche Bestimmung zum einen für zu 'wertgeladen' und emotional überfrachtet, zum anderen für zu unpräzise und zu oberflächlich, so daß wir im folgenden von einem 'komplementären' und einem 'egalitären' Geschlechtsrollentyp sprechen wollen. Diese beiden Typen sind im folgenden näher darzustellen und herauszuarbeiten.

2.3.1. DAS KOMPLEMENTÄRE GESCHLECHTSROLLENLEITBILD

Die in der relevanten Literatur am häufigsten verwandte, aber auch ebenso oft kritisierte Differenzierung einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung stammt von Talcott Parsons und meint die Orientierungsalternativen 'expressiv' (typ. weiblich) und 'instrumentell' (typ. männlich). Diese Orientierungsalternativen geschlechtsspezifischer Differenzierung wurden zusammenfassend in dem von Parsons und Bales 1955 herausgegebenem Buch "Family, socialisation and interacting process" erarbeitet.²¹⁾

Parsons geht davon aus, "that the categorization of human persons...into two sexes is not, except in its somatic points of reference, biologically given, but, in psychological significance must be learned by the child" (Parsons, T., 1964 A: 26). Die Geschlechtsrollendifferenzierung ist im Rahmen der kindlichen Sozialisation die erste komplexe analytische Leistung des Kindes. Sie bildet "a basic of differentiation of role,

which will never be transcended but remains indelible for live" (Parsons, T., 1964B:44). Parsons setzt die Existenz von expressiven, resp. instrumentellen Orientierungen als für alle Gesellschaftsformen universale Orientierungen ein. Über die Beziehung zur Mutter wird den Kindern beiderlei Geschlechts die expressive Orientierungsalternative nahegebracht. Während aber der Junge sich in einem späteren Lernprozeß von der Mutter partiell abwenden muß, um sich mit den instrumentellen Funktionen des Vaters zu identifizieren, verstärkt sich noch die Beziehung zwischen Mädchen und Mutter. Das Mädchen identifiziert sich dadurch mit der typisch weiblichen Expressivität. Damit ist - neben der Dimension 'Generation' (hierarchische Achse) - die Differenzierung der elterlichen Autorität entlang der Dimension 'Geschlecht' (qualitative Achse) gegeben (Vgl. Ebd.:44): Das Kind verinnerlicht diese familialen Grundrollen. Mit fortschreitendem Lebensalter des Kindes, wenn es auch außerhalb des familialen Bereichs agiert, werden die bislang gültigen Orientierungsmuster (expressiv-instrumentell) durch die Alternativen Partikularität versus Universalität im Sinne von Rollenerwartungen ergänzt. (Vgl. auch: Eisenstadt, S., 1966:16; Caesar, B., 1972:30)

Diese von Parsons herausgearbeitete grundsätzliche Verschiedenheit der Geschlechtsrollenausgestaltung kann als eine zentrale idealtypische Unterscheidung geschlechtsspezifisch differenzierender Verhaltensorientierungen verstanden werden. So entspricht die expressive Orientierung einer Orientierung an affektiven Reaktionen anderer. Sie kann mit den Zuschreibungen wie 'Liebe', 'Fürsorge', 'Aufopferung' etc. umschrieben werden und wird von Parsons als typisch weiblich verstanden. (Parsons, T., 1964 C:60) So ist die Frau für die affektive Zufuhr ihrer Kinder verantwortlich, sie hat ein immanentes Interesse an dem Funktionieren des Systems Familie und reguliert Spannungen innerhalb der Familie durch expressive Leistungen. Dazu benötigt sie allerdings weniger erworbener Kompetenzen, wie z.B. der Mann als instrumenteller Führer, sondern vielmehr zugeschriebene Eigenschaften. (Vgl. McKinley, G.D., 1964:97) Parsons faßt zusammen: "...the female role is more traditional and more primitive, less specialized. ... In some sense less 'achievement' is expected of her, perhaps this leads to fewer strains" (Ebd.:63).

Demgegenüber zeichnet sich die instrumentelle Rolle des Mannes

dadurch aus, den Außenbereich zu vertreten und ihn für den familialen Binnenraum verfügbar zu machen, sowie den, aus der Außenwelt herangetragenen Anpassungsforderungen Nachdruck zu verleihen. (Parsons, T., 1964 C:59)

Der instrumentelle Führer verantwortet die von der Familie angestrebten Ziele und ist hierbei 'zweckrationalem Verhalten' verpflichtet. (Neidhardt, F., 1965: 341). Darüberhinaus muß er "die sozialen und physischen Konflikte lösen, die aus der äußeren Umgebung der Familie herrühren" (Goode, W., 1976:133). Die Unterscheidung 'expressiv' vs. 'instrumentell' versteht Parsons als funktionale. Dies ist der Garant für die Etablierung der Erwachsenenpersönlichkeit, was eine, in diesem Sinne gelungene Sozialisation zur Voraussetzung hat.

Daß diese Orientierungsalternativen von Parsons die weitere Diskussion der Geschlechtsrollenleitbilder zentral beeinflußt haben, als diese Position als ein Extrempunkt verstanden wird, dem ein ebenso extremer Pedant im Sinne einer völligen Egalisierung der Geschlechtsrolle gegenübergestellt wird, zeigt ein Blick in die relevante Literatur. (Vgl. z.B. Dahlström, E., 1967; Holter, 1970). So bezeichnet beispielsweise M. Krüll (1974:49) die beiden als diametral entgegengesetzt zu denkenden Leitbilder - terminologisch nicht sehr glücklich - als 'extrem konservativ' und 'extrem progressiv'. Das extrem konservative Leitbild beruft sich auf eine 'traditionale' Geschlechtsrollendifferenzierung, die mit dem Hinweis auf ihre moralische Richtigkeit und Natürlichkeit begründet wird.

Dem steht das extrem progressive Leitbild gegenüber, das von der Vorstellung der natürlichen Gleichheit der Geschlechter ausgeht. Dies gelte es zu realisieren: "Erst wenn Mann und Frau nicht nur als gleichberechtigt oder gleichwertig, sondern als gleich angesehen werden in Wesen, Verhalten, Bewertung und auch tatsächlich in dieser Weise gleich sind, ist der angestrebte Zustand erreicht, ist das neue Geschlechtsrollenleitbild verwirklicht" (Krüll, M., 1974:50; Vgl. auch: Richter, H.E., 1974:58; Apelt, K., 1980:23 f.)

Zusammenfassend kann nun wie folgt präzisiert werden: Das komplementäre Geschlechtsrollenleitbild geht von einer, auf dem Wertebe-

reich bewußt gesetzten Verschiedenartigkeit von Mann und Frau aus. Diese Verschiedenartigkeit ist prinzipiell im Sinne eines gegenseitigen Ergänzens zu interpretieren und deshalb als zueinander komplementär 22) zu begreifen. Erst in der gegenseitigen Ergänzung von Mann und Frau ist - im Sinne des Parsonschen Ansatzes - Ehe und Familie als funktionale Einheit im Mikrobereich aufzufassen.

Im Verständnis dieses komplementären Geschlechtsrollenleitbildes lassen sich u.a. folgende inhaltlichen Dimensionen festmachen: Demnach zeichnet sich das weibliche Geschlechtsrollenleitbild vorallem durch zugeschriebene Eigenschaften und durch eine entsprechende Passivität aus: es ist an emotionalen Reaktionen anderer orientiert, neigt nicht zu agressiven Verhalten und wird an dem Standard 'Attraktivität' beurteilt. Um diesem komplementären Leitbild zu entsprechen, müssen bei Mädchen resp. Frauen die folgenden Wertorientierungen als ein wünschenswertes und positiv zu bejahendes Ziel geschlechtsspezifischen Verhaltens verstanden werden: Sensitivität und Einfühlungskraft, Zärtlichkeit, Fürsorge, Selbstaufopferung und Mütterlichkeit.

Demgegenüber zeichnet sich das männliche Geschlechtsrollenleitbild durch das Verfügbarmachen des öffentlichen Raumes für die Binnenbeziehungen aus, woraus nicht nur ein Führungsanspruch des Mannes abgeleitet wird, sondern sich das Tätigkeitsprofil um den Begriff der 'Aktivität' zusammenfassen läßt. Dem männlichem Geschlechtsrollenleitbild werden die folgenden als erstrebenswert zu verstehenden Wertorientierungen zugeschrieben: Zweckrationalität, Unabhängigkeit, intellektuelles Leistungsstreben, Dominanz, Kritikfähigkeit und emotionale Kontrolle.

2.3.2. DAS EGALITÄRE GESCHLECHTSROLLENLEITBILD

In dem vorangegangenen Kapitel wurde bereits darauf verwiesen, daß dem Geschlechtsrollenverständnis das explizit zwischen männlichen und weiblichen Wertorientierungen differenziert (komplementäres Geschlechtsrollenleitbild) ein zweiter Typ gegenübergestellt werden kann, der von dem Wert einer völligen Gleichheit zwischen den Geschlechtern ausgeht. Wir wollen darunter den Typ des egalitären Geschlechtsrollenleitbildes verstehen, den es nun noch näher zu präzisieren gilt.

Dieser Typ ist nicht wie im Falle des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes aus einer soziologischen Theorieperspektive abzuleiten, sondern konstituiert sich aus der Tatsache, daß er als ein, dem komplementären Typ diametral gegenübergesetzter Pendant aufzufassen ist. Differenzierungskriterium beider Typen sind die mit ihnen verbundenen Wertorientierungen.

Um diesen egalitären Typ näher herausarbeiten zu können, greifen wir auf die empirische Umfrageforschung zurück. Hier kann gezeigt werden, daß breite Teile der Bevölkerung sich mehr und mehr von einem - wie es üblicherweise formuliert wird - 'traditionalen' Geschlechtsrollenleitbild entfernen (Vgl. z.B. Burkhart, W., u.a., 1976). Diese Veränderungen sind einem Trend zur zunehmenden Egalisierung der Geschlechtsrollen zuzuschreiben, einer Egalisierung, die häufig alltagssprachlich mit dem Begriff des 'partnerschaftlichen' Verhaltens umschrieben wird (Beck-Gernsheim, E., 1979:166; Eckert, R., 1979 A:11f.) Hierbei sind die Begriffe 'traditional' und 'partnerschaftlich' mit ganz bewußt gesetzten Werthaltungen im Sinne eines 'besser' oder 'schlechter' besetzt, wobei 'traditional' eine höhere Affinität zu dem komplementären Typ aufweist, während 'partnerschaftlich' dem egalitären Typ nähersteht.

Die Einschätzung einer aktiven und bewußten Veränderung der Geschlechtsrolle in der modernen Industriegesellschaft ist allerdings auch zu relativieren (z.B.: Behr, W., 1982:34 f.) So wird zwar eine im gewissen Umfang vollzogene Auflockerung der 'traditionalen' geschlechtsspezifischen Differenzierung erkannt, die sich jedoch in dem Hinweis auf eine verstärkte Berufstätigkeit der Frau und den damit einhergehenden Problem der Doppelbelastung dieser erschöpft. (Vgl. Keller, H., 1978:11 ff., 15, Neuendorf-Bub, B., 1979, Zahlmann-Willenbacher, B., 1979:69 ff.) Dabei werden allerdings (Ausnahme: Hahn, A., 1982:106) vielfach lediglich die Merkmalskategorie 'Tätigkeit' (Berufsarbeit - Hausarbeit), und - meist daraus abgeleitet - 'psychische Dispositionen' herangezogen, um daraus die eheliche resp. innerfamiliäre Beziehungsqualität zu bestimmen. Dieses Verfahren erscheint uns im Sinne einer zu geringen Differenzierung als problematisch. Darüberhinaus beziehen sich diese divergierenden Aussagen vielfach lediglich auf leitbildhafte Entwürfe einer möglichen Geschlechtsrollenausgestaltung und sind

in hohem Maße wertgeladen.

So kommt beispielsweise E. Pfeil (1975 A) zu dem Ergebnis, daß die Situation der Gegenwart sich als eine Wende zu einem eher ambivalent orientierten Verständnis von Geschlechtsrolle darstellt. Sie verweist darauf, daß im Zuge der Emanzipationsbewegung der Frau zwischen dem Selbst - und dem Idealbild Diskrepanzen bestehen und daß von einer allgemeinen Verunsicherung und Diffusion bei beiden Geschlechtern hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung der Geschlechtsrolle auszugehen sei. 'Traditionale' Typen einer Geschlechtsrollenverteilung sind außer Kraft gesetzt, ohne daß neue Wertorientierungen hinreichend präzisiert worden wären. (Pfeil, E., 1975 A: 380) Darüber hinaus konnte sie zeigen, daß die Orientierungen an innerfamiliäre Werte eher konservativ bleiben, während die Orientierungen an außerfamiliäre Werte (Selbsterfüllung im Beruf, Öffentlichkeit und Freizeit) deutlich progressive Tendenzen aufzeigen. (Vgl. Ebd.: 380)

Dieser diachrone Verlauf der Veränderung des Geschlechtsrollenverständnisses konnte auch von anderen Arbeiten gestützt werden. (Vgl.: Krüll, M., 1974: 228 f. ; Eckert, R., 1979 C: 51 ff.)

Ein Blick in die familiensoziologisch orientierte Literatur des Nachkriegsdeutschlands zeigt zunehmende Auflösungserscheinungen des 'patriarchalischen' Leitbildes zugunsten einer Annäherung der weiblichen und männlichen Rolle. (Vgl. z.B.: Schelsky, H., 1953, Wurzbacher, G., 1954, Mayntz, R., 1955) Kürthy führt dies auf die - insbesondere beruflichen - Leistungen der Frauen und Mädchen während des Krieges zurück, die durch Verlust oder Absens des Mannes zumindest einen Teil seiner Rollen mitübernehmen mußten. Dies führte - so Kürthy weiter - zu einer Aufwertung der Frau. (Kürthy, T., II: 270) Darüberhinaus hat der Mann "auf Gebieten, die seine ureigenste Domäne waren - Politik, Kriegsdienst - durch die 'totale Niederlage' eine Desorientierung erfahren; der Niedergang 'männlicher Leitbilder' ist somit zu einem Teil auch machtpolitisch erklärbar" (Kürthy, T., 1978, II: 270).

Als vorläufiges und durchaus vorsichtig zu interpretierendes

Ergebnis läßt sich ein Trend zur sog. 'Partnerschaftsehe' ausmachen (Vgl. Bundestag, deutscher, 1980:25,31)

Der Begriff 'Partner' - ein aus dem Englischen entlehntes Wort - bedeutet soviel wie Genosse, Gefährte, Teilhaber, Teilnehmer (Vgl.: Wehrle-Eggers, H., 1961:27,266,271) und geht in einem familiensoziologischen Kontext auf Burgess zurück, der seinem 1945 erschienenem Buch den Titel: 'The family, form institution to companionship' gab. Ein Blick in die neuere Literatur zeigt allerdings, daß 'Partnerschaft' kaum exakt erfaßt und definiert wird. Vielmehr ist auch hier von ideologisch und wertmäßig gesetzten Positionen auszugehen, die es oftmals gar nicht erlauben, eine gangbare Definition zu operationalisieren. (Mc Rae, V., 1975:105; Kürthy, T., I., 1978:8; Zahlmann-Willenbacher, B., 1979:67; Apelt, K., 1980:9 f.)

Faßt man nun die bisherigen Ergebnisse zum 'partnerschaftlichen' Geschlechtsrollenleitbild zusammen, so ist festzustellen, daß in der dazu vorliegenden Literatur die inhaltliche Bestimmung dieses Geschlechtsrollentypus diffus und vage bleibt. Bestenfalls wird von einer weitgehenden Ambivalenz geschlechtsspezifischer Wertorientierungen gesprochen, doch diese als solche nie benannt, resp. präziser bestimmt.

Obwohl - unserer Einschätzung nach - dieses sog. 'partnerschaftliche' Geschlechtsrollenleitbild in all seiner Diffusität und Breite seines Vorkommens in der empirischen Realität durchaus gelebt und vertreten wird, halten wir es für sinnvoll, in der weiteren Argumentation von einer präziseren Begriffsbestimmung auszugehen, indem wir das egalitäre Geschlechtsrollenleitbild darüber bestimmen, daß zwischen Mann und Frau keine Verschiedenheit besteht, bis auf die nicht wegzudiskutierende unterschiedliche Ausgestaltung der sekundären Geschlechtsmerkmale. Insofern ist beim egalitären Typ auf der Wertebene von einer absoluten Gleichheit zwischen den Geschlechtern auszugehen. Diese absolute Gleichheit zwischen Mann und Frau ist demnach die zentrale Wertorientierung, die per definitionem eben nicht - in Absetzung zum komplementären Typ - von einer Differenzierung in weibliche und männliche Wertorientierungen ausgeht.

2.3.3. DISKUSSION DER BEIDEN GESCHLECHTSROLLENLEITBILDER

Vergleicht man die beiden oben skizzierten (idealtypischen) Leitbilder des komplementären und des egalitären Typs, so ist davon auszugehen, daß in der inhaltlichen Ausgestaltung der komplementäre Typ traditional weit abgesicherter (i.S. eines 'traditionalen' Leitbildes) ist, als der egalitäre Typ.

Geht man nun von diesem Sachverhalt aus, dann ergibt sich daraus, daß bei Geschlechtsrollendefinitionen, die dem komplementären Typ folgen, bereits existierende Rolleninhalte übernommen werden können, während bei Geschlechtsrollendefinitionen nach dem egalitären Typ Aushandlungsprozesse der beiden Partner vonnöten sind, da eine Geschlechtsrollendefinition nach dem egalitären Muster nicht in dem Maß als verhaltensleitender Standard vorgegeben ist.

Mit anderen Worten: Unter Einbezug der Überlegungen von Parsons ist eine Flexibilität im komplementären Typ eigentlich nicht vorgesehen - sie ist im Sinne der Differenzierung von instrumentell - expressiv auch gar nicht nötig. Demgegenüber ist im egalitären Typ die Ausgestaltung der Rolle von Mann und Frau im Rahmen eines Verhandlungs- und Aushandlungsprozesses der beiden Partner, deren Beliebigkeit unterstellt, da beide für den gleichen Rolleninhalt gleichermaßen verantwortlich zeichnen können. In diesem Fall kann sich der Außenstehende nicht mehr auf seine, ihm qua Tradition bekannten Inhalte 'typisch weiblich' und 'typisch männlich' bei der Einschätzung seines Gegenübers berufen, um damit einen ersten Anhaltspunkt der Orientierung zu erhalten. Sondern "wir müssen, um Sicherheit über den anderen zu gewinnen, jetzt vielmehr über ihn persönlich wissen, da ja die Geschlechtszugehörigkeit in dieser Situation nichts mehr über die Geschlechtsrolle aussagt. Rollenkenntnis muß durch die Einsicht in die Biographie ersetzt werden" (Hahn, A., 1982:98).

Dieser Verunsicherungs- und Orientierungsschwierigkeit auf der Gruppenebene entspricht auf der Individualebene eine ähnlich gelagerte Problematik. Hier gilt es, Geschlechtsrollen mit dem Partner auszuhandeln, d.h. eigene Vorstellungen zugunsten des

anderen aufzugeben und gleichzeitig zu versuchen, gewisse eigene Vorstellungen so zu vertreten, daß sie auch für den anderen akzeptierbar sind. Hinzu kommt noch, daß in dieser Situation des freien Entwurfs geschlechtsspezifischer Handlungsdispositionen der Einzelne vor dem Problem der Freiheit der Entscheidung steht, d.h. er (und sein(e) Partner(in)) muß sich in dem weitgesteckten Bereich der prinzipiell möglichen Definitionen für eine Alternative entscheiden und diese seiner Umwelt gegenüber vertreten und versuchen, diesem Modell zumindest eine gewisse Anerkennung zu verschaffen.

Die Beschäftigung mit diesem egalitären Leitbild einer Geschlechtsrollenausgestaltung, sowie die Begrenzung zu dem komplementären Leitbild bedarf jedoch noch weiterer Präzisierungen. Wir folgen hierzu in bestimmten Passagen der Teilargumentation eines noch nicht abgeschlossenen DFG-Projektes unter Federführung von R.Eckert und A.Hahn. (Vgl. Eckert, R., 1979 c)²³⁾

Eckert und Mitarbeiter gehen von der bislang vertretenen Differenzierung zweier Geschlechtsrollenleitbilder aus, indem sie zwischen einem 'eher traditionellen' und einem 'eher modernen'²⁴⁾ unterscheiden. (Ebd.:51) Ist der eine Typ ('eher traditional') über "feste, durch gemeinsame, mehr oder minder verinnerlichte Normenverständnisse gesicherten Rollen" (Ebd.:41) charakterisiert, so geht der 'eher moderne' Typ "vom in der jeweiligen Interaktion direkt geleisteten objektiven Aufbau tragfähiger Gemeinsamkeiten, die sich als Folge ständigen 'Abtastens', als Serie von Kontaktversuchen, Vorschlägen, Korrekturen, Neuformulierungen persönlicher Erfahrungen usw. herauskristalisieren" (Ebd.:41) aus. Ohne nun allzu sehr im Kontext der Rollentheorie argumentieren zu wollen, muß bei dem 'eher traditionellen' Typ von vorstrukturierten Rollen ausgegangen werden, da diese Rollen antizipiert und zur Anwendung gelangen, gleich mit welcher Person des anderen Geschlechts eine tiefere Beziehung resp. Ehe eingegangen wird. Die inhaltliche Ausgestaltung der komplementären Geschlechtsrolle (expressiv-instrumentell) muß also zum einen weitgehend partnerunabhängig und zum anderen relativ starr und damit weitgehend wandlungsunanfällig internalisiert sein. In diesem Fall taucht das oben erwähnte Problem der Orientierungsschwierigkeiten im Umgang mit dem anderen Geschlecht so gut wie nicht auf. "Je stärker die Rollenhaftigkeit...ist, desto genauer

sind die möglichen zukünftigen Handlungssituationen vorgängig bekannt" (Ebd.:41).

Entfällt nun dieses Strukturprinzip einer vorgegebenen Rollenhaftigkeit, so sind indirekt die Aspekte schon angesprochen, die in dem 'eher modernen' Typ zum Tragen kommen. Hier "erfolgt die Rollenbildung unmittelbar im Prozeß des Rollenslernens. Das heißt: Eine Rolle wird dann nicht erst gelernt und hinterher ausgeführt, sondern die Rolle selbst entsteht erst in der Beziehung selbst" (Ebd.:42). Hier ist ein prinzipieller Prozeß des Aushandelns und Verhandelns zwischen den Partnern zu lokalisieren, der von einer hohen Konflikthanfälligkeit getragen ist. Diese Konflikthanfälligkeit ist um so höher, je eher beide Partner sowohl den gleichen Anteil, als auch das gleiche Recht haben, die entsprechenden Rollendefinitionen zu leisten. Eckert antwortet auf die aus dieser Problematik folgende Frage, warum diese wahrscheinlichen Konflikte nicht zum baldigen Abbruch führen werden mit der Hypothese, "daß die Unschärfe der Wahrnehmung eine wichtige Stabilisierungsfunktion einnimmt" (Ebd.: 42). Sie ermöglicht es, den permanenten Konflikt zu reduzieren, erträglich zu machen. "Beziehungsblindheit wäre insofern ein funktionales Äquivalent für nicht vorhandenen Normenkonsens und nicht leicht herstellbare Wahrnehmungs- und Motivkongruenz" (Ebd.:42).

Nun scheint uns allerdings die hier eingeschlagene Vorgehensweise nicht ganz unproblematisch zu sein. Zum Problem wird hier nämlich die zu sehr individualisierende Argumentation und das zu mangelhafte Insistieren auf soziologisch relevanten Theoriekonzepten. Wir wollen deshalb versuchen, diese Position Eckerts mit dem hier favorisierten kultursoziologischen Konzept zu ergänzen. Geht man von der weiter oben referierten Überlegung zur teilkulturellen Rückgebundenheit des Einzelnen in einem Trägerkollektiv - das Wertorientierungen bereitstellt - aus, so wird man für den Aufbau und das Bestehen einer Beziehungsstruktur nach dem komplementären Typ nicht umhin können, die theoretische Forderung aufzustellen, daß beide Partner den gleichen teilkulturellen Kontexten angehören müssen. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus der Tatsache, daß nur unter dieser Bedingung dieser Beziehungstyp funktionieren kann, da Geschlechtsrolle nicht über ein bestimmtes Individuum definiert, sondern personenunabhängig

gedacht wird. Nur ein Partner, der eine ebensolche Bedingung erfüllt, d.h. dessen Geschlechtsrolle in der gleichen Weise sozialisiert wurde, der also dem gleichen teilkulturellen Kontext entstammt, kann selektiert werden.

Diese Forderung der Zugehörigkeit zur gleichen, resp. ähnlichen Teilkultur gilt nun allerdings - unter gänzlich anderen Bedingungen - auch für den egalitären Bindungstyp. Ist bei ersterem "ein Vertrauen in die bestehende Ordnung erforderlich", so ist bei letzterem "ein Vertrauen in die Herstellbarkeit einer Ordnung" (Ebd.: 43) notwendig. Auf unseren Kontext übertragen heißt dies, daß nicht nur dieses Vertrauen in die Herstellbarkeit einer Ordnung, sondern auch die prinzipielle Unzufriedenheit mit der bestehenden (komplementären) Geschlechtsrollenteilung die Notwendigkeit begründet, daß beide Partner ähnliche Wertmuster vertreten, d.h. ähnlichen teilkulturellen Kontexten entstammen müssen.

Bezogen auf die oben vorgetragene Hypothese von Eckert würde dies heißen, daß nicht nur die Unschärfe der Wahrnehmung Konflikte im Rollenaushandeln reduziert, sondern diese Hypothese von der Überlegung eines prinzipiellen Grundkonsensus hinsichtlich der Machbarkeit von Neu- und Umdefinitionen von Inhalten der Geschlechtsrolle der beiden Partner ausgehen muß. Erst mit der Existenz dieses Grundkonsensus ist die generelle Voraussetzung geschaffen, die Hypothese der Unschärfe von Eckert anwenden zu können

R. Eckert geht nun noch einen Schritt weiter, indem er argumentiert, daß bei dieser Art des Rollenaushandlens ein Vertrauensvorschuß insofern existieren muß, als Vertrauen in die - über Rollenaushandeln - herstellbare Ordnung bei beiden Partnern notwendig ist. Er glaubt, daß die 'romantische Liebe' diese Vertrauensbasis darstelle. (Vgl.: Ebd.:43)

Damit ist neben dem Aspekt der Unschärfe der Wahrnehmung und der Zugehörigkeit zur gleichen Teilkultur die nunmehr dritte Bedingung genannt, die in dem prinzipiell äußerst konflikthaften Prozeß der Neukonstitution von Geschlechtsrollen konfliktreduzierend wirkt. Das realitätsentlastende Gefühl des Zueinandergehörens und des 'Sich-Liebens' substituiert die Sicherheit der Orientierung, die aus der 'traditionalen Rollen-

komplementarität' resultiert. Diese Realitätsentlastung verhindert damit das Manifestwerden von Divergenzen und Unterschieden der beiden Partner; sie verhindert die immer wieder neu auftauchenden Konflikte bei der Ausgestaltung neuer Geschlechtsrollenmodelle. Divergenzen und Konflikte werden vielmehr - wenn überhaupt als solche erkannt - emotional stark überfrachtet und damit zumindest vorerst aus der Beziehung ausgeblendet. Mit fortschreitender Beziehungsdauer wäre allerdings im Interesse einer stabilen Beziehungsstruktur ein zunehmender Realitätsbezug vonnöten. Das heißt die Bindung nach dem Modell der 'romantischen Liebe' muß im weiteren Verlauf der Beziehung einem anderen - stabileren und realitätsadäquateren - Bindungstyp weichen. Wir kommen auf diesen Zusammenhang in Kapitel V nochmals zurück. (Vgl. V.3.4.)

Mit der relativ offenen und flexiblen Ausgestaltung dieses egalitären Bindungstyps sind jedoch noch weitere Implikationen verbunden. Setzt das Modell der komplementären Geschlechtsrollenverteilung prinzipiell keine, bzw. nur sehr geringe Interaktion zwischen den Partnern hinsichtlich dieses Problembereichs voraus, so ist für den egalitären Typ der Geschlechtsrollenausgestaltung eine fortdauernde Interaktion geradezu konstitutiv, da "Geschlechtsrollendefinition ausschließlich von den Individuen in der aktuellen Situation geleistet werden müssen..." (Hahn, A., 1982:99). Geschlechtsrolle ist nicht mehr vorgegeben, sondern bedarf der Entwicklung, der Konstitution ihrer selbst. Dies ist nun nicht nur ein zeitliches Problem, sondern erfordert darüber hinaus ein erhöhtes Maß an Reflexion und Bereitstellung von gesellschaftlichen Freiräumen, in denen diese relativ aufwendige Geschlechtsrollendefinitiv nach und nach vollzogen werden kann. (Eckert, R., 1979 B:255)

Daraus leitet Eckert nun eine schichtspezifische Differenzierung der beiden Typen ab, da "die Zeit mit sich selbst und miteinander zu beschäftigen .. nicht in allen Berufsgruppen gleichermaßen gegeben sein" (Ebd.:255) dürfte. Und weiter: "Sie dürfte mit der Länge der Ausbildung und mit den Freiräumen, d.h. den notwendigen Ich-Leistungen in Ausbildungsgängen und Berufsrollen variieren. Dort, wo die Chancen gering sind, daß Jugendliche sich selbst und ihre Erwachsenenrolle thematisieren,

dürften vermutlich die 'natürlichen' Vorgaben der normativen Entscheidungsregeln aufgegriffen werden" (Ebd.:255 f.). Über die Dimension 'Beruf', resp. 'Ausbildung' lassen sich die beiden Typen des Geschlechtsrollenleitbildes somit differenzieren und schichtungssoziologisch fruchtbar machen. Allerdings wird im Ansatz von Eckert nicht einem blanken Ökonomismus das Wort geredet, sondern "eine überindividuelle Entscheidungsregel in Anspruch genommen" (Ebd.:256). Diese 'überindividuelle Entscheidungsregel' sieht Eckert insbesondere in der Fähigkeit Selbstthematisierung und Selbstreflexion zu betreiben, die allerdings dafür frei disponible Zeit voraussetzt. Beides scheint ihm in den akademischen und intellektuellen Gruppen gegeben zu sein, während die, in der Schichtungssoziologie als Unterschicht bezeichneten Bevölkerungsgruppen, nicht deshalb bei Komplementaritätsmustern der Geschlechtsrollenverteilung bleiben weil sie ökonomisch desolateren Verhältnissen entstammen, sondern "weil der Verzicht auf klare Zuständigkeiten neue, individuell generierte Entscheidungsregeln notwendig macht und weil der Verzicht auf klare Rollenvorgaben riskante Prozesse der Selbstfindung und der Partnerwahl erzwingt, die nicht im Kontext einer jeden Berufsausbildung und eines jeden Berufes zu erbringen sind" (Ebd.:256). Somit läßt sich eine Entdifferenzierung der Geschlechtsrolle auf der Ebene der Fähigkeiten und Möglichkeiten die eigene Person (einschließlich der bislang erlernten Geschlechtsrolle) in Frage zu stellen begreifen. Dies setzt einen relativ flexiblen Umgang der Rollengestaltung sowie die Kompetenz voraus, in interaktionistischen Kategorien sicher zu sein. Eckert bezieht sich unmittelbar auf den Schichtungsansatz, wenn er ausführt: "Wir gehen also davon aus, daß dieser moderne Typ der Partnerbeziehung eher in den oberen Mittelschichten, als in den Unterschichten zu finden ist" (Eckert, R., 1979 C:44).

In dem oben schon erwähnten DFG - Projekt konnte diese Vermutung auch empirisch nachgewiesen werden. (Vgl. Eckert, R., Hahn, A., o.J., zit. nach Hahn, A., 1982:101 f.; ferner: Lehr, U., 1981:39; Jugendwerk d. deutschen Shell, 1981, III:18 ff.) Auch diejenigen Untersuchungen, die ganz explizit im Kontext einer Schichtungssoziologie argumentieren bestätigen diese Zusammenhänge weitgehend (Vgl.: Mc Kinley, D., 1967:103; Gottschalch, W., 1977:35, 139 ff.; Neidhardt, F., 1975:213; Levy, R., 1977:46; Kürthy, T., 1978, I:24 f., 131;

Zahlmann-Willenbacher, B., 1979: 72 ff.; Bundestag, deutscher, 1975: 35, 1979: 35, 1980: 6)

2.3.4. ZUSAMMENFASSUNG UND FOLGERUNGEN

Den bisherigen Abschnitt zusammenfassend kann festgehalten werden, daß offensichtlich prinzipiell von einer gewissen Pluralität dessen auszugehen ist, was inhaltlich unter männlicher und weiblicher Geschlechtsrolle zu verstehen ist. Die Zuschreibungen 'typisch männlich' und 'typisch weiblich' sind in der empirischen Realität sehr schwer auszumachen. Sie erscheinen generell einem relativ raschen sozialen Wandel anheim gestellt zu sein, verbunden mit einer gewissen Verunsicherung und 'Aufweichung' der Orientierungsvorgaben 'männlich' und 'weiblich'. Diese Variabilität der Geschlechtsrollendefinitionen kann nun an zwei hier herangezogenen 'Grundtypen' eines Geschlechtsrollenverständnisses insoweit präzisiert werden, als zwischen diesen beiden Typen sich die oben angesprochene Variabilität festmachen läßt. Wir fassen hier nochmals zusammen:

1. Der komplementäre Typ der Geschlechtsrollenverteilung folgt weitgehend der Parsonschens Differenzierung nach dem expressiv-instrumentellen Modell. Die beiden Partner agieren in aufeinander bezogenen komplementären Rollen, deren Erfüllung für das Subsystem Familie funktional notwendig ist. Gleichzeitig ist damit keine - wie auch immer geartete - Ungleichheitsordnung impliziert. Voraussetzung für das Funktionieren dieses Modells ist freilich, daß beide Partner diese Komplementarität der Rolle in gleicher Weise sozialisiert haben und aufgrund der damit verbundenen Wertvorstellungen der gleichen Teilkultur entstammen müssen. Die geschlechtsspezifische Rollenverteilung ist somit relativ starr und unveränderlich, sie ist personenunabhängig und trägt in hohem Maße zur Verhaltensorientierung und Personenstabilisierung bei.
2. Bei dem egalitären Typ der Geschlechtsrollenverteilung handelt es sich um die fast vollständige Negierung geschlechtsspezifischer Differenzierungen (einziger Unterschied sind biologische Faktoren). Das komplementäre Modell wird als relativ veraltet kritisiert und die Tendenz zur (prinzipiellen) Gleichstellung der Frauen mit den Männern in Öffentlichkeit und Arbeitswelt" (Helle, H.J., 1977: 4), so-

2 13 1 2

wie im binnenfamilialen Bereich begrüßt. Die hinter diesem Leitbild stehende Wertorientierung ist nicht mehr die gegenseitig aufeinander bezogene Komplementarität der männlichen und weiblichen Rolle, sondern die der völligen Substituierbarkeit geschlechtsspezifischer Aufgabenverteilung. Dies ist verbunden mit der Forderung nach Offenheit und vor allem Flexibilität in der Rollendefinition. Nachdem sich aber dieses Leitbild nicht auf traditionelle Positionen berufen kann, bedarf es eines relativ langfristigen Prozesses des Aushandelns von Rollendefinitionen. "...wenn also die Rollendefinitionen unscharf werden, dann wird ein jeder sich als Mann oder Frau erst entdecken müssen" (Eckert, R., 1979 B: 255 - Hervorh. d. Eckert). Diese Prozedur der neu zu leistenden Rollendefinitionen für die nicht nur eine ausgeprägte interaktive Kompetenz vorausgesetzt werden muß, sondern auch gewisse gesellschaftliche Freiräume vorhanden sein müssen, impliziert eine Vielzahl von Konflikten in der Beziehungsdefinition. Um diese dennoch realisieren zu können, ist eine Bindung über das realitätsentlastende Modell der 'romantischen Liebe' notwendig, ebenso der Aspekt der Unschärfe der Wahrnehmung, als endlich auch der der Zugehörigkeit zur gleichen Teilkultur. Letztere ergibt sich schon aus der von beiden Partnern zu vertretenden Kritik am komplementären Geschlechterrollemodell und dem Entschluß einer Um- resp. Neudefinition der Geschlechterrollenverteilung in ihrer Beziehung vorzunehmen. Gleichzeitig dürfte aber "auch die Partnerwahl... schwieriger und riskanter werden, wenn kein 'Verlaß' mehr auf geschlechtsspezifische Verhaltensmuster... (gegeben ist). Je individueller die Charakterprofile, die Bedürfnisse, Wünsche und Möglichkeiten sind, um so schwieriger werden sie von den Partnern aufeinander abzustimmen sein " (Ebd.:255).

Neben dieser Schwierigkeit der tendenziellen Konflikanfälligkeit einer Beziehung, deren prinzipielle Reduktion schon behandelt wurde, ist aber noch auf einen weiteren Problembereich bei diesem Typ des egalitären Geschlechterrollenverständnisses hinzuweisen. Konnten die, das komplementäre Leitbild legitimierenden Wertstrukturen relativ eindeutig bestimmt werden, so ist dies bei dem Typ des egalitären Geschlechterrollenleitbildes in viel geringerem Umfang möglich. Erfolgte im komplementären Modell geschlechtsspezifische Sozialisation personenunabhängig, so ist das Ge-

schlechtsrollenleitbild nach dem egalitären Typ in hohem Maße personenabhängig, d.h. es ist realtypisch von einer prinzipiellen Variabilität dessen auszugehen, was in engen interaktiven Prozessen des Aushandelns an Geschlechtsrollendefinitionen endlich erfolgt. Es herrscht eben keine - qua Tradition bereits vorgegebene - Rollenverteilung vor und es existieren ebenso keine spezifischen Werte hinsichtlich des egalitären Typs bis auf den globalen Wert der Gleichheit der Geschlechter.

Die jeweils dann de facto zur Anwendung kommenden Rollenverteilungen sind Ergebnis einer intimen Ich-Du-Beziehung und damit aber auch nicht verallgemeinerungsfähig. Wir dürften es folglich bei einer realtypischen Ausprägung des (Ideal)Typs 'egalitär' mit einer Vielzahl von leicht divergenten Wertmustern der Geschlechtsrollenverteilung und inhaltlichen Ausfüllung von Geschlechtsrolle zu tun haben.

2.4. GESCHLECHTSROLLE UND JUGENDLICHE GLEICHALTRIGEN-GRUPPE

Wir haben im ersten Teil dieses Kapitels darauf hingewiesen, daß teilkulturell differierende Wertorientierungen im Rahmen der familialen Sozialisation in zentraler Weise grundgelegt werden. Dies gilt auch für den Bereich der geschlechtsspezifischen Sozialisation. Da über diesen prinzipiellen Sachverhalt in der sozialwissenschaftlichen Diskussion fast völliger Konsens besteht und nur hinsichtlich des 'wie' und 'was' ein breiter Meinungsstreit ausgetragen wird, wollen wir hierauf nicht näher eingehen und die diversen Theorien zum Geschlechtsrollenlernen weitgehend ausklammern. (Vgl. hierzu näher: Parsons, T., Bales, R.F., 1955, Kürthy, T., 1978, I:87, Allemann-Tschopp, A, 1979 A: 103, Keller, H., 1979 B:, 1979 D, Trautner, H.M., 1979:52,66)

Eine Fortführung, Erweiterung und Modifikation erfahren die herkunftsfamilial vermittelten Wertstrukturen dann allerdings in der jugendlichen Gleichaltrigengruppe. Hierbei ist die Hypothese von Bedeutung, daß die in der Familie und in der jugendlichen 'peer group' vertretenen Wertorientierungen nicht nur verschieden sein können, sondern auch andersgeartete Verhaltens-

bereiche abdecken, die teilkulturellen Orientierungen der beid-
deb Sozialisationsagenturen aber weitgehend übereinstimmen.
Diese Hypothese gilt auch im Bereich der mit dem Geschlechts-
rollenleitbild verbundenen Wertorientierungen.

Hervorstechendes Merkmal der 'Jugendkultur' ist das einer
allgemeinen Geschlechtsrollennivellierung (Vgl. Lehr, U.,
1981:39,57) " In unserer Zeit vollzieht sich eine Angleichung der
Geschlechterrollen, deren deutlichstes äußerliches Zeichen ist,
daß Jungen und Mädchen nach ihrer Erscheinung, in mancher Hin-
sicht auch nach ihrem sozialen Habitus oft kaum mehr zu unter-
scheiden sind. Der sogenannte 'Partner-Look' mag zwar eine Mode-
erscheinung sein, doch läßt er auch einen Trend erkennen, der
über Äußerlichkeiten hinausgeht" (Kürthy, T., 1978, I:6). Und
weiter: " Wer sich über die Lärmschwellen der Diskotheken wagte,
sah die traditionellen geschlechtsspezifischen Gebärden auch im
Tanz zerbrechen. Er sah keine 'Standardtänze', in denen die
klassische Rollendefinition von Mann und Frau einmal rituali-
siert waren; keine 'Figuren' von Werben und sich Entziehen, von
Führen und sich führen lassen. Er sah die Körpersprache nicht
mehr in ein erotisches Zeremoniell eingebunden, sondern zur
freien Selbstdarstellung entfesselt" (Eckert, R., 1979 A:10).

Wir können in dieser - wie wir meinen - etwas zu pauschal ge-
ratenen Einschätzung einer offensichtlich durchgängigen Ge-
schlechtsrollennivellierung im Bereich der jugendlichen Gleich-
altrigengruppe an dem oben referierten Ansatz des Trierer DFG
Forschungsschwerpunktes nochmals ansetzen. Die dort vertretenen
Grundüberlegungen lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß
Geschlechtsrollennivellierung um so eher möglich sein wird, je
größer die Chance ist, über die eigene Individualität zu re-
flektieren. Dazu bedarf es gewisser gesellschaftlicher Frei-
räume, verbunden mit dem Verfügen gewisser frei disponibler
Zeit.

Wendet man diesen Ansatz auf den Jugendbereich an, so kann kurz
mit einigen weiteren Arbeiten von Eckert (1979 A, 1979 B) argumen-
tiert werden. Er sieht in der Jugendbewegung ein gemeinsames
Prinzip unterlegt, nämlich "die Hoffnung auf Selbsterfahrung und
Selbstverwirklichung und - als Teil dieser Hoffnung -
den Anspruch, politische und

wirtschaftliche Orientierungen und die in ihnen geltenden Moralvorstellungen und Rollendefinitionen unmittelbar, neu und gemeinschaftlich hervorzubringen" (Eckert, R., 1979 A:10 - Hervorh. d. Eckert) Diesem Anspruch steht nun allerdings die relativ etablierte und verfestigte gesellschaftliche Ordnung gegenüber, die bestimmte gesellschaftliche Teilbereiche als Freiräume zur freien Disposition stellt. Diese Teilbereiche, die von gesamtgesellschaftlichen Ordnungsprinzipien und Bürokratien in relativ geringen Ausmaß tangiert werden, sind neben dem Ausbildungsbereich, der Kunst- und Freizeitkultur auch die der Familie und der Partnerschaft. In diesen Freiräumen besteht zu einem gewissen Maße die "Chance der Selbstdefinition von Regeln und Rollen" (Ebd.:11) und damit die Möglichkeit alternative Konzepte zu entwickeln und zu leben. Freilich ergeben sich aus diesem Sachverhalt Koordinations- und Abstimmungsprobleme mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, die in der Regel in Form von Wertkonklusionen auftreten. Von diesem Hintergrund ausgehend könnte die Hypothese formuliert werden, daß je radikaler solch alternative Konzepte (z.B. die Veränderung bestehender Geschlechtsrollenbilder) von anderen gesellschaftlichen Teilbereichen abweichen, desto eindringlicher sich die Forderung ergibt, sich mehr und mehr in diesen gesellschaftlichen Teilbereich zurückzuziehen, in dem diese alternativen Konzepte erstellt und gelebt werden. Im gleichen Maß findet ein Rückzug aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen statt, um somit die auftretenden Wertdiscrepanzen und Konflikte zu minimieren.

Die adoleszenten 'peer group' kann nun als solch ein gesellschaftlicher Teilbereich verstanden werden. Hier ist zumindest der erforderliche Freiraum gegeben, um Neudefinitionen und Modifikationen von bislang ausschließlich familial bestimmten und vermittelten Wertstrukturen vorzunehmen. Die adoleszente Gleichaltrigengruppe erfüllt somit nicht nur Aufgaben der Neudefinition von alternativen Wertstrukturen, sondern bietet - wie bereits ausgearbeitet - einen Schutz- und Rückzugsraum an, der weitgehend unbehelligt von Eingriffen der gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen und der Erwachsenen gedacht werden kann.

Bezogen auf die Veränderung des Geschlechtsrollenleitbildes heißt dies nun: "Solche Entwicklungsprozesse kosten aber andererseits Zeit und sind mit Unsicherheiten und Risiken behaftet. Gesteigerte Ambivalenzen werden Jugendliche beschäftigen, Ado-

leszenzkrise werden sich verschärfen. Die Jugend als Zeitspanne ... wird sich ausdehnen müssen. Das heißt aber auch, daß der Abbau der Geschlechtsrollendifferenzierung nur da stattfinden wird, wo entsprechend viel Zeit zur Selbstthematization zur Verfügung steht und genutzt wird" (Eckert, R., 1979 B: 255).

Aus der Perspektive einer Geschlechtsrollensozialisation kann nun nochmals auf den Aspekt eingegangen werden, ob hier summarisch von der Jugend gesprochen werden kann. Wenn dem so wäre, könnte man im Rahmen dieser theoretischen Argumentation davon ausgehen, daß der Typ des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes in der nachwachsenden Generation nicht mehr vertreten sein wird, sondern sich die industrielle Leistungsgesellschaft - analog der Schelskyschen These von der 'nivellierten Mittelsstandsgesellschaft' - durch nivellierte Geschlechtsrollen auszeichnet. Es wäre dann nur mehr in sehr geringem Umfang zwischen 'typisch weiblich' und 'typisch männlich' zu differenzieren.

Hierzu sind nun noch einige Überlegungen nachzureichen. In der oben zitierten Aussage von Eckert wird mit Recht davon ausgegangen, daß dort Geschlechtsrollennivellierung stattfinden wird, wo nicht nur Zeit zur Selbstreflexion zur Verfügung steht und diese auch genutzt wird, sondern auch mit dem Partner, resp. den Partnern interaktiv ausführlich über diese Problematik verhandelt wird. Wir bezweifeln nun:

1. daß alle Jugendliche über gleich viel freie Zeit verfügen,
2. alle Jugendliche eine intensive Selbstreflexion und Selbstthematization betreiben und daß
3. die Ergebnisse dieser Beschäftigung auch in interaktiven Austauschprozessen mit dem Partner (oder in der Gruppe) bearbeitet werden.

Könnte man nun diesen drei Punkten unbedenklich zustimmen, so wäre in der Tat von einer allgemeinen Geschlechtsrollennivellierung im Bereich einer adoleszenten Jugendkultur auszugehen. Wenn aber umgekehrt ein Aspekt fehlt, würde dieser Trend durchbrochen werden. Nun gesteht Eckert im weiteren Fortgang seiner Arbeit allerdings selbst zu, daß, gemessen an dem Indikator 'Ausbildungsgang' hier deutliche Variationen sichtbar sind. So dürfte die Zeit zur Selbstthematization nicht - variiert nach

(Ebd.:84)

Der vierte Typ (bilaterale Elternehe) stellt gewissermaßen eine Synthese aus den beiden vorangegangenen Typen dar. Er ist gekennzeichnet durch die Neugründung einer Zeugungsfamilie durch zwei Partner, die weder die mütterliche, noch die väterliche Abstammungslinie favorisieren, sondern gleichsam die Integration der jeweiligen Herkunftsfamilien der beiden Partner leisten. Dementsprechend sind die Kinder, die in dieser neugegründeten Zeugungsfamilie geboren werden, Verwandte der Eltern und Geschwister der Mutter, aber auch Verwandte der Eltern und Geschwister des Vaters. (Vgl.Ebd.:84) Das Kind wird also von Anfang an Vollmitglied der Herkunftsfamilie seiner beiden Eltern. Mit anderen Worten:Hervorstechendstes Merkmal der bilateralen Elternehe ist die Gleichwertigkeit der Frau und des Mannes bei der Sicherung gesellschaftlichen Nachwuchses.

Wenn Helle nun davon ausgeht, daß in Ehebeziehungen der modernen Industriegesellschaft Wertmuster vertreten und gelebt werden, die sowohl nach dem Modell einer matristischen, einer patristischen oder aber einer interaktiv bilateralen Kultur organisiert sind und damit ein antagonistisches Nebeneinander von drei Teilkulturen festzustellen sei (Vgl. Ebd.:86), so wollen wir uns in unseren weiteren Überlegungen auf die (Folge)Wirkungen von Geschlechtsrollendefinitionen beziehen, die im engeren oder weiteren Umfeld des patristischen und bilateralen Modells in der Gegenwartsgesellschaft gelebt werden.

2.3. GESCHLECHTSROLLENLEITBILDER - GESCHLECHTSROLLENSTEREOTYPE

In dem nun folgenden Abschnitt werden wir uns insbesondere mit der Darstellung, Diskussion und einer Präzisierung von zwei, hinsichtlich ihrer Wertorientierungen sich gegenseitig ausschließenden Geschlechtsrollenleitbilder befassen. Bei der Auswahl und Beschränkung auf nur zwei Typen eines Geschlechtsrollenverständnisses, lehnen wir uns zum einen an eben die in der relevanten wissenschaftlichen Literatur gebräuchliche Differenzierung in zwei Typen einer Geschlechtsrollenausgestaltung an.

(Vgl. dazu exemplarisch: Jugendwerk d. deutschen Shell, 1981, I: 181, Eckert, R., 1979 B, 1979 C, Hahn, A., 1982) Zum anderen scheint uns die Vorgehensweise einer dichotomischen Gegenüberstellung unterschiedlicher Wertorientierungen, die mit Geschlechtsrolle verbunden werden, insoweit sinnvoll, als sich damit die Möglichkeit eröffnet, mit dem Konzept eines Kontinuums zu arbeiten, wobei beide Typen gleichsam den Anfang und das Ende dieses Kontinuums angeben. Zwischen diesen beiden Extrempositionen ist dann eine Vielzahl von unterschiedlichen Möglichkeiten der Geschlechtsrollenausgestaltung gegeben.

Sowohl in der oben erwähnten Literatur, als auch im allgemeinen Sprachgebrauch werden diese beiden Typen als 'traditional', 'konservativ', resp. 'partnerschaftlich', 'modern' bezeichnet. Wir halten diese begriffliche Bestimmung zum einen für zu 'wertgeladen' und emotional überfrachtet, zum anderen für zu unpräzise und zu oberflächlich, so daß wir im folgenden von einem 'komplementären' und einem 'egalitären' Geschlechtsrollentyp sprechen wollen. Diese beiden Typen sind im folgenden näher darzustellen und herauszuarbeiten.

2.3.1. DAS KOMPLEMENTÄRE GESCHLECHTSROLLENLEITBILD

Die in der relevanten Literatur am häufigsten verwandte, aber auch ebenso oft kritisierte Differenzierung einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung stammt von Talcott Parsons und meint die Orientierungsalternativen 'expressiv' (typ. weiblich) und 'instrumentell' (typ. männlich). Diese Orientierungsalternativen geschlechtsspezifischer Differenzierung wurden zusammenfassend in dem von Parsons und Bales 1955 herausgegebenem Buch "Family, socialisation and interacting process" erarbeitet. ²¹⁾

Parsons geht davon aus, "that the categorization of human persons...into two sexes is not, except in its somatic points of reference, biologically given, but, in psychological significance must be learned by the child" (Parsons, T., 1964 A:26). Die Geschlechtsrollendifferenzierung ist im Rahmen der kindlichen Sozialisation die erste komplexe analytische Leistung des Kindes. Sie bildet "a basic of differentiation of role,

anderen Worten: Jugendliche, die in der schichtungssoziologischen Terminologie als Unterschichtsjugendliche bezeichnet werden können, übernehmen zwar spezifische Moralstandards, die dann als allgemein jugendspezifisch verstanden werden können, sind jedoch in der hinter diesen Moralstandards anzusiedelnden geschlechtsspezifischen Orientierungen dem 'traditionellen' Modell verpflichtet. Bei Mittelschichtsjugendlichen, die sich in dem Aushandlungsprozeß eines eher 'modernen' Geschlechtsrollenleitbildes befinden, ist demgegenüber davon auszugehen, daß Geschlechtsrollenleitbilder und Formen des Sexualverhaltens in einer Dimension anzusiedeln sind. Die Wertorientierungen beider Bereiche sind zueinander konsistent. Aus dieser Perspektive heraus müssen die Werte einer Jugendkultur, wie wir dies vorzugsweise am Beispiel des Sexualverhaltens deutlich zu machen suchten, von einer Mittelschichtjugend initiiert und vorangetrieben und von einer Unterschichtjugend als adaptiert verstanden werden. Somit ist letztendlich auch die These der Teilkultur von Jugend nur auf einen bestimmten Teil von Jugend zugeschnitten, wengleich die 'Oberflächenstruktur' eine tatsächlich einheitliche Jugendkultur suggeriert.

IV. IDENTITÄTSTHEORETISCHE GRUNDLAGEN

Lag im vorangegangenen Kapitel der Schwerpunkt der Argumentation insbesondere im Makrobereich einer Kulturosoziologie, so wenden wir uns hier hauptsächlich mikrosoziologischen Überlegungen zu. Diese sind vorallem im Bereich der Theorie der symbolischen Interaktion, sowie deren Fortführung sowohl durch Habermas und Mitarbeiter, als auch durch Krappmann zu sehen und werden in der Wissenssoziologie von Berger und Luckmann (1972) weitergeführt.

1. DER INTERAKTIONISTISCHE ANSATZ

Die Wahl den interaktionistischen Ansatz mit den zu entwickelnden Bezugsrahmen zu integrieren, läßt sich mit verschiedenen Hinweisen begründen. So sind die theoretischen 'Väter' des Interaktionismus nicht nur J.M.Baldwin, J. Dewey und W.James, sondern im explizit soziologischen Sinne auch Ch.H. Cooley, W. I. Thomas und G.H. Mead (Vgl. Stryker, S., 1964:127 ff.). Es sind insbesondere die letztgenannten Autoren, die als Garanten dafür herangezogen werden können, daß sich die Theorie der symbolischen Interaktion nicht nur mit Gruppenprozessen befaßt, sondern sich auch der Frage der Etablierung einer sozio-kulturellen Persönlichkeit innerhalb gesellschaftlicher Rahmenbedingungen widmet. Die Theorie der symbolischen Interaktion ist somit eine immanent soziologische Position. Darüberhinaus erfuhr dieser theoretische Ansatz in den letzten beiden Jahrzehnten sowohl eine starke theoretische Weiterentwicklung (z.B. Rose, A., 1962, Douglas, J. 1970², Stone, G.P., Farberman, H.A., 1970, Manis, J.G. 1972², Meltzer, B.N., u.a. 1975) als auch eine Ausdifferenzierung. So kann in Anlehnung an C. Lindner (1979:410) von vier verschiedenen Schule innerhalb der Theorie der symbolischen Interaktion gesprochen werden. Wir werden uns hierbei insbesondere mit der Chicago-Schule um Herbert Blumer und dem dramaturgischen Ansatz von Erving Goffmann auseinandersetzen und die Iowa Schule um Manfred H. Kuhn und die Ethnomethodologie im Anschluß an Harald Garfinkel weitgehend ausklammern. Gemeinsam ist diesen vier Positionen jedoch, daß sie menschliches Handeln aus den jeweiligen Bedeutungen der Situation erklären, wobei Bedeutung als Produkt von Interaktions- und Interpretationsprozessen aufgefaßt wird.

Desweiteren ist der interaktionistische Ansatz in besonderer Weise dazu geeignet, die hier zu untersuchenden Strukturen einer Beziehungsaufnahme und -fortführung zu analysieren, da hier Interaktion als reziproker Prozeß zwischen Interaktionspartnern verstanden wird und nach diesem Grundmuster sich auch zwischenmenschliche Kontaktaufnahme vollzieht. Endlich favorisiert der interaktionistische Ansatz ein Modell der Identitätsbildung, das als prozessuales aufzufassen ist, d.h. durch die prinzipielle Annahme menschlicher Reflexivität ist Identität nie statisch fest, sondern immer hinterfrag- und entwickelbar. Auch die Beziehungsaufnahme zum anderen Geschlecht impliziert diesen prozessualen Charakter der Identitätsentwicklung.

Gleichzeitig muß aber auch angemerkt werden, daß der interaktionistische Ansatz keine völlig ausgearbeitete sozialwissenschaftliche Theorie darstellt, sondern vielmehr 'Schlüsselkonzepte' (Brumlik, M., 1973:13) anbietet, mit denen dann - unter Einbezug einer sich erst in den letzten Jahren entwickelten wissenschaftstheoretischen Diskussion (Vgl. z.B. Brumlik, M., 1973, Krappmann, L., 1975, Habermas, J., 1977) - gearbeitet werden kann. Stryker (1964) und Kerlinger (1964) bezeichnen folgerichtig die Theorie der symbolischen Interaktion als "conceptual framework".

1.1. GRUNDPRÄMISSEN DER THEORIE DER SYMBOLISCHEN INTERAKTION

Der sozialwissenschaftlich Versierte wird in der Regel mit dem Hinweis 'Grundprämissen der Theorie der symbolischen Interaktion' (TSI) insbesondere den Namen Herbert Blumer assoziieren, der drei Grundsätze des symbolischen Interaktionismus in komprimierter Form vorgelegt hat. Wenn wir hier nun Blumer kurz folgen, so ist dies insbesondere mit der zentralen Stellung Blumers in dieser Theorietradition zu begründen. "Obwohl Blumer sich vorwiegend auf Mead bezogen hat, hat er außerdem doch auch die Arbeiten von Charles Horton Cooley, John Dewey und William Iassac Thomas übernommen und fortgeführt und selbst manche Gedanken, die bei diesen großen Wegbereitern der TSI nur angedeutet waren, ausgeführt und dadurch explizit gemacht" (Helle, H.J., 1977:98).

Die erste Prämisse von Blumer besagt, "that human beings act

toward things on the basis of the meaning that the things have for them" (Blumer,H.,1969:2) Unter 'Dingen' werden hierbei sowohl physische . Objekte (Tisch etc.), abstrakte Objekte (Idee etc.), als auch soziale Objekte (Freund/in,Ehemann,Ehefrau etc.) verstanden.Dies verweist auf eine weitere grundlegende Annahme der TSI, nämlich "man lives in a symbolic environment as well as a physical environment..."(Rose,A.M.,1962:5), so daß menschliches Handeln sowohl über eine physische Umwelt, als auch über eine symbolische involviert wird.

Dieses Handeln kann aber nur vollzogen werden, wenn die Bedeutung der Dinge, gleich ob physisch oder symbolisch erlernt wurde. Hierzu führt Herbert Blumer näher aus, "that the meaning of such things is derived from, or dazu: " that the meanings of such things is derived from,or arises out of, the social interaction that one has with one's fellows" (2.Prämisse) und weiter: "that these meanings are handled in and modified through an interpretative process used by the person in dealing with the things he encounters" (Blumer, H.,1969:2).

Bedeutung (meaning) erscheint somit als ein zentraler Terminus technicus der Theorie der symbolischen Interaktion, der allerdings nicht als gegeben hingenommen werden darf im Sinne einer a priori Eigenschaft eines Dings, sondern "human beings act toward things on the basis of the meanings which these things have for them" (Blumer,H.,1969:2). Bedeutung wird somit in der Interaktion (als interpretativer Prozeß) hervorgebracht, erhalten und modifiziert. Folgerichtig sind "meanings...social products, as creations that are formed in and through the defining activities of people as they interact" (Blumer,H.,1969:5).

Dieser Interpretationsprozeß läßt sich analytisch in zwei Schritte zerlegen, indem der Handelnde sich selbst auf die (bedeutungsgehaltigen) Dinge aufmerksam macht, auf die er sein Handeln ausrichtet (Interaktion mit sich selbst) und zweitens aufgrund dieser Interaktion mit sich selbst die Bedeutungen handhabt. (Rose,A.M.,1962:11)

Aus diesem Interpretationsprozeß, der sowohl für den Handelnden selbst, als auch für die ihn umgebenden Objekte einen Akt der

Bedeutungsverleihung, bzw. Bedeutungsselektion zur Voraussetzung hat, ergibt sich die Existenz von Erwartungen bezüglich der Dinge, auf die der Einzelne hin handeln will. Für diesen Ansatz entscheidend ist nun, daß in Folge dieser Erwartungen Situationen interpretiert oder definiert werden, d.h. eine Realität geschaffen wird, "die zumindest dadurch wirklich ist, daß sie Handlungskonsequenzen hat" (Graumann, C.F., 1969:1131, Vgl. auch: Thomas, W.I., 1923 und Habermas, J., 1970 B:199 ff.).

1.2. DAS SOZIALISATIONSKONZEPT DER THEORIE DER SYMBOLISCHEN INTERAKTION

In den vorliegenden Arbeiten, die im Umfeld der Theorie der symbolischen Interaktion entstanden sind, findet sich eine Vielzahl von Hinweisen zur Frage der menschlichen Sozialisation. Allerdings steht auch in diesem Bereich die Formulierung einer abgeschlossenen und eigenständigen Sozialisationstheorie noch aus, so daß S.Stryker den Entwicklungsstand einer Sozialisationstheorie der TSI als "einen gewissen lockeren Fundus von Lehrsätzen über Sozialisation, personale und soziale Organisation bzw. Desorganisation" (Stryker, S., 1974:56) begreift. Wir werden im Verlauf der vorliegenden Arbeit auf diesen 'lockeren Fundus' von sozialisationsspezifischen Aussagen, vorallem im Anschluß an E. Goffman, noch ausführlich zu sprechen kommen, so daß hier lediglich einige grundsätzliche Bemerkungen zu einer Sozialisationstheorie der TSI genügen mögen.

G.H. Mead entwickelte die Grundaussagen dieser Theorie im dritten Kapitel von 'Mind, self and society' (1967), indem er sich mit der Frage der Entstehung von Identität (Self) auseinandersetzte. Der entscheidende Ansatzpunkt besteht hierbei in der Überlegung, daß der Einzelne sich selbst zum Objekt, zum Problem machen kann. (Vgl.: Mead, G.H., 1967:136 f.) Nur über diesen Sachverhalt des sich selbst zum Objekts werdens ist für Mead "rational conduct" (Ebd.:138), ist gesellschaftliches Handeln möglich.

Insbesondere konnte sich Mead auf Charles Horton Cooley berufen, der sich ebenfalls mit dem Problem der Bestimmung des Selbst befaßt hat, indem er das Modell des Spiegelselbst entwickelte. (Cooley, Ch.H., 1972:321 ff.) Dadurch, daß wir in den Spiegel

sehen, können wir am deutlichsten erkennen, wie die anderen uns sehen. " Wir haben dann in uns eine Vorstellung von der Vorstellung, die der andere von uns hat"(Helle,H.J.,1980²:150).

Im Kontext einer Sozialisationstheorie ist die Frage, welches Du das Ich beeinflusst, welches Du in den Spiegel hineingedacht wird, von entscheidender Relevanz. Mead verweist hier auf zwei grundlegende Aspekte seiner Theorie, nämlich den 'significant other' und den 'generalized other', die er anhand des Paradigma 'play' und 'game' differenziert.

Stellen zu Beginn der Persönlichkeitsentwicklung insbesondere die Eltern als 'significant others' das Du dar, so muß sich im Laufe einer geglückten Sozialisation das Du der 'significant others' zu dem Du der 'generalized others' erweitern; aus play muß game werden. Mead beschreibt die Situation des Kleinkindes am Beispiel desplay: "...he just goes on playing, but there is no basic organization gained. In that early stage he passes from one role to another, just as a whim takes him" (Mead,G.H.,1967:151). Das Kind ahmt in dieser Phase spielend die Rollen der 'significant others' nach. Dazu bedarf es allerdings als notwendige Voraussetzung eines gemeinsam geteilten Symbolvorrats. (Ebd.:149)

Der Übergang von play zu game lernt der Heranwachsende von der individuellen Perspektive (definiert als die vom Ich übernommene Blickrichtung des Du) der 'significant others' zu abstrahieren, um sich mit dem 'generalized others' zu identifizieren. (Vgl. Helle,H.J.,1980:151). Paradigma ist hierbei das game: "... in a game where a number of individuals are involved, then the child taking one role must be ready to take the role of everyone else" (Mead,G.H. 1967:151). "The fundamental difference between the game and the play in the latter the child must have the attitudes of all the others involved in that game" (Ebd.:154) Damit ist der Heranwachsende nicht mehr nur auf die 'significant others' verwiesen, sondern er kann auf einem höheren Niveau abstrahieren: sein Ich muß sich aus der Perspektive eines 'generalized other' sehen."The organized community or social group which gives to the individual his unity of self may be called ' the generalized other' "(Ebd.:154).

2. BEZIEHUNGSTYPEN UND IDENTITÄT

Zu Beginn dieses Abschnitts wird nochmals auf einige grundlegende Paradigmata der Theorie der symbolischen Interaktion Bezug zu nehmen sein, um davon ausgehend Überlegungen zur Identitätsentwicklung in emotional engen Ich-Du-Beziehungen zu erarbeiten.

2.1. DAS KONZEPT DER SOZIALEN UND PERSONALEN IDENTITÄT

E. Goffman spricht von einer sozialen und einer personalen Identität, als Bestandteile der Definitionen, die die anderen für das Individuum aufstellen, bzw. diesem ansinnen und die analytisch von der, nur subjektiv erfahrbaren Ich-Identität zu trennen sind. Er entwickelte dieses Konzept in einer Arbeit über diskreditierte und diskreditierbare Personen, die im Bereich der Interaktion als Stigmatisierte erscheinen. Innerhalb dieses Bezugsrahmens entwickelte Goffman sein Konzept der personalen und sozialen Identität, indem er von Interaktionssituationen zwischen Stigmatisierten und Nicht - Stigmatisierten - die er in mannigfacher Weise als problematisch definiert - ausgeht. Zentraler Terminus, der die Arbeit Goffmans gleichsam als 'roter Faden' durchzieht, ist der der Normalität (Goffman, E., 1963:5 ff.).

Diese Erwartungen oder Antizipationen sind Identitätsnormen, die als solche allerdings oftmals erst dann in das Bewußtsein gelangen, wenn sie nicht erfüllt werden. Sie können nun sowohl Abweichung, wie Konformität erzeugen. Wir kommen hier auf den oben angesprochenen Normalitätsbegriff zurück, in dem Goffman das Beispiel des 'normalen' (idealen) männlichen Amerikaners entwirft (Jung, verheiratet, weiße Hautfarbe, städtisch, nordstaatlich, protestantisch, heterosexuell, mit Collegebildung, Vater, vollbeschäftigt, gut aussehend, sportlich, erfolgreich), der als Leitbild und - über die Addition vieler kleiner Normierungen - als Identitätsnorm fungiert (Ebd.:128) und dem entsprochen (Konformität mit Identitätsnormen) oder nicht entsprochen (Abweichung von Identitätsnormen) werden kann. Goffman geht nun davon aus, daß Abweichungen von diesen Identitätsnormen, oder - wie er sich auch ausdrückt - von (eine prinzipielle Gleichheit voraussetzenden) Identitätsglauben (Ebd.:131) quasi zur Tagesordnung eines jeden gehört, d.h. "that stigma management is a general feature of society,

a process occurring wherever there are identity norms" (Ebd.: 130) und deshalb zu vermuten sei, "that the role of normal and the role of stigmatized are parts of the same complex" (Ebd.: 130). Damit werden die Beobachtungen und Erörterungen von Stigmatisierten für alle Identitäten relevant. (Ebd.:137 ff.) d.h. Spannungs- und Informationsmanagement ist bei jedem Individuum von Nöten, was wiederum den Schluß zuläßt, daß "jede Identität im Hinblick auf die sozialen Erwartungen problematisch sein 'muß', weil diese prinzipiell unerfüllbar sind" (Krappmann,L., 1975:74). Diese Problematik der Erwartungen wird von Goffman mit dem Begriffspaar der "virtual social identity" und der "actual social identity" (Vgl. Goffman, 1963:2) ansatzhaft zum Ausdruck gebracht. Meint erstere die prinzipiell möglichen allgemeinen Erwartungen, die in Form von Forderungen an das Individuum gestellt werden, so meint letztere "the category and attributes he could in fact be proved to posses" (Ebd., S.2). Die Differenz zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität weist sowohl auf die Variabilität von Erwartungen im Interaktionsprozeß hin, als auch - und hier muß Goffman so interpretiert werden - auf die mangelnde Kongruenz dieser Erwartungen. Leider bleibt bei Goffman dieses Konzept noch relativ unklar (Vgl. Ebd.:127,135), d.h. das begriffliche Instrumentarium wird nicht bis zum Letztmöglichen ausgeschöpft. (Vgl. auch: Gouldner,A.,1974:453 ff.)

Lothar Krappmann versucht hier Goffman zusammenfassend zu interpretieren, indem er den Begriff der 'phantom normalcy' (entspricht aktueller sozialer Identität) näher erläutert. Dieses Konzept ermöglicht dem Individuum, sich aus dem Dilemma zu befreien, daß Erwartungen - nicht zuletzt aufgrund der prinzipiellen Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit von Interaktionen, aber auch aufgrund der Tatsache, daß das Individuum an diversen anderen Interaktionen partizipiert - nie vollständig befriedigt werden können. "Die 'phantom normalcy' ist also die 'Lösung' des Identitätsproblems im Hinblick auf die gleichzeitig relevanten Erwartungen aus sämtlichen Interaktionssystemen, an denen ein Individuum zur Zeit beteiligt ist und die mehr verlangen als erfüllbar ist. Da 'phantom normalcy' darin besteht, daß das Individuum durch seine 'als-ob-Übernahme' angesonnenner Erwartungen mehr von sich ausdrückt, als die gerade aktuelle Interaktionssituation verlangt, eröffnet sich dem Individuum die

Chance, in den nebeneinander stehenden Interaktionsprozessen als dasselbe aufzutreten, bzw. wiedererkennbar zu sein, um auf diese Weise zu erkennen zu geben, daß es den Anforderungen dieser Situation nicht voll entsprechen kann und darf" (Krappmann, L., 1975:74 f.).²⁵⁾

Bezieht sich das Konzept der sozialen Identität auf den Aspekt einer gleichzeitigen Beteiligung eines Individuums an mehreren Interaktionsprozessen, faßt er also gleichsam die horizontale Dimension menschlicher Identitätsdarstellung (Vgl. Krappmann, L., 1975:75), so ist im folgenden noch die vertikale Ebene zu thematisieren, d.h. wie Individualität im Lebenslauf erscheint. E. Goffman arbeitet hier mit dem Begriff der 'personalen Identität', wobei er hierunter global die Einzigartigkeit eines Individuums versteht. Diese Einzigartigkeit zeigt sich zum einen in Form von "positive marks" von "identity pegs" (Goffman, E., 1963:57), zum anderen in einer Kombination von Daten hinsichtlich einer Lebensgeschichte, die nur für ein Individuum zutreffen.

Goffman definiert zusammenfassend: "Personal identity, then, has to do with the assumption that the individual can be differentiated from all others and that around this means of differentiation a single continuous record of social facts can be attached..." (Goffman, E., 1963:57). Personale Identität muß als "a structured, routine, standardized role" (Ebd.:57) in der individuellen Identität verstanden werden - gerade durch die ihr eigene Qualität, nicht wie die anderen zu sein.

Anders formuliert: "Persönliche Identität gründet ... in der Fähigkeit Duftmarken für kleine Unterschiede zu setzen, Anhaltspunkte zu geben, die auf dem Austauschmarkt der guten Eindrücke als aktenfähige Aufhänger für das Urteil 'unverwechselbare Eigenheit' dienen können" (Daniel, C., 1981:190).

Goffman versteht auch personale Identität als Produkt der Interaktion mit anderen, d.h. in der aktuellen Interaktionssituation erfährt sich der einzelne als einzigartig (d.h. nicht deckungsgleich mit andern), seine Interaktionspartner schreiben ihm seine Biographie zu. "He is anchored as an object for biography" (Goffman, E., 1963:62). Hieraus ergibt sich nun

die zentrale Begründung für die Notwendigkeit einer 'phantom normalcy'. Denn: Würde das Individuum sich weigern seine einzigartige Lebensgeschichte zu akzeptieren und zu vertreten, dann könnte es voll auf die Erwartungen anderer eingehen - die individuelle Darstellung mehr zu sein als momentan gefordert wird, würde sich als überflüssig erweisen, da durch die Nicht-Existenz seiner Lebensgeschichte in Interaktionen, per definitionem keine Diskrepanzen auftreten würden. Andererseits bräche Interaktion zusammen, wenn persönliche Identität überbetont wird, da dann das Individuum ebenfalls nicht mehr in der Lage wäre, phantom normalcy darzustellen - hier durch eine rigorose Beanspruchung der eigenen Persönlichkeit unter Zurückweisung der Erwartungen anderer.

Wurde der 'social identity' der Begriff der 'phantom normalcy' gegenübergestellt so fehlt bei Goffman der analoge Begriff zur 'personal identity'. Jürgen Habermas versucht hier das Goffmansche Konzept zu ergänzen, indem er der persönlichen Identität den Begriff der 'phantom uniqueness' gegenüberstellt, der eine nur scheinbare Übernahme der von den anderen zugeschriebenen Einzigartigkeit und Kontinuität des Individuums meint. Habermas schreibt: "Gleichzeitig halten wir eine persönliche Identität aufrecht, indem wir gegenüber allen relevanten Bezugsgruppen-Mitgliedern den sozialen Abstand einer ausdrücklichen Nicht - Identität wahren und gleichwohl Anstrengungen unternehmen, diese Nicht-Identität als eine fiktive Einzigartigkeit (phantom uniqueness) sichtbar zu machen" (Habermas, J., 1977 A:132). Tritt das Individuum also - via phantom normalcy - in verschiedenen interaktiven Bezügen als ein und dasselbe auf und kann dennoch auf die verschiedenen Erwartungen eingehen, so ist - via phantom uniqueness - die Möglichkeit gegeben sich als Einzigartigkeit in einer lebensgeschichtlichen Kontinuität darzustellen und doch wandlungsfähig zu bleiben. Mit dieser sehr verkürzt vorgetragenen inhaltlichen Ausfüllung der beiden Begriffspaare (soziale Identität - phantom normalcy und personale Identität - phantom uniqueness) wird die theoretische Begründung für das Krappmannsche Diktum der Balance der Ich-Identität gegeben, nämlich sich allgemeinen Erwartungen unterzuordnen und sich gleichzeitig von allen anderen zu unterscheiden. (Vgl. hierzu auch: Habermas, J., 1977:175) Anders formuliert: "...so zu sein wie alle und so zu sein wie niemand"

(Krappmann, L., 1974:78; Vgl. ausführlicher: Steinert, H., 1972; Geulen, D., 1977:125; Herlyn, I., Vogel, U., 1981:28)

Aus diesem theoretischen Konzept läßt sich nun insofern weiterarbeiten, als daraus zwei prinzipiell denkmögliche Extrempositionen ableitbar sind. Zum einen kann das Durchhalten der individuellen Einzigartigkeit verloren gehen, d.h. ein Partner kann sich in verschiedenen unterschiedlich strukturierten Interaktionen nicht als Individualität auf einer 'als-ob-Basis' durchhalten und damit nicht auf diverse Erwartungen anderer eingehen. Zum anderen kann die individuelle Einzigartigkeit quasi überstrapaziert werden, was sich in einer zu gering ausgebildeten Fähigkeit des 'taking the role of the other' manifestiert und schließlich in Ich-Störungen enden kann.

Im Goffmanschen Konzept bedeutet ersteres, daß die Schein-Normalität zur tatsächlichen Normalität wird, d.h. der Interaktionspartner in den Erwartungen der anderen voll aufgeht. Die 'als-ob-Täuschung' der phantom normalcy ist zusammengebrochen, die Interaktionsfähigkeit, nämlich Widersprüchlichkeiten und Mehrdeutigkeiten einer Interaktion, sowie die Teilhabe an mehreren divergierenden Interaktionen zu vollziehen, funktioniert nicht mehr. Es wird für die verschiedenen Interaktionspartner offenkundig, daß die dem Individuum angesonnenen Erwartungen von diesem nicht mehr erfüllt werden können, es kann in verschiedenen Interaktionen nicht mehr als ein und derselbe auftreten. Das Individuum hat sich die Identitätsnormen einer Bezugsgruppe (in unserem Fall eines Einzelnen) so zu eigen gemacht, daß sie sich mit diesen - ohne Berücksichtigung divergierender Normen andere Bezugsgruppen - vollständig identifiziert. Die Folge ist offenkundig: Individualität ist nicht mehr erkennbar; Individualität ist die Gruppe, bzw. der signifikante andere, mit dessen Erwartungen das Individuum sich voll deckt. Die Fähigkeit der phantom normalcy, die eigene Identität zu bewahren, indem es zwar die Identitätsnormen der/des anderen anerkennt (und damit interaktionsfähig wird), aber gleichzeitig diesen Sachverhalt auch zum Ausdruck bringt, d.h. sich als Individualität durchhält, ist verloren gegangen.

Ein Ausweg aus diesen theoretischen Überlegungen ist ein Rück-

zug, bzw. Verbleib in sozialen Beziehungen, die von den gestellten Anforderungen her kompatibel mit den eigenen Identitätsnormen sind. Hierbei ist von einer Definitionsmacht des anderen - von einer prinzipiellen Assymetrie der Beziehung - auszugehen, der sich das Individuum unterordnet. In vorallem emotional definierten Bezügen (die in solch einem Fall typischer sein dürften, als instrumentelle Sachbezüge) ist von einem pathologischen 'Einswerden' mit der geliebten Person auszugehen. Paradigma ist hier das Sich-Ausliefern, das Ausgeliefertsein, verbunden mit einer Abschottung zur Außenwelt, auf deren divergierende Erwartungen man sich nun nicht mehr einlassen will, da man es nicht mehr kann. Es erfolgt ein Rückzug in eine pathologische Zweierbeziehung, die sich durch extreme Harmonisierungstendenzen auszeichnet, da durch das einseitige 'Aufgehen in dem anderen' (eine beiderseitige Annäherung in dem hier vorgetragenen Sinn soll hierbei nicht ausgeschlossen werden!) Konfliktpotentiale per definitionem nicht aktualisiert werden. Wir wollen diesen Verhaltenstyp mit 'Aufgehen in dem anderen' bezeichnen.²⁶⁾

Dem steht der Typ 'selbstbezogener Rückzug'²⁷⁾ gegenüber, bei dem im Grunde keine enge Beziehungsaufnahme stattfindet, da das Individuum die Erwartungen der anderen zurückweist, d.h. die angesonnene Einzigartigkeit seiner personalen Identität vollständig übernimmt. Zentral ist hier die Aufrechterhaltung eines status quo, d.h. individuelle Einzigartigkeit und Kontinuität wird nicht scheinbar (als-ob) ausgedrückt, sondern ist - wenn auch pathologische - Realität. Ein individueller Spielraum für Veränderungen und Dynamik scheint nicht mehr gegeben. Individualität wird zum Wert an sich, der eine tiefere Beziehungsaufnahme nicht zuläßt.

Diese beiden idealtypischen Formen des Verhaltens sind zweifellos pathologischer Natur. Eine balancierende Ich-Identität im Sinne Krappmanns kann gar nicht ausgebildet werden, da man sich entweder für eine vollständige Identifikation mit allen Erwartungen anderer oder für eine totale Verneinung dieser entschieden hat. Anders formuliert: Es gibt nichts, was balanciert werden müßte.

Von entscheidender Bedeutung ist allerdings die Voraussetzung,

die dieses Modell impliziert. Sowohl der Typ 'Aufgehen in dem anderen', als auch der 'selbstbezogene Rückzug' sind theoretisch nur dann denkbar, wenn eine massive Reduktion der Außenkontakte des Individuums stattfindet. Nur wenn der einzelne auf dem Partner (Bezugsgruppe) - der die gleichen (ähnlichen) Identitätsnormen vertritt - zurückverwiesen ist, und die Erwartungen anderer radikal zurückweist, nur dann sind diese beiden Extrempositionen denkbar.

Aus diesem Hintergrund heraus können die beiden hier skizzierten Typen gleichsam den idealtypischen Beginn und das Ende eines Kontinuums möglicher Partnerbeziehungen definieren:

soziale / personale Identität	
'Aufgehen in dem anderen'	'selbstbezogener Rückzug'

Zwischen diesen beiden Extrempositionen, sind Beziehungen zu verorten, die sich durch eine mehr oder minder ausbalancierte Ich - Identität auszeichnen, wenngleich auch hier nicht von einer 'normalen' Mitte auszugehen ist, sondern je nach Dauer und Intensität der Beziehung verschiedene - sich im Zeitverlauf immer wieder ändernde - Punkte auf diesem Kontinuum zu lokalisieren sind. (Vgl. auch: Strauss, A., 1974:66)

Bevor wir nun hier ansetzen, um ein Modell der 'konvergierenden Identitätsentwicklung' zu erarbeiten, beschäftigen wir uns noch kurz mit einem Entwicklungsmodell der Identität.

2.2. DIE ENTWICKLUNG VON ICH - IDENTITÄT

Im Rahmen einer empirischen Untersuchung zu Konflikt- und Rückzugspotentialen in modernen Industriegesellschaften beschäftigte sich J. Habermas (mit Mitarbeitern) unter anderem mit der Fragestellung der Entwicklung von Ich-Identität. Die Auseinandersetzung mit dieser Thematik soll im folgendem anhand von verstreut publizierter Arbeiten, die aus dem oben bezeichneten Diskussionskontext entstanden sind, kurz

zusammenfassend dargestellt werden, um dann das darin ansatzhaft entwickelte Konzept einer Identitätsetablierung auf unsere Problematik zu übertragen.

Parallel zu der Feststellung, daß mit der Zunahme von gesellschaftlicher Komplexität von erwachsenen Individuen verstärkt Rollenkompetenz, definiert als die Fähigkeit Interaktionsnormen zu beherrschen, (Vgl. Habermas, J., 1977 B:196) verlangt wird, "die darin besteht, daß Reziprozitäten auf immer abstrakterer Stufe hergestellt und die verhaltenssteuernden Instanzen immer weiter verinnerlicht werden" (Ebd.:227) müssen, überträgt Habermas diesen gesamtgesellschaftlichen Evolutionsgedanken auf die Ebene der menschlichen Ontogenese. Er entwickelt hierbei Überlegungen zur Identitätsbildung in Kindheit und Jugendalter, indem er diese Identitätsbildung als äußerst komplexen Vorgang des Kompetenzerwerbs begreift. Der Übergang von einer Identitätsform in die andere läßt sich mit der erfolgreichen Lösung von Reifekrisen belegen. Ist die erstere die, - psychoanalytisch ausgedrückt - der ödipalen Situation, so stellt die zweite die der Adoleszenz dar. Diese einzelnen Identitätsstufen sollen im folgenden kurz dargestellt werden:

2.2.1. DIE PRÄSOZIALE PHASE DER NATÜRLICHEN IDENTITÄT

Die präsoziale Phase der natürlichen Identität läßt sich allgemein charakterisieren als die, im kindlichen Stadium erworbenen Kompetenzen, gelernt zu haben, "seinen Leib von der noch nicht nach physischen und sozialen Objekten unterschiedenen Umgebung abzugrenzen" (Döbert, R., u.a., 1980:10). Rollentheoretisch gewendet heißt dies, daß das Kind die eigenen Intentionen noch nicht um generalisierte Rollenerwartungen zentriert und keine Konzepte der Intentionalität (die Anderen können noch nicht als von Intentionen und Erwartungen geleitet verstanden werden und erscheinen damit nicht als Rollenträger) entwickelt hat. "Das Kind steht einem undifferenzierten Elternpaar gegenüber (fehlende Geschlechtsrollendifferenzierung, Vorherrschen der Mutter-Kind-Dyade)" (Döbert, R., u.a., 1975:39).

2.2.2. DIE ÖDIPALE PHASE DER ROLLENIDENTITÄT

Die Leib-Gebundenheit der natürlichen Identität wird abgelöst durch die "Einverleibung der symbolischen Allgemeinheiten einiger fundamentaler Rollen (des Verwandtschaftssystems) und dann eines Satzes von Normen (des außerfamilial gesellschaftlichen Systems)" (Habermas, J. 1977 B:226). Das heißt: durch die Internalisierung der Generations- und der Geschlechtsrolle (vornehmlich an die familialen Rollenkonfigurationen rückgebunden, sowie später, unter Einbezug weiterer Rollen und deren Handlungsnormierungen, auch auf größere soziale Gruppen bezogen) macht sich das Kind die soziale Struktur der Elternfamilie zu eigen. Durch das Erlernen von ersten Formen der Verhaltenskontrolle (die im partikularistischen Bereich der engeren Bezugspersonen verhaftet bleiben) ist das Kind nun nicht mehr von den situativen Einflüssen und Konstellationen abhängig, sondern seine Rollen-Identität wird mehr und mehr symbolisch gestützt, allerdings unter Zugrundelegung der relativen Stabilität und Konsistenz von Verhaltenserwartungen. Dieser, auf relativer Stabilität beruhende kontinuiertsstiftende Charakter der Rollenidentität, läßt sich auch mit dem Hinweis belegen, daß Rollenkonflikten noch keine zentrale Bedeutung im kindlichen Persönlichkeitssystem zukommt. Die einzelnen Lebensbereiche sind in aller Regel gut miteinander integriert und relativ kompatibel. Ebenso ist das Rollenset noch eindeutig hierarchisiert, da die Rolle 'Familienmitglied' eindeutige Priorität vor anderen Rollen hat. (Vgl. Döbert, R., u.a., 1975: 39 ff.. Döbert, R., u.a., 1980:10)

2.2.3. DER AUFBAU VON ICH-IDENTITÄT IN DER PHASE DER ADO- LESENZ

Die Rollenidentität "zerbricht in der zweiten Reifungskrise, weil sich das Ich hinter alle partikularistische Rollen, die prinzipiell hinterfragt und kritisiert werden, zurückziehen muß. Ein Ich, dem zugemutet wird, alle bestimmten Normen nach verinnerlichten Prinzipien zu setzen (oder als gesetzt aufzufassen) kann seine Identität an keinen konkreten Rollen und an keinen bestimmten Satz von Normen mehr binden, sondern nur noch an die Fähigkeit, sich in beliebigen Rollen als der-

jenige zu repräsentieren, der angesichts divergenter aktueller Rollenerwartungen und im Durchgang durch die biographische Folge von Rollensystemen und davon abhängigen Identitäten den Forderungen nach Konsistenz genügt" (Habermas, J., 1977 B: 227).

Somit muß in der Adoleszenz der Schritt von der Identitätssicherung via einer konformen Integration in ein soziales System (Familie), zur Identitätssicherung die das Prinzip der fortschreitenden Autonomie favorisiert, geleistet werden. Ist die Rollen-Identität rückgebunden an ein vorgegebenes kontinuiertsstiftendes Normensystem, so ist in der Phase der Adoleszenz von diesem Normensystem Distanz zu gewinnen, indem die zu spielenden Rollen flexibel zu handhaben und der Situation entsprechend modifiziert und interpretiert werden müssen.

Döbert, Nunner-Winkler und Habermas sprechen von der Unterscheidung zwischen Normen einerseits und (den) Grundsätzen, nach denen ... Normen" (Döbert, R., u.a., 1980:10) erzeugt werden können andererseits. Hier etabliert sich Kritik an, und die Frage nach der Legitimation gegebener Rollenstrukturen, hier wird die "interaktive Reziprozität, die in der Rollenstruktur angelegt ist, selber zum Prinzip erhoben" (Ebd.:11). Dann kann sich allerdings das Individuum nicht mehr über die bisherigen partikularen Rollen und vorgefundenen Normen identifizieren und definieren, sondern bedarf der kritischen Auseinandersetzung und Bearbeitung dieser Strukturen, um die oben angesprochene Distanzierung (von starren Rollen- und Normensystemen) und Individualisierung zu leisten.

Diese Transformation einer strikt rollengebundenen Identität in eine stärker individualisierte und relativ rollenunabhängige Ich - Identität ist freilich mit einer ungeheuren Vielzahl von Schwierigkeiten und Problemen verbunden. Das Rollenset erweitert sich nicht nur, sondern es erfolgt auch eine qualitative Veränderung der bisher innegehaltenen Rollen. So muß die Familienmitgliedschaft nicht nur an den 'Peers' relativiert werden, sondern gleichzeitig wird dem Jugendlichen abverlangt, aktiv das Gesamtsystem gesellschaftlicher Rollen zu übernehmen, verbunden mit einer parallel laufenden Dis-

tanzierung zur eigenen Herkunftsfamilie. Döbert und Nunner-Winkler führen für diese Veränderung folgende Beispiele an: "Intensivierung der peer-group Interaktion, Aufbau heterosexueller Beziehungen, Vorbereitung auf Berufsrolle und Konkretisierung der Staatsbürgerrolle, Veränderungen zur Beziehung der Herkunftsfamilie, tentativer Erwachsenenstatus" (Döbert, R., 1975:42). Die für die Phase der Rollen-Identität typische relative Kompatibilität der wahrgenommenen Rollen, sowie die relativ eindeutige Hierarchisierung dieser, ist nun nicht mehr gegeben. Der Jugendliche sieht sich vielmehr den divergentesten Erwartungen und Anforderungen gegenüber, wobei diese als um so bedrohlicher empfunden werden, je mehr sie die soziale Kompetenzen des Heranwachsenden gefährden. Mit anderen Worten: Die Rückbindung an stabilitäts- und kontinuierkeitsstiftende Beziehungsstrukturen ist nicht mehr gegeben, sondern "Intersubjektivität (wird) auf hochgradig autonome Individualität verwiesen" (Ebd.:42).

Dieser Prozeß des Erwerbs von Ich - Identität ist sicher nicht als ein einheitlicher, geradlinig verlaufender zu verstehen, sondern läßt sich wiederum inspezifische Phasen gliedern. So erscheinen für die Frühadoleszenz egozentrische Selbstreflexionen typisch zu sein, die sich vor allem aus der oben erwähnten Furcht, den neuen Anforderungen (insbesondere Berufs- und Geschlechtsrolle) nicht entsprechen zu können, ergeben und sich in "überhöhten eigenen Zukunftsprojektionen, in der Überzeugung von der absoluten Einzigartigkeit eigener Erfahrungen und von der Unersetzlichkeit der eigenen Person äußern" (Ebd.:43). Hier wird quasi die zu erwerbende Individualität und Autonomie in einer Teilphase der Entwicklung im Rahmen einer 'pathologischen' Überhöhung vorweggenommen, um sie nach einem eher tentativen Durchspielen von Rollen und Deutungsmustern allmählich realitätsadäquat zu stabilisieren.

Zusammenfassend kann also davon ausgegangen werden, daß Ich-Identität (Döbert, R., u.a. 1980, Habermas, J., 1977), daß kommunikative Kompetenz (definiert sich situationsadäquat und prinzipiengeleitet zu verhalten - Döbert, R., u.a., 1975:28), daß balancierte Ich-Identität (Krappmann, L., 1975) dann ausgebildet wird, wenn "sich der Heranwachsende über die Aneignung symbolischer Allgemeinheiten in ein bestimmtes soziales System

erst einmal integriert, während sie später durch Individuierung, d.h. gerade durch eine wachsende Unabhängigkeit gegenüber sozialen Systemen gesichert und entfaltet wird" (Habermas, J., 1976:68). Damit hat das Individuum die Fähigkeit zur Identitätsbalance (oder: Ich-Identität, oder: kommunikative Kompetenz), das durch die Goffmansche Differenzierung von sozialer und personaler Identität begründet wurde, erreicht.

Unter Einbezug der Rollentheorie kann nun die im Abschnitt 3.1. dargestellte Balance zwischen sozialer und personaler Identität in Form der jeweiligen Zuschreibung von Rollenqualifikationen näher bestimmt werden. Bedarf es der Rollenambiguität und der Rollenkomplementarität, um die Scheinnormalität der sozialen Identität auszudrücken, so ist Rollendistanz und Rollenflexibilität nötig, um die personale Identität zu wahren. Analog zu 3.1. können die beiden polaren Ausprägungen pathologischer Interaktion mit Rollenkonformismus (Aufgehen in dem anderen) und Rollenabstinenz (selbstbezogener Rückzug) begrifflich fixiert werden.

2.3. KONVERGIERENDE IDENTITÄT

Unter Bezugnahme auf das oben entwickelte Modell der sozialen und personalen Identität, sowie unter Einbezug der vorangegangenen Überlegungen zu der Entwicklung von Ich-Identität soll nun daraus der Begriff der 'konvergierenden Identität' abgeleitet und entwickelt werden.

'Konvergierende Identität' bezieht sich auf emotional sehr dichte zwischenmenschliche Beziehungen und will die Spezifität solcher Beziehungen aus einem identitätstheoretischen Kontext heraus näher präzisieren. Grundlegender Ausgangspunkt des Modells der 'konvergierenden Identität' ist der, daß in sehr engen zwischenmenschlichen Beziehungen der Stellenwert der Identitätsbalance (und auch der Identitätsentwicklung) ein gänzlich anderer ist, als in (fast) allen anderen Beziehungsformen.

Wenn wir uns hier explizit auf das weiterentwickelte Modell von E. Goffman beziehen, muß noch eine grundsätzliche Klärung voran-

geschickt werden. Goffman geht in seinem Ansatz davon aus, daß das Individuum im Schnittpunkt einer Vielzahl von Beziehungen zu seiner sozialen Umwelt steht. Wenn wir uns im folgenden auf die exklusive Ich-Du-Beziehung von zwei Individuen beschränken und versuchen, die Identitätsbalance der beiden Partner in solchen Beziehungen in Absetzung zu der Balanceproblematik in sonstigen Beziehungen zu relativieren, so könnte dieses Vorgehen zu Mißverständnissen führen. Die Auseinandersetzung mit diesem Bindungstyp einer emotional dichten Beziehung impliziert jedoch keineswegs den Abbruch zu allen anderen sozialen Bezügen. Vielmehr ist davon auszugehen, daß sich die uns interessierende Beziehung im ständigen Wechsel zu Bezügen der sozialen Umwelt befindet und u.a. gerade dadurch ihre Exklusivität erhält. Andererseits beinhaltet auch eine Zweierbeziehung Problembereiche, wie sie in dem Konzept der personalen und sozialen Identität angesprochen werden.

Mit anderen Worten: Die Probleme, die bei einer Identitätsbalance entstehen und die von Goffman, Habermas und teilweise auch Krappmann für das gesamte soziale Bezugsfeld des Individuums erarbeitet wurden, können auch auf die Ebene der Interaktion von zwei Individuen bezogen werden, in unserem Kontext auf einen Sonderfall persönlicher Beziehungen. Bei diesem Sonderfall ist das Problem der Balance von Identität durch die Beziehungsintensität aber ein spezifisches.

Wir hatten oben die Konstitution von Ich-Identität als das Ergebnis der Balance von personaler und sozialer Identität finiert, wobei diese Balance im adolescenten Entwicklungsverlauf immer wieder neu, auf quasi höherem Niveau erstellt werden muß. (Vgl. 3.2.) Ein entscheidendes Kennzeichen der 'konvergierenden Identität' ist nun, daß sich im Zeitverlauf einer Beziehung die Herstellung der Balance vereinfacht, da die in der Spannung zwischen phantom normalcy und phantom uniqueness angelegten 'als-ob-Aktionen' des Individuums zumindest zum Teil nicht mehr benötigt werden. Dies gilt es in den folgenden Abschnitten näher zu begründen.

2.3.1. MÖGLICHKEITEN EINER REDUKTION DER ANWENDUNG VON 'PHANTOM NORMALCY' IN EMOTIONAL DICHTEN ZWISCHEN- MENSCHLICHEN BEZIEHUNGEN

Ausgangspunkt des Konzepts der sozialen Identität (phantom normalcy) war die Vielzahl und Divergenz der dem Individuum angesonnenen Erwartungen. Da diese nicht alle erfüllbar sind, kann der einzelne nur Kontinuität wahren, indem er auf einer 'als-ob-Basis' mehr von sich ausdrückt, als die spezifische Interaktionssituation momentan von ihm verlangt (phantom normalcy). Nun erscheint es aber gerade für emotional dicht definierte Beziehungen kennzeichnend zu sein, daß die Divergenzen und Vielzahl aber auch die Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten von Erwartungen des anderen sich im Zeitverlauf einer Beziehung reduzieren.

Diese Reduktion kann zum einen mit dem Grad der gesellschaftlichen Institutionalisierung solcher Beziehungsformen belegt werden. Sowohl das gegengeschlechtliche Freundespaar, als auch insbesondere das verheiratete Paar kann auf eine Vielzahl von Verhaltensschablonen zurückgreifen, die in einer Kultur typischerweise zur Verfügung stehen. Diese Verhaltensschablonen können sich unter anderem auf Aspekte der Qualität von Beziehungsformen, auf die Wirkung von Zuschreibungs- und Abstützungsprozessen von seiten der sozialen Umwelt beziehen und bestimmen zumindest teilweise die gegenseitige Erwartungsstruktur der beiden Interaktionspartner.

Mit anderen Worten: Obwohl die Ausgestaltung solcher Beziehungsstrukturen von den je beiden Beteiligten in "eigener Regie" erfolgt - sie entwerfen, konstituieren und erschaffen ihre eigene Wirklichkeit - sind doch grundsätzliche gesellschaftliche Vorgaben für diese Beziehungsform vorhanden. Diese sind in der Gesamtheit ihrer Eigenarten nicht ohne weiteres auf andere Beziehungen zu übertragen. Hier ist ein Ansatzpunkt zu sehen, der die oben beschriebene Diskrepanz von Erwartungen von vornherein im gewissen Umfang reduziert. Dies wird zumindest in der Form geleistet, daß hier gesellschaftliche Institutionalisierungsprozesse greifen, die aus der unendlichen Viel-

zahl von prinzipiell möglichen divergenten Erwartungen einen gewissen Teil von vornherein ausschließen, da es sich um eine ganz spezifische und gesellschaftlich positiv bewertete Beziehungsform handelt.

Würden in diesem Fall Berger und Luckmann von der Existenz bestimmter Typisierungen (resp. Schablonen) sprechen, die als alltagsweltliche Objektivationen bereitstehen, so kann die Reduktion von diskrepanten Erwartungen Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten weiter mit der Inhärenz der hier zum Tage kommenden vis-à-vis-Situation bestimmt werden. Die gesellschaftliche Wirklichkeit der Alltagswelt wird dort am intensivsten bestätigt, wo die vis-à-vis-Situation nicht in einer völligen Anonymität der Interaktion gedacht werden kann, sonder dort, wo der "innere Kreis" (Berger, P., Luckmann, T., 1972:36) des Einzelnen angesprochen ist. Es handelt sich in diesem Fall um eine Extremform der vis-à-vis-Situation, die durch große personale Nähe und starke emotionale Bindung, sowie eine intensive Interaktionsdichte charakterisiert ist. Je länger nun solch eine Bindung besteht, desto größer dürfte der Kenntnisstand der Persönlichkeit des anderen und damit auch der Kenntnisstand der gegenseitig vorhandenen Erwartungen der Partner sein. Begründbar ist dies mit dem schon relativ fortgeschrittenen Aufbau der gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion der Beziehung. Daraus leitet sich aber gleichzeitig ab, daß der Prozeß des Aushandelns von ursprünglich diskrepanten Erwartungen schon relativ weit fortgeschritten ist, daß die Notwendigkeit, mit der Technik der phantom normalcy zu arbeiten, in den hier interessierenden Beziehungen zwar nicht völlig aufgehoben werden kann, sich aber doch reduziert.

Endlich ist in diesem Kontext auch zu fragen, inwieweit die Exklusivität solch einer Beziehung nicht von vornherein die Bedürfnisbefriedigung des anderen zumindest per definitionem voraussetzt.

Aufgrund der spezifischen Beziehungsqualität entfällt die Vielzahl der diskrepanten Erwartungen, Widersprüchlichkeiten etc. Dies kann zum einen mit einer gewissen gesellschaftlichen Vorstrukturiertheit der Beziehung (Institutionalisierung) zum anderen aber auch mit der engen interaktiven Verbindung er-

klärt werden. Darüberhinaus kommt drittens noch hinzu, daß bei Beziehungen, die hauptsächlich über Liebe definiert sind, ein gewisses Maß an Bedürfnisbefriedigung des anderen vorausgesetzt werden muß. Um ein drastisches Beispiel zu wählen: In einer Verkaufsverhandlung zwischen 2 Kaufleuten ist die emotionale Bedürfnisbefriedigung des einen durch den anderen relativ irrelevant. Dagegen kann eine Beziehung nach dem Modell Liebe nur funktionieren, wenn zumindest ein gewisses Maß an gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung der Beziehung inhärent ist. Wir haben es also auch hier mit einer weiteren Reduktion der Notwendigkeit, phantom normalcy anzuwenden, zu tun.

Das Vorangegangene kurz zusammenfassend kann festgehalten werden, daß in den hier interessierenden emotional dichten Ich-Du-Beziehungen das Konzept der sozialen Identität (resp. phantom normalcy) weit weniger Beachtung finden kann als in allen übrigen Beziehungen. Dies betrifft sowohl die 'soziale Identität' im allgemeinen, indem die soziale Identität des anderen und die damit verbundenen Erwartungen und Anforderungen (Vgl. Goffman, E., 1963:2) nicht als gänzlich neue antizipieren müssen, als auch die Fähigkeit, die Technik der phantom normalcy anwenden zu müssen im besonderen. Auch hier ist uns der andere in hohem Maße vertraut, so daß sich die Notwendigkeit auf der 'als-ob-Basis' der phantom normalcy zu operieren - mit fortschreitender Beziehungsdauer - wieder nicht in dem Maß, wie in allen anderen zwischenmenschlichen Bezügen ergibt.

2.3.2. MÖGLICHKEITEN EINER REDUKTION DER ANWENDUNG VON 'PHANTOM UNIQUENESS' IN EMOTIONAL DICHTEN ZWISCHEN- MENSCHLICHEN BEZIEHUNGEN

Den Gegenpol zur sozialen Identität stellt die personale Identität dar, die Goffman als die unverwechselbare Einzigartigkeit des Individuums bezeichnete. Habermas hat dieses Konzept mit dem Begriff der phantom uniqueness erweitert, die die nur scheinbare Übernahme der von den anderen zugeschriebenen Einzigartigkeit und Kontinuität meint. Dadurch ist es dem Individuum möglich, sich vor verschiedenen Bezugsgruppenmitgliedern zwar

als einzigartig darzustellen, aber aufgrund dieser 'als-ob-Annahme' doch wandlungsfähig zu bleiben.

Entscheidend scheint bei intensiven Ich - Du - Beziehungen vor allem die Tatsache zu sein, daß im Verlauf eines 'Sich-Kennenlernens' und insbesondere in der Fortführung einer Beziehung die Anwendung der phantom uniqueness sich - aufgrund der spezifischen Qualität der Beziehung - ebenfalls weitgehend erübrigt. Wir müssen auch hier auf die Exklusivität einer solchen Beziehung verweisen, die so angelegt ist, daß sie nur dann längerfristig funktionieren kann, wenn jeder der beiden Partner imstande und bereit ist, seine tatsächliche Individualität preiszugeben und damit gleichzeitig auf die Aufrechterhaltung der phantom normalcy verzichtet. Anders formuliert: die von den anderen zugeschriebene Einzigartigkeit und Kontinuität darf nicht nur scheinbar (phantom uniqueness) übernommen werden, sondern muß im Verlauf der Beziehung gegenseitig von beiden Partnern als einzige und der Realität entsprechende Individualität(en) erkannt und akzeptiert werden.

In einer derartigen Beziehung ist es nur unter großen Anstrengungen möglich, die individuelle Einzigartigkeit zu verbergen. Somit erscheint die Annahme legitim, daß es geradezu ein Charakteristikum dieses Bindungstyps ist, individuelle Einzigartigkeit darzustellen und auch auszuleben.

Darüberhinaus kommt die Einzigartigkeit und die daraus mitableitbare Kontinuität des Anderen allein deshalb schon relativ unverfälscht zum Ausdruck, weil sich die Biographie der beiden ab dem Zeitpunkt der Beziehungsaufnahme in vielen Bereichen deckt. Im Anschluß an Berger und Luckmann ist davon auszugehen, daß beide Partner über ihre Beziehung einen Wirklichkeitsaufbau dieser Beziehung leisten. Je länger nun solch eine Bindung besteht, desto intensiver wird die Erfahrung mit dem anderen sein, desto prägender der Wirklichkeitsaufbau und desto mehr wird die Beziehung nach dem Typ einer exklusiven vis-à-vis-Situation organisiert sein. Anders ausgedrückt: Beide Partner entwickeln sich nebeneinander her und definieren sich teilweise über bzw. durch den anderen. Auch dies ist ein wichtiger Hinweis für die Nähe und gegenseitige Kenntnis der beiden Individuen.

Somit kann auch hier festgehalten werden, daß das Konzept der personalen Identität in engen zwischenmenschlichen Beziehungen von weit geringeren 'als-ob-Aktionen' der einzelnen Akteure getragen ist, als dies in allen anderen Beziehungskontexten der Fall ist. Dies ist insbesondere mit der Spezifität dieser intensiven Ich - Du - Beziehung zu belegen, die nur bei einer fast völligen Reduktion der phantom uniqueness möglich erscheint. 28)

Das bislang erarbeitete Kapitel 3 zusammenfassend, kann also vorerst davon ausgegangen werden, daß sich in emotional dichten Ich - Du - Beziehungen aufgrund gesamtgesellschaftlicher Definitionsvorgaben für diese Beziehungsform und aufgrund der spezifischen Eigenart und Exklusivität dieser Beziehung der Stellenwert der Identitätsbalance im Binnenbereich der Beziehung im Vergleich zu allen anderen Bezügen so verändert, daß sowohl phantom normalcy als auch phantom uniqueness nicht mehr in dem Maß benötigt werden. Beide Akteure nähern sich im Zeitverlauf der Beziehung mehr und mehr einander an. Sie 'konvergieren' zueinander hin, was sich in der Reduktion gegenseitiger diskrepanter Erwartungen ebenso zeigen läßt, wie in der tatsächlichen Darstellung und Preisgabe der individuellen Einzigartigkeit. 29)

2.3.3. KONVERGIERENDE IDENTITÄT UND JUGENDLICHER ENTWICKLUNGSVERLAUF

Einleitend ist zu fragen, inwieweit wir hier mit Begriffen und Inhalten des interaktionistischen Ansatzes überhaupt arbeiten können, ohne geklärt zu haben, ob sich diese Begrifflichkeiten auf einen Bereich der Identitätsentwicklung oder aber auf eine weitgehend ausgebildete Identität beziehen.

Wir können uns zur Beantwortung dieser Frage nochmals auf die in Abschnitt 3.2. referierten theoretischen Annahmen von Habermas und Mitarbeitern stützen. Diese führten aus, daß sich der Jugendliche ersteinmal in ein System integriert und somit Identität aufbaut, die sich jedoch im weiteren Entwicklungsverlauf als inadäquat erweist und dadurch wieder zerbrechen wird. Gleichzeitig bedarf der Jugendliche der

Fähigkeit, diese gescheiterte Identität als solche anzuerkennen und eine neue aufzubauen. Dieser Vorgang wiederholt sich im weiteren Entwicklungsverlauf immer wieder und stellt einen Prozeß dar, den Habermas mit einer zunehmenden Individuierung beschreibt. Im Theoriekontext der symbolischen Interaktion heißt dies nun, daß im Entwicklungsverlauf die Balancefähigkeit partiell mehr und mehr ausgebildet wird. d.h. die Fähigkeit zur phantom normalcy und phantom uniqueness erst ansatzhaft, dann aber immer gefestigter vorhanden ist.

Folgt man dieser theoretischen Ableitung, dann ist in der Tat davon auszugehen, daß das Konzept der 'konvergierenden Identität' nicht gleichermaßen für eine 1. Bindungsform in der Früh-adoleszenz und für eine relativ gefestigte (eheähnliche) Beziehung angewandt werden kann, da 'konvergierende Identität' die Ausbildung von phantom normalcy und phantom uniqueness voraussetzt. Folglich kann in Paarbeziehungen, bei denen beide Partner sich noch in einem Prozeß der Identitätsentwicklung befinden, das Konzept der 'konvergierenden Identität' zumindest nicht in dem Maß zur Anwendung gelangen, wie dies bei eheähnlichen Paarbeziehungen der Fall ist.

Wir gehen für den adoleszenten Entwicklungsverlauf - im Gegensatz zu langfristig bestehenden und stabilen Ich-Du-Beziehungen - davon aus, daß aufgrund der Vielfalt und Diskrepanz von Rollen, Verhaltensanforderungen etc., die an den Jugendlichen - als für diesen relativ neu - herangetragen werden, sich eine andere Form der Vereinfachung diskrepanter Erwartungen in Partnerbezügen ergibt.

Das ist insbesondere unter Zuhilfenahme des in Abschnitt 3.1. erarbeiteten Kontinuums zu präzisieren. Dieses Kontinuum beinhaltet zwei Extremformen von Bindungen (Aufgehen in dem anderen) resp. Nicht-Bindungsformen (selbstbezogener Rückzug).

Beide Extremformen zeichnen sich nun gerade dadurch aus, daß die 'als-ob-Aktionen', wie sie sich aus dem Konzept der phantom normalcy und phantom uniqueness ergeben, nicht oder nur im geringen Umfang mehr benötigt werden. Damit ist aber ein ähnlicher Effekt erzielt, wie im Falle der Reduktion von sozialer und personaler Identität bei fortgeschrittenen und stabilen

Ich-Du-Beziehungen. Mit anderen Worten: bedingt durch die Tatsache, daß sich soziale und personale Identität im jugendlichen Entwicklungsverlauf erst ausbilden müssen und damit bei Jünglingen nicht von einer ähnlichen, sondern erst allmählichen Reduktion von phantom normalcy und phantom uniqueness wie in stabilen Bezügen (z.B. Ehe) gesprochen werden kann, kann für erste (anfängliche) heterosexuelle Paarbeziehungen in der Adoleszenz davon ausgegangen werden, daß durch die Bindung nach dem Typ 'Aufgehen in dem anderen' eine ähnliche Beziehungsqualität hergestellt wird, wie beispielsweise bei einer Ehebeziehung.

Sie sind hier nur auf andere Ursachen zurückzuführen. Bei längerfristig existierenden stabilen Paarbeziehungen ergeben sie sich aus einem langen Prozeß des 'Sich-gegenseitig-Kennens' und der Existenz bestimmter gesellschaftlicher Normierungen (Vgl. 3.3.1. und 3.3.2.), während in der Adoleszenz die beiden Partner aufgrund der Komplexität neu angelegener Rollen- und Verhaltensdispositionen ihre Beziehung kurzfristig der Art idealisieren (z.B. erste große Liebe), daß ebenfalls von einer Minimierung diskrepanter Erwartungen gesprochen werden kann.

Diese Minimierung entspricht einem Rückzug in eine dyadische Sozialidylle, in der per definitionem sich die Frage nach der Reduktion diskrepanter Erwartungen gar nicht stellt, sondern einfach gelebt wird. (Vgl. zu diesem Kontext auch: Moeller, M., L., 1979).

Neben diesem Aspekt der Reduktion diskrepanter Erwartungen über den symbiotischen Bindungstyp 'Aufgehen in dem anderen' ist gleichzeitig noch auf den zweiten Extrempol des erwähnten Kontinuums hinzuweisen, nämlich den des 'selbstbezogenen Rückzugs', der sich aus dem Konzept der personalen Identität ableitet. Auch hier sind entscheidende Unterschiede zwischen einer jugendlichen Liebesbindung und einer schon seit längerer Zeit bestehenden (eheähnlichen) Beziehung zu lokalisieren. Ist bei letzterem eine Reduktion der phantom uniqueness der Beziehung quasi inhärent (da sonst eine emotional tiefe Beziehung gar nicht existieren kann), so muß für den adoleszenten

Bereich nochmals auf Habermas verwiesen werden, der von einer, für den Jugendlichen typischen Überhöhung der individuellen Einzigartigkeit ausgeht, die dem Nicht-Bindungstyp 'selbstbezogener Rückzug' entspricht.

Wie der Begriff 'Nicht-Bindungstyp' bereits signalisiert, würde dieser Bereich in dem besprochenen frühadoleszenten Paarbindungsverhalten gar nicht zur Anwendung gelangen, da er nach unserer, im Anschluß an Goffman vorgenommenen Ausarbeitung von zwei Extremtypen eben den Typ darstellt, der dadurch charakterisiert ist, daß die dem Individuum angesonnene Einzigartigkeit seiner personalen Identität von diesem vollständig übernommen wird. Individuelle Einzigartigkeit und Kontinuität wird dann nicht scheinbar (als-ob) ausgedrückt, sondern ist (pathologische) Realität.

Dieser Nicht-Bindungstyp ist nun der Art in das Modell der jugendlichen Paarsymbiose integrierbar, als die für den Frühadoleszenten typische Überhöhung der individuellen Einzigartigkeit auf den anderen mit Übertragen wird. Der andere wird als Teil seiner selbst aufgefaßt; die Beziehung wird als einzigartig im Sinn dieser oben dargestellten individuellen Überhöhung verstanden. Sie könnte in Absetzung zu dem Nicht-Bindungstyp als 'selbstbezogener Rückzug zu zweit' bezeichnet werden.

Wir haben es also auf der Ebene der personalen Identität mit einer Reduzierung der diesem Konzept eigentlich zugeschriebenen Funktionen zu tun, nämlich nicht der nur scheinbaren Übernahme einer fiktiven Einzigartigkeit, sondern der tatsächlich vollzogenen. Hier, d.h. für die ersten intensiven Paarbeziehungen von Jugendlichen ist nach dem Modell des 'selbstbezogenen Rückzugs zu zweit' von dem Aufbau einer dualistischen Sozialidylle auszugehen, die von der Überhöhung der Wichtigkeit sowohl des Gegenübers als auch der Einzigartigkeit der eigenen Person, sowie der gegenseitigen Versicherung dieser gemeinsamen Einschätzung getragen ist. 30)

Ein weiterer entscheidender Aspekt dieses symbiotischen Bindungstyps ergibt sich aus der zeitlichen Perspektive. So ist die Bindung nach dem Typ 'Aufgehen in dem anderen' bei gleichzei-

tigem 'selbstbezogenen Rückzug zu zweit' zeitlich befristet, was beispielsweise für die 'große Liebe' als durchaus typisch anzusehen ist. So kann dieser Bindungstyp als normal, d.h. als entwicklungsgerecht verstanden werden. Erst wenn er längerfristig bestehen bleibt, ist von einem pathologischen Bindungsverhältnis auszugehen, wie dies in Abschnitt 3.1. dargelegt wurde. Die Partnersymbiose bleibt bestehen und gibt damit den Weg für eine längerfristige pathologische Bindung frei.

Folgen wir unserem referierten Entwicklungsmodell (Vgl.3.2.), so ist davon auszugehen, daß nicht nur die Bindungen, die nach diesem Extremtyp eingegangen werden, eben aufgrund ihrer Irrealität wieder zerbrechen, sondern gleichzeitig jede neue Bindung auf einem höheren Niveau, d.h. die ursprünglich mangelnde Identitätsausbildung als Erfahrungswert integrierend, im Sinne einer gefestigten Identität als qualitativ reifer und balancefähiger erscheint. Folgerichtig würde sich immer weniger die Notwendigkeit ergeben, die an das Individuum gestellten diskrepanten Erwartungen über den symbiotischen Bindungstyp vorübergehend auszublenden, sondern sie als Bestandteil einer sich immer weiter ausbildenden Erwachsenenidentität zu integrieren. Damit öffnet sich gleichzeitig die Möglichkeit, soziale und personale Identität auszubilden und in zwischenmenschlich engen Beziehungen phantom normalcy und phantom uniques zu reduzieren. Nun aber nicht unter zeitlich befristeter Beziehungsstrategien, sondern über das Aushandeln der Beziehung, über den Aufbau einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion.

In der folgenden schematischen Übersicht werden unsere bisherigen Überlegungen nochmals zusammengefaßt.

	Reduktion diskrepanter Erwartungen (soziale Identität)	Tatsächliche Darstellung individueller Einzigartigkeit (personale Identität)
In ersten Paarbeziehungen:	'Aufgehen in dem Anderen'	('selbstbezogener Rückzug zu zweit')
In längerfristig bestehenden Paarbeziehungen (eheähnlich)	Anwendung von phantom normalcy ist weniger nötig als in allen anderen Beziehungsformen	Anwendung von phantom uniqueness ist weniger nötig als in allen anderen Beziehungsformen

Von entscheidender Bedeutung ist für den hier zu diskutierenden Kontext, daß nur für bestimmte Entwicklungsabschnitte einer adoleszenten Identitätsentwicklung die Form einer Bindung nach

Ist es für die erste Paarbeziehung, die nach dem Modell des 'Aufgehens in dem Anderen' bei 'selbstbezogenem Rückzug zu zweit' aufgebaut ist, geradezu charakteristisch, daß sie sich von der sozialen Umwelt separiert, da sonst dieser Beziehungstyp gar nicht realisierbar wäre, so zeichnen sich längerfristig bestehende Beziehungsformen, in denen die Exklusivität der Beziehung über die Anwendung der phantom normalcy und der phantom uniqueness zum Ausdruck kommt, dadurch aus, daß zur sozialen Umwelt ein intensives Austauschverhältnis besteht, indem die Beziehung eben nicht - wie im Fall der adoleszenten Paarbildung - als weitgehend isolierte Dyade gelebt wird, sondern aktiv in die soziale Umwelt miteingebunden verstanden wird.

Um nun diese längerfristig bestehenden Beziehungsformen noch besser präzisieren zu können, müssen wir auf die zu Anfang dieses Kapitels gemachte Einschränkung zurückkommen. Wir führten dort aus, daß emotional dichte Ich-Du-Beziehung zwar in ständiger Wechselbeziehung zur sozialen Umwelt stehen, daß wir uns aber auf diese Zweierbeziehungen beschränken, um in dieser Dyade die Identitätsbalance zwischen personaler und sozialer Identität näher präzisieren zu können. Inzwischen sind wir in unseren Überlegungen an einen Punkt angelangt, an dem diese vorübergehenden Einschränkungen aufgehoben und das soziale Umfeld der beiden Partner wieder mitthematisiert werden muß. Denn: die erarbeiteten Einschränkungen bzw. Auflösungen im Bereich der phantom normalcy und der phantom uniqueness können innerhalb der Ich-Du-Beziehung nicht realisiert werden, wenn diese Fähigkeiten nicht in allen weiteren sozialen Bezügen Anwendung finden. Das heißt: nur durch die Tatsache, daß in den Beziehungen der beiden Partner zur sozialen Umwelt phantom normalcy und phantom uniqueness als zentrale Mechanismen der Aufrechterhaltung einer Identitätsbalance eingesetzt werden, ist deren Reduktion, bzw. Nicht-Anwendung in der intensiven (eheähnlichen) Ich-Du-Beziehung möglich.

Die beiden Typen von Paarbeziehungen lassen somit auch an der

Dimension 'Kontakt zur sozialen Umwelt' differenzieren:

1. Die adoleszente Paarsymbiose lebt dyadisch, d.h. von der sozialen Umwelt radikal separiert. Sie erhält gerade durch diesen Rückzug ihre spezifische Exklusivität, da aufgrund des jugendlichen Entwicklungsstandes soziale und personale Identität noch als nicht voll ausgebildet verstanden werden müssen. Die Beziehung wird quasi nach 'innen' idealisiert und damit diskrepante Erwartungen reduziert, sowie individuelle Einzigartigkeit dyadisch praktiziert. Im Normalfall löst sich diese Paarsymbiose allerdings wieder relativ schnell auf, um einer neuen Beziehung - nach unserem Modell auf einem höheren Identitätsniveau - Platz zu machen. Diese Weiterentwicklung im Sinn einer sich allmählich herausbildenden und weiterentwickelten Balancefähigkeit ist im entscheidendem Ausmaß von interaktiven Austauschprozessen zur sozialen Umwelt geprägt, die - neben den anderweitigen Kontakten zur sozialen Umwelt während der Existenz der Paarsymbiose - vor allem zwischen der Auflösung einer Beziehung und dem Eingehen einer neuen Beziehung anzusiedeln sind. Gleichzeitig reduziert sich die Radikalität einer dyadischen Beziehungsstruktur mehr und mehr.
2. Die Paarbeziehung bei der die Partner schon auf eine relativ große Anzahl mehr oder minder kurzfristiger Beziehungen verweisen können und die ihrerseits längerfristig besteht, zeichnet sich durch einen engen interaktiven Austausch zur sozialen Umwelt aus. Dies wurde in dem hier zur Diskussion stehenden Zusammenhang vor allem mit der erfolgten Ausbildung von sozialer und personaler Identität begründet. Da soziale und personale Identität nun ausgebildet sind, kann sowohl phantom normalcy als auch phantom uniqueness reduziert werden und sich damit - folgt man unseren bisherigen Ausführungen - die für diese Beziehungsform typische Exklusivität entfalten.

Das Konzept der konvergierenden Identität kann nun abschließend zusammengefasst werden: Ausgangspunkt dieser Überlegungen war die Annahme, daß in emotional sehr dichten Zweier-Beziehungen der Stellenwert der Identitätsbalance ein gänzlich anderer ist, als in allen übrigen Beziehungsformen. Wird in diesen letzteren Beziehungsformen vom Einzelnen die Leistung des Aufrechterhaltens einer Balance zwischen sozialer und personaler Identität

gefordert, die in der Forderung gipfelt so zu sein wie alle anderen und gleichzeitig so zu sein wie keiner (Krappmann), so ist zentrales Merkmal der 'konvergierenden Identität', daß sich diese Balanceleistung vereinfacht, indem die in dem Konzept der phantom normalcy und phantom uniqueness angelegten 'als-ob-Aktionen' nicht mehr in dem Maß benötigt werden, wie in allen weiteren Beziehungsformen. Die emotional engen Zweierbeziehungen erfordern dann weit weniger individuelles Engagement bei der Aufrechterhaltung der Balance und können damit in gewissem Sinn als routinisiert bezeichnet werden.

Nach der prinzipiellen Darlegung, wie sowohl soziale, als auch personale Identität in emotional dichten zwischenmenschlichen Beziehungen aufgrund deren prinzipieller Beziehungsqualität reduziert werden können, wurde insbesondere auf das Konzept der 'konvergierenden Identität' im jugendlichen Entwicklungsverlauf eingegangen. Als Eigenart dieses adoleszenten Entwicklungsverlaufs muß von einer noch nicht völlig ausgebildeten sozialen und personalen Identität ausgegangen werden, was gleichzeitig bedeutet, daß die oben angeführte Vereinfachung der Balanceleistung noch nicht über eine Reduktion von phantom normalcy und phantom uniqueness geleistet werden kann, sondern über eine zeitlich befristete Phase, des aus dem Konzept der sozialen und personalen Identität entwickelten, Bindungstyps des 'Aufgehen in dem anderen' bei gleichzeitig symbiotischer selbstbezogener Rückzugstendenz zu zweit' erfolgt. Mit der zunehmenden Ausbildung einer individuellen Balancefähigkeit, die sich vorallem im Kontakt und Auseinandersetzung zur sozialen Umwelt entwickelt, wird zunehmend die Fähigkeit erworben, diskrepante Erwartungen und Offenbarungen der tatsächlichen Individualität in der Paarbeziehung nicht über einen von der Umwelt separierten dyadischen Bindungstyp, sondern über Aus Handlungsprozesse innerhalb der Beziehung, über eine Reduktion von phantom normalcy und phantom uniqueness zu erstellen. Diese eheähnlichen (oder Ehe-)Beziehungen müssen dann nicht nur als zeitlich längerfristige Bindungstypen, sondern gleichzeitig als aktiv in die soziale Umwelt eingebunden verstanden werden. 'Konvergierende Identität' kann also, je nach Entwicklungsverlauf und damit auch je nach Kenntnis und Vertrautheit mit dem anderen Geschlecht dichotomisch entweder als symbiotischer

Verschmelzungsprozeß ('Aufgehen in dem andern' bei jugendlichen anfänglichen Paarbeziehungen) oder als eine, über Aushandlungsprozesse vorgenommene, Reduktion von phantom normalcy und phantom uniqueness gedacht werden.³¹⁾

In Kapitel V (3.4. und 4.3.) wird auf dieses Konzept der 'konvergierenden Identität' nochmals zurückzukommen sein.

V. EIN MÖGLICHES VERLAUFSMODELL DER PARTNERWAHL JUGENDLICHER

1. EINLEITUNG

In dem folgenden Kapitel soll der Versuch unternommen werden, ein Verlaufsmodell jugendlicher Partnerwahl zu erarbeiten, indem sowohl die bislang dargestellten mikrosoziologischen Überlegungen (Kap. IV), als auch makrosoziologische Aspekte (Kap. III) wieder aufgegriffen werden. Grundsätzlicher Leitgedanke ist hierbei der, daß "im Lebenslauf jedes Individuums ... das Partnerbindungsverfahren einer entscheidenden und einschneidenden Sozialisationsphase gleich (kommt), die nur mit der zweiten soziokulturellen Geburt verglichen werden kann. Intimität, Empathie und Selbstverwirklichung sind die Leitlinien, denen Partnerwahl und -bindung auf der Inhalts- und Beziehungsebene folgen. Mit der Stabilisierung der Partnerbeziehung wird ein Teil der individuellen Biographie neu geschrieben" (Mühlfeld, C., 1982:96). Diesem Entwicklungsaspekt soll in dem Verlaufsmodell durch eine Dreiteilung in folgende Phasen Rechnung getragen werden:

1. Vor der Aufnahme einer festen Beziehung
2. Erste intensive Beziehungsaufnahme zum anderen Geschlecht
3. Fortführung der Beziehung

Diese Dreiteilung ist hier allerdings lediglich als analytische aufzufassen, da realiter die Übergänge als fließende zu verstehen sind (Vgl. hierzu näher: Schlaegel, J., 1975:218). Gleichwohl ist sie dadurch charakterisiert, daß jede Phase ein entscheidendes Stadium jugendlicher Partnerentwicklung darstellt, wobei die Erfahrungsaspekte der vorangegangenen Phase für die Bewältigung der darauffolgenden Phase als notwendige Voraussetzungen verstanden werden müssen.

Gleichzeitig ist darauf zu verweisen, daß dieses 'Verlaufsmodell' nicht als geradliniges zu interpretieren ist, da es nicht nur Ansatzpunkte für Beziehungsabbrüche angibt, sondern diese Abbrüche als notwendige Sozialisationsziele im Rahmen dieses vorehelichen Sozialisationsprozesses aufzufassen sind, da Bindungs- und Beziehungsaufbau erst erlernt werden müssen.

Dieses Sozialisationsziel ist aber nicht nur durch den Beziehungsaufbau zu nur einem gegengeschlechtlichen Partner zu erreichen, mit dem dann gleichsam alle drei Phasen durchlaufen werden, sondern es bedarf mehrerer aufeinanderfolgender Bindungsverhältnisse. Dies läßt sich insbesondere aus der Unkenntnis und der Unerfahrenheit des Jugendlichen mit dem Bereich der Kontaktaufnahme und der Kontaktfortführung belegen, da unter Umständen diese Unerfahrenheit den stabilen Beziehungsaufbau mit nur einem 'ersten' Partner verhindert. Wir können somit davon ausgehen, daß mit zunehmender Erfahrung (und einer damit verbundenen 'höheren' Phase) sich die Abbruchquote verringert.

2. PHASE I: VOR DER AUFNAHME EINER FESTEN BEZIEHUNG

Ausgangspunkt und Charakteristikum dieser Phase ist das wachsende Interesse an Sexualpartnern des anderen Geschlechts, das sich insbesondere aus dem Rückhalt einer gleich-, später auch gemischtgeschlechtlichen 'peer group' heraus artikuliert.³²⁾ In dieser Phase bilden sich noch keine festen Zweierbeziehungen ('Pärchen'), sondern ein allmähliches und noch relativ belangloses Erproben der eigenen Wirkung auf das andere Geschlecht, ein Herantasten, ein sich gegenseitig Abschätzen scheint hier charakteristisch zu sein.

2.1. THEORETISCHE GRUNDLAGE: BEDEUTUNGSVERLEIHUNG

Im 1. Kapitel dieser Arbeit (1.1.) wurde der Begriff der Bedeutungsverleihung in unserer Definition von Partnerwahl bereits insoweit integriert, als zwei gegengeschlechtliche Partner sich in einem langwierigen Prozeß des interaktiven Austausches gegenseitig Bedeutungen zuschreiben. Auf dieses Konzept kommen wir hier nochmals zurück. Wir können darüber hinaus auf die oben schon referierten Grundprämissen der Theorie der symbolischen Interaktion (IV.1.1.) Bezug nehmen und entlang der Argumentation Blumers uns dem Konzept der Bedeutungsverleihung zuwenden, um es dann auf unsere Thematik zu übertragen und zu präzisieren.

Genereller Ausgangspunkt ist hierbei, daß "wir versuchen,

andere im Hinblick auf ihre Bedeutungen für uns, auf ihre Implikationen für unsere Handlungspläne zu beurteilen" (MacCall, G., Simons, J.L., 1974:142). Diese Beurteilung im Sinne einer Bedeutungsverleihung ergibt sich aus interaktiven Verknüpfungen, einem interaktiven Prozeß, über den Bedeutungen hervorgebracht, erhalten und auch modifiziert werden." (Blumer, H., 1969:5)

Uns interessiert hierbei der interaktive Prozeß der Bedeutungsverleihung von Jugendlichen gegenüber etwa gleichalten, andersgeschlechtlichen Partnern, die als potentielle Freunde, resp. spätere Ehepartner in Betracht kommen. Der vorläufige Endpunkt in diesem Prozeß der Bedeutungsverleihung soll in der subjektiven Erkenntnis bestehen, daß dem Individuum A das Individuum B mehr als die Individuen C, D, E..., also mehr als 'alle' anderen Menschen etwas bedeutet. Dies gilt auch aus der Sichtweise von B: auch ihm bedeutet A mehr als 'alle' anderen etwas.

Wenn wir nun diesen Begriff 'bedeutet mir etwas...' verwenden, so hat dies nicht mit einer mehr oder minder originellen Wortspielerei zu tun, sondern es soll hier explizit auf die Blumersche Begriffsbildung abgestellt werden. 'Etwas bedeuten' ist als eine Bedeutungsverleihung zu verstehen, die sich auf ein Ding (Mensch) bezieht und die überlagert wird von einem abstrakten Ding (Idee, Vorstellung, Gefühl etc.). Bedeutung wird hier also im Sinne einer exklusiven Beziehung zu einem anderen Menschen verliehen und in Abhebung zu anderen Dingbezügen, die zum Teil zwar durchaus ähnliche Bedeutungsverleihungen aufweisen (z.B. Eltern, Geschwister etc.), aber qualitativ verschieden strukturiert sind, gesehen.

Dieser Einschränkung der Bedeutungsverleihung auf eine exklusive und emotional sehr enge Beziehung zweier Menschen folgend, kann in Anlehnung an die Prämissen Blumers für unsere Fragestellung nun formuliert werden:

1. Welche Bedeutung hat ein Ding (Mensch A) für ein anderes Individuum (z.B.:B)?
2. Wie wird diese Bedeutungsverleihung in der Interaktion der beiden Akteure entwickelt, verändert, stabilisiert oder wieder abgebaut?

Damit ist der Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich unsere Aussagen und Erörterungen bewegen werden.

Wir müssen nun allerdings die Blumerschen Überlegungen für unseren Kontext noch etwas näher präzisieren.

Der im Umgang mit dem anderen Geschlecht noch weitgehend unerfahrene Jugendliche wird auf ein gegengeschlechtliches Individuum aufmerksam, dem er eine spezifische Bedeutung zuschreibt. Hierbei stellt sich die Frage, wie sich der Jugendliche A auf B aufmerksam machen kann, wie A dem B Bedeutung verleihen kann.

Wir können uns hier auf G.H. Mead beziehen. Durch die Ausbildung eines 'generalized other' (game) (Vgl. Kap.IV.1.2.) ist die Identität des Individuums so weit entwickelt, daß dieses die individuellen Haltungen der anderen in die organisierte gesellschaftliche oder Gruppenhaltung hereinnimmt. (Mead,G.H., 1967:158) Mead spricht in diesem Zusammenhang das Diktum des Attitüdenwechsels an ("taking the role of the other" - Ebd.:160 f.) das nicht nur die Voraussetzungen zu einem intersubjektiven Dialog von Mensch zu Mensch schafft, sondern gleichzeitig - und darauf kommt es uns vorallem an - einen intraindividuellen Dialog ermöglicht. Das sozialisierte Individuum kann dies nur, indem es Gesellschaft in sich aufgenommen hat, indem es neben dem 'I' auch ein 'me' (Vgl.Ebd.: 173 ff.) ausgebildet hat, indem es sich aus der Perspektive der anderen sehen kann und aus dieser Grundlage heraus imstande ist, mit sich selbst zu interagieren und damit die eigene Situation zu analysieren und die Konsequenzen der Handlung abzuschätzen. Mead konnte hierbei auf Ch.H. Cooley (1972:213 ff.) zurückgreifen, der das Modell des Spiegel selbst entwickelte, indem er davon ausging, "daß der Mensch als soziales Wesen über sich selbst nur aus der Perspektive einer Gruppe und über die Gruppe nur aus der Perspektive seines Individualbewußtseins nachdenken kann" (Helle,H.J., 1977:55).

Somit wird über diese Fähigkeit des Individuums, mit sich selbst in einen intraindividuellen Dialog eintreten zu können, Bedeutung verliehen. Bedeutung konstituiert sich also in dem (mit sich selbst handelnden) Akteur. "The actor selects,

checks, suspends, regrops and transforms the meanings in the light of the situation in which he is placed..." (Blumer, H., 1969:5)

Entscheidend scheint, daß "das Erreichen einer persönlichen Beziehung...in erster Instanz zu tun (hat) mit der Bedeutung, die man gegenseitig füreinander hat" (Straver, C.J., 1981:468).

Der intraindividuelle Dialog zeichnet sich nicht nur durch eine prinzipielle Unverbindlichkeit gegenüber anderen Akteuren aus (und entspricht eher einer gedanklichen Beschäftigung, wie es wäre, wenn..) sondern er ist eben auch getragen von einer relativen Unkenntnis gegenüber den Verhaltensweisen des anderen Geschlechts sowie dem Prozeß einer Kontaktaufnahme und Kontaktfortführung. Mit konstitutiv für diesen intraindividuellen Dialog ist - so unsere Vermutung - das Medium der Phantasie. Wir können uns hierbei auf Anselm Strauss berufen, der ein ganzes Kapitel seines Buchs 'Mirrors and Masks' dem Problem der 'Phantasie und Interaktion' gewidmet hat. Strauss weist hierbei auf die enge Verbindung von Phantasie und Interaktion hin. Nicht nur, daß Interaktion Phantasie beeinflusst und, wenn auch peripher, Interaktion ständig begleitet, sondern sie ist auch im Rahmen der Antizipation einer Interaktion von zentraler Bedeutung:

Strauss betont ausdrücklich, daß Phantasie dazu dienen kann, "to play out an internal drama" (Ebd.:64). Sie hat damit interaktionsvorbereitenden Charakter: Hier kann der 'Ernstfall' geprobt werden, hier kann auf Klischees zurückgegriffen werden und hier kann schließlich - ist der Kontakt ersteinmal eingeleitet - das durchgespielt werden, was in der konkreten Situation man sich nicht zu sagen getraut. (wie z.B. 'Ich liebe Dich.. etc.) So kommt der Phantasie eindeutig entlastende Funktion (Ventilfunktion) zu. (Vgl. Schlaegel, J., 1975:206)

Eine ähnliche Funktion wie die der Phantasie kommt auch der Zuhilfenahme von sog. 'motivationalen Konzepten' zu. Auch hier handelt es sich um eine spezifische Möglichkeit die Bedeutungsverleihung im Rahmen eines intraindividuellen Dialogs zu vollziehen, indem den (in unserem Fall 'gedachten') Anderen Motive für bestimmte Handlungsweisen zugeschrieben werden. Hier hat sich ebenfalls A. Strauss zu Wort gemeldet und die-

ses Konzept im Umfeld von problematischen und mehrdeutigen Situationen entwickelt (Ebd.:48 ff.) In diesen Situationen - so Strauss - können motivationale Einschätzungen zum Zuge kommen, um Kontinuität im Handeln zu sichern, indem dem anderen bestimmte Motive für seine , mehrdeutige Handlung unterstellt werden. Dabei ist es gleich, ob diese Motivzuschreibung richtig oder falsch ist, entscheidend ist lediglich, daß die Handlungssequenz weitergeführt werden kann. Dieses Konzept kann auch auf unsere Überlegungen bezogen werden, indem in der Kommunikation mit sich selbst dem anderen Geschlechtspartner bestimmte Motive unterstellt werden. Entscheidend scheint vorallem, daß diese zu unterstellenden Motive (wie z.B. der (gedachte) andere findet mich auch attraktiv, liebt mich auch etc.) im intraindividuellen Dialog ebenfalls auf gedachter Ebene verhaltensbestimmend wirken, ja diese gedankliche Vorwegnahme die Interaktionssituation überhaupt erst ermöglicht.

Nun verkompliziert sich dieser bislang referierte Vorgang der Bedeutungsverleihung noch insofern als wir davon ausgehen müssen, daß es sich um die biographisch erstmalig stattfindende Hinwendung zum anderen Geschlecht mit der Intention einer Ehepartnerwahl handelt. Es stellt sich somit die Frage, auf welche Erfahrungen und Informationen zurückgegriffen werden kann, um in den intraindividuellen Dialog eintreten zu können, da der Akteur auf keine konkreten Erfahrungen in diesem Gebiet verfügt. Wir stehen hier vor dem Problem, Bedeutungen benennen zu müssen, die in der Realität noch nicht ausgebildet sein können.

Herbert Blumer führt in seiner dritten Prämisse aus, daß Bedeutungen nicht urwüchsig vorhanden sind, daß sie nicht als " the objective make-up of the thing" (Blumer, H., 1969:5) zu verstehen sind, sondern im Rahmen eines Kommunikationsprozesses mit sich selbst erst gehandhabt, erlernt werden müssen. Doch welche Voraussetzungen müssen für diesen Prozeß gegeben sein? Wir beschäftigen uns damit in dem darauffolgenden Kapitel.

2.2. DIE EINFLUßNAHME VERSCHIEDENER SOZIALISATIONSAGEN- TUREN AUF DIE BEDEUTUNGSVERLEIHUNG GEGENÜBER DEM ANDEREN GESCHLECHT

Bei der Frage auf welche Inhalte der Jugendliche sich bei der, über einen intraindividuellen Dialog ablaufenden Bedeutungsverleihung gegenüber dem anderen Geschlecht stützt und zurückgreifen können wir bereits erarbeitetes Material heranziehen. wir formulieren hierbei die Hypothese, daß bei einer Bedeutungsverleihung, die durch eine mangelnde und ungenügende Kenntnis derjenigen charakterisiert ist, in Bezug auf die Bedeutung verliehen wird und zu denen keine interaktiven Kontakte bestehen, über die sich Bedeutung konstituieren könnte, auf die bislang internalisierten, aber auch neu sich herausbildenden und weiter modifizierten Wertmuster zurückgegriffen wird. Mit anderen Worten: der Jugendliche, der dem ihm noch weitgehend unbekannten und teilweise durchaus rätselhaften anderen Geschlecht gegenüber Bedeutung verleiht, wird dabei auf ihm bis dahin unbekannte Kenntnisse über das andere Geschlecht, über Kontaktaufnahme und Kontaktfortführung etc. zurückgreifen. Diese Kenntnisse wollen wir im Kontext von Werthaltungen näher betrachten, nämlich den bislang ausgebildeten Vorstellungen und Werten, die im Umkreis Geschlechtsrolle, also Geschlechtsrollenleitbild und Geschlechtsrollenstereotype, Bewertungen des anderen Geschlechts etc. angesiedelt sind. Diese auf Geschlechtsrollen bezogenen Wertstrukturen sind vorallem von den folgenden drei Sozialisationsinstanzen vermittelt:

1. Massenmedien
2. Gleichaltrigengruppe
3. Herkunftsfamilie

Wir wenden uns nun diesen drei Bereichen im einzelnen zu.

2.2.1. MASSENMEDIENTEN

Daß von den Massenmedien auf den Jugendlichen Sozialisationswirkungen in relativ entscheidendem Maße ausgehen, dürfte in der wissenschaftlichen Diskussion als weitgehend unstrittig betrachtet werden. (Vgl. neben vielen anderen: Kreutz, H., 1974: 194 ; Pohl, E.H., 1975:35)

Daneben wird den Massenmedien die Funktion zugeschrieben, einseitige Einflüsse anderer Sozialisationsbereiche korrigierend zu beeinflussen (Vgl. Schiffer, J., 1972: 108) oder die große Bedeutung der Massenmedien für den Jugendlichen darin gesehen, daß sie das Informationsmonopol der Erwachsenen in Familie, Nachbarschaft und Schule durchbrechen. (Vgl. Blancpain, R., u.a., 1974:30)

Gleichzeitig erscheinen in diesem Bereich gewisse Differenzierungen unabdingbar zu sein, die insbesondere die Dimension Alter, Geschlecht, aber auch die Medienart thematisieren.

Obwohl wir uns bewußt sind, daß die Bearbeitung dieses Gebiets eine intensive, vorallem kommunikationswissenschaftliche Betrachtung voraussetzt, die wir in dem Maß hier nicht leisten können, werden wir uns im Folgenden nur relativ kurz zwei Medien zuwenden, die uns für die hier zu behandelnde Thematik besonders relevant erscheinen: zum einen dem Fernsehen und zum anderen Jugendzeitschriften.

2.2.1.1. FERNSEHEN

Im Bereich des Mediums Fernsehen ist eine weitere Differenzierung vorzunehmen, nämlich inwieweit der Jugendliche im Rahmen der familialen Aktivitäten fernsieht oder inwieweit er bewußt auf Jugendsendungen zurückgreift. Dieser Differenzierung wird allerdings in vielen Arbeiten nicht entsprochen so daß die ermittelten Ergebnisse nur vage Anhaltspunkte liefern können.

In einer österreichischen Untersuchung geben 74,0 % der befragten Jugendlichen (71,9 % männlich, 74,0% weiblich) an, daß sie ihre Freizeit mit Fernsehen verbringen. (Landesjugendref. d.Burgenlandes, 1978:40) Nach einer Untersuchung von Kübler werden in der Altersgruppe von 14 - 24 Jahren 45 % der zur Verfügung stehenden Freizeit für Mediennutzung investiert. Hierbei entfallen 55 % auf Fernsehen. (Kübler, H.D., 1978:33, Vgl.auch: Horn, I., 1979:62)³³⁾ Fragt man nach der als wünschenswert angesehenen Nutzung, so ergibt sich ein völlig anderes Bild. Nur 8,3 % votieren für das Fernsehen als Freizeitak-

tivität. (Landesjugendref. d. Burgenlandes, 1978:40) Hier wird sehr eindringlich auf die geringe Popularität dieses Mediums Bezug genommen. ³⁴⁾

Betrachtet man die Themenpräferenz für spezielle Jugendsendungen, dann ergibt sich folgendes Bild:

Tab. 14: Themenpräferenz von Jugendsendungen nach Alter und Geschlecht

Diese Themen findet man so interessant, daß man sie 'bestimmt ansehen' würde	Gesamt n	9 - 10 Jahre	11 - 13 Jahre	14 - 15 Jahre	Jungen	Mädchen
• Popmusik	52	32	54	65	51	53
• Alles über Haustiere	44	64	48	22	37	52
• Schlager	42	44	45	35	36	48
• Berufe vorstellen	39	23	25	58	40	39
• Böhe des Taschengeldes	38	32	39	39	38	37
• Schwierigkeiten mit Lehrern	35	29	33	41	34	35
• Wie man neue Freunde(innen) gewinnt	31	31	32	30	28	34
• Spielvorschläge für Regentage	31	50	33	12	28	33
• Wie man mit den Eltern besser auskommt	30	25	29	34	26	34
• Jugendl. im Gespräch mit Sportlern	30	26	31	30	40	18
• Tip:Fahrradrepara.	25	29	28	18	35	14
• Jugendliche anderer Länder	24	22	25	26	21	27
• Neue Abendteuerbücher	24	30	28	14	24	25
• Was Jgdl. gegen Umweltverschm. beitragen können	20	17	20	24	21	20

(Born, I., 1979:63)

Diese Präferenzenliste ist insofern von Interesse, als sich hier eine deutliche Tendenz ausmachen läßt, welchen Stellenwert dem Medium Fernsehen im Rahmen der uns hier interessierenden Problematik zukommt. So scheint in erster Linie das Fernsehen das Medium zu sein, das Unterhaltungsbedürfnisse befriedigt und erst an zweiter Stelle informative Beiträge anbieten soll. (z.B. "Wie gewinnt man eine(n) neue(n) Freund(in)?") So ist aus der Erkenntnis, daß "...die unterhaltenden Jugendprogramme stets höhere Nutzungswerte, als die informativen (Horn, I., 1976:38) aufweisen, der Schluß zu ziehen, daß das Fernsehen offensichtlich nicht das Medium ist, über das der Jugendliche sich Wissensbestände aneignet, die in unserem hier zu diskutierenden Sinn auf das andere Geschlecht bezogen sind. Dies kann insbesondere mit der Rezeptionswirkung des

Fernsehens begründet werden. Nachdem nur 4 % der 12 jährigen und 9 % der 15 jährigen über ein eigenes Fernsehgerät verfügen (Vgl. Syer, V., 1980:48) ist die Nutzung des Fernsehens eng in den familieninternen Rahmen eingebunden. Dies hat zum einen die Konsequenz, daß die Fernsehgewohnheiten in hohem Maß durch die familialen Fernsehnutzungsmuster geprägt sind und zum anderen eine weitgehende elterliche Kontrollmöglichkeit gegeben ist. So geben z.B. 40 % der Jugendlichen zwischen 9 und 15 Jahren an, daß sie ihre Eltern um Erlaubnis bitten müssen, fernsehen zu dürfen. (Vgl. Horn, J., 1979:61) Gleichzeitig bedarf die Mediennutzung durch die Gesamtfamilie der gegenseitigen Abstimmung, wobei die jugendlichen Zuschauer ihre Wünsche (z.B. Jugendsendungen) nicht immer realisieren dürften, so daß, trotz der vielfach festgestellten Egalisierung der Familienbeziehungen, die Programmauswahl in der Regel nicht nach den Wünschen der jugendlichen Familienmitglieder vollzogen wird" (Huether, J., 1975:113). Weiter zu berücksichtigen ist noch, daß u.a. auch aufgrund der spezifischen Situation des Jugendlichen in der Adoleszenz die Tendenz besteht, sein Informationsbedürfnis nicht in der 'familialen Öffentlichkeit' zu befriedigen, zumal es sich ohnehin um Informationen handelt, die sich durch privateren Charakter auszeichnen. (z.B. Sexualität, Beziehungsprobleme etc.)

Mit anderen Worten: Allein aufgrund der äußeren Bedingungen bei der Rezeption dieses Mediums, scheint eine Informationsvermittlung zu Fragen der Annäherung zum anderen Geschlecht über das Fernsehen nicht stattzufinden. Gleichzeitig reduziert sich mit zunehmender Ablösung von der Herkunftsfamilie das Interesse an diesem Medium merklich zu Gunsten einer fortschreitenden außerfamilialen Orientierung, so daß auch unter diesem Aspekt betrachtet, das Fernsehen als relativ ungeeignetes Instrument erscheint, jugendespezifische Informationsdefizite zu kompensieren.

Wenn auch auf dem Gebiet der explizit jugendspezifischen Informationsvermittlung dem Medium Fernsehen ein eher peripherer Stellenwert zukommt, so greift es - im Rahmen der allgemeinen Fernsehrezeption des Jugendlichen - doch entscheidend in Sozialisationsprozesse insofern ein, als unterschwellig Leitbilder offeriert werden, die geschlechtstypisches Ver-

halten mit beinhalten. So betrachtet vermittelt das Fernsehen also durchaus Vorstellungsgehalte über geschlechtsspezifische Inhalte, die in die oben beschriebene Bedeutungsverleihung des Jugendlichen gegenüber dem anderen Geschlecht miteinfließen können. So muß davon ausgegangen werden, daß sowohl das Fernsehen als auch der Film, eine deutliche Einflußnahme auf die Gestaltung des Weltbildes, der Lebensvorstellungen und der Lebensstile, aber auch der Lebensbewältigung ausübt (Vgl. Riedl, K., 1966:36 f.) was sich insbesondere beim Jugendlichen bis zur Änderung und Anpassung hinsichtlich Einrichtung, Kleidung und Verhalten im zwischenmenschlichen Bereich (Gestik, Mimik, Art des Sprechens etc.) niederschlagen kann. "Das Medium Film liefert so auch Vorlagen für den Stil menschlicher Begegnungen, vorallem mit dem anderen Geschlecht (Art zu küssen, Art der gewechselten Worte und das kavaliermäßige Benehmen)" (Keilhacker, M., Wasen, E., 1965:35).

Daneben erfolgt über den Bereich des Fernsehens und des Films eine oft intensive Identifikation mit Idolen und Stars (Vgl. Höhne, E., 1967:333). Diese Identifikation vollzieht sich meist in der Form des Schwärmens und wird prinzipiell ermöglicht durch eine bewußte Veralltäglicung des Stars von seiten der Medien. Da wir jedoch im Bereich der Jugendzeitschriften auf diesen Aspekt noch ausführlicher zu sprechen kommen werden, sei dieser Punkt hier nicht weiter ausgeführt, sondern allenfalls darauf verwiesen, daß auch gerade diese Identifikationsleistung - insbesondere im Bereich geschlechtsspezifischer Aspekte - für die jugendliche Bedeutungsverleihung von entscheidender Relevanz sein kann.

2.2.1.2. JUGENDZEITSCHRIFTEN (DIE ZEITSCHRIFT 'BRAVO')

Im Bereich der Jugendpresse sind, was die geschlechtsspezifische Einflußnahme in Form von Leitbildern anbetrifft, ähnliche Funktionen wie im Medium Fernsehen und Film festzustellen, da geschlechtsspezifische Orientierungsmuster vermittelt werden.

Hinsichtlich des Bereichs der partnerzentrierten Informationsvermittlung kommt den Jugendzeitschriften allerdings größere Bedeutung zu als dem Fernsehen. Dies ist vorallem damit zu belegen

daß die Lektüre unter Ausschluß der 'familialen Öffentlichkeit' vollzogen werden kann: Entweder im Rückzugsbereich des eigenen Zimmers oder im Rahmen von außerfamilialen Aktivitäten.

Für unsere folgenden Erörterungen werden wir aus der Vielfalt der Presserzeugnisse die Zeitschrift 'Bravo' heranziehen. Diese Einengung erscheint uns insofern gerechtfertigt, als 'Bravo' seit 20 Jahren (die erste Nummer erschien am 26.8.1956) die³⁵⁾ auflagenstärkste Jugendzeitschrift in der Bundesrepublik ist.

In Bezug auf die Altersverteilung der 'Bravo'-Leser ist davon auszugehen, daß 'Bravo' insbesondere von der Altersgruppe der 12-14 jährigen (Knoll, J.H., u.a., 1978 A:5, Braun, J., 178:119) besonders intensiv rezipiert wird, also in etwa genau auf die Alterstufe, die uns für diese Phase relevant erscheint, zugeschnitten ist.

Bei einer inhaltlichen Analyse³⁶⁾ der Zeitschrift fällt auf, daß sie neben einem breiten unterhaltenden Teil der Erörterung jugendspezifischer Probleme einen breiten Raum widmet, wobei es sich insbesondere um Bereiche handelt, die im Zusammenhang mit der gegengeschlechtlichen Begegnung anzusiedeln sind. Zentral hierbei ist der Begriff der "Lebenshilfe" in Form einer fest etablierten Abteilung, die sich mit Leserbriefen von Jugendlichen zu diesem Thema auseinandersetzt, sowie diversen Aufklärungsserien. (Vgl. Kottira, F., 1980:495)

Wir wollen nun näher der Frage nachgehen, in welcher Weise 'Bravo' das Geschlechtsrollenverständnis (mit)beeinflußt, das zumindest zum Teil - so ja unsere Vermutung - die jugendliche Bedeutungsverleihung dem anderen Geschlecht gegenüber mittangiert.

'Bravo' propagiert in zweierlei Hinsicht Leitbilder. Zum einen wird der jugendliche Konsument mit der Welt des 'Showbusiness' konfrontiert, zum anderen wird ein Leitbild im Sinn von geschlechtsspezifischen Verhaltensstandards angeboten.

Dem Jugendlichen werden die je aktuellen Stars so präsentiert, daß er seine eigenen Probleme darin wiederfindet (Braun, J., 1979:77; Vgl. auch: Baake, D., 1968:158 ff.; Zoll, R., Henning, E., 1970:244; Beha, E., Broder, H.M., 1973:71) Erst über diese Veralltäglic-
hung wird der Star greifbar, erst darüber können Identifikationen auf-
gebaut und damit auch Bedingungen mitinitiiert werden, die - was z.B.
geschlechtsspezifische Relevanz besitzt - auch in Bedeutungsverleihungen
dem anderen Geschlecht gegenüber zum Tragen kommen können. Gleichzeit-
ig wird ein Leitbild der Erfolgsorientiertheit ('Man kann es zu etwas bringen') propagiert, das überdeckt
ist von einer Vielzahl geschlechtstypischer Variablen, die dem eher tradi-
tionalen Geschlechtsrollenverständnis folgen.

Darüberhinaus ist darauf hinzuweisen, daß mittels des zur Ver-
fügung stellens von Identifikationsangeboten aus der 'erfolg-
reichen' Erwachsenenwelt jugendliche Unsicherheit und Ambi-
valenz, wenn auch nur kurzfristig und realitätsinadäquat
reduziert wird.

Wurde über diese Möglichkeit der Identifikation mit den ein-
schlägigen Größen der Popmusik das Leitbild des Erfolgreichen
und Leistungsorientierten propagiert, so bezieht sich ein
weiteres in 'Bravo' vertretenes Leitbild relativ eindeutig
auf geschlechtsspezifische Verhaltensstandards. Dies kann
am deutlichsten in den Bereichen herausgearbeitet werden,
in denen die heterosexuelle Geschlechterbegegnung thematisiert
wird. So wird beispielsweise ein jugendliches Leitbild ver-
treten, wie ein Junge (oder ein Mädchen) heute aussehen muß,
um Kontakt zu finden. Dies beginnt bei Tips, was man zu
welchen Gelegenheiten anzieht und endet mit dem Rat ein
Mundwassser zu benutzen, denn: "Vielleicht läuft Dir eine
Gelegenheit zum Küssen über den Weg" (Richter, R., 1970:83).
Propagiert wird der flotte, smarte Junge (resp. Mädchen),
der sich zu benehmen weiß, der sich anpaßt und für den Er-
folg als alleiniges Motivationskriterium genügt.

An zwei kurzen Textpassagen soll das von 'Bravo' propagierte
Geschlechtsrollenleitbild kurz noch näher verdeutlicht werden.

Zuerst: Anbändeln im Schulhof unternimmt man am besten zu-
sammen mit einem Freund...

"Versucht ein Gespräch in Gang zu bringen, neckt ein bißchen - ohne grob oder beleidigend zu werden...und das Mädchen wird sich wahrscheinlich durch eure Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlen. Ist das Eis erstmal gebrochen, kannst Du bestimmt auch mal alleine mit ihr reden. Es ist durchaus nicht altmodisch, dem geliebten Mädchen ab und zu ein paar Blumen zu schenken... Sei Beschützer, wenn sie Schutz braucht, sei großmütig, wenn sie etwas falsch gemacht hat. Tröste sie, wenn sie untröstlich ist - auf jeden Fall, flirte nicht in ihrer Nähe mit anderen. Lobe nicht die Vorzüge anderer Mädchen, wenn Du weißt ihr fehlen sie... Einschmeicheln, das darfst Du ruhig tun. Jedes Mädchen ist ein wenig eitel und hört Schmeicheleien gern. ...Ritterlichkeit ist die Tugend der Liebhaber...(sie) bleibt immer modern" (Ebd.:86).

Dem entspricht das von 'Bravo' gezeichnete Bild der Frau. So wird in einem Beitrag "Das 1x1 der Zärtlichkeit"dem Mädchen geraten, die Schwächere, Anlehnsbedürftige, Zarte zu betonen.

"Mach Dich niemals lustig über ihn! Bringe nicht in ihn ein, wenn er Kummer hat und seine Sorgen für sich behalten möchte. Geize nicht mit zärtlichen Blicken, Gesten und Worten - aber sei nicht gekränkt, wenn er sie übersieht. Bringe ihn niemals in peinliche Situationen. In Gegenwart von Freunden mag er Dir vielleicht nicht zeigen, wie gern er Dich hat. Es wäre ihm unangenehm, denn er fürchtet ihren Spott. Richtiger ist es, Du wartest ab, bis er Dir eines Tages sagt, was er für Dich empfindet... Gib Dich interessant, unterhaltsam und anziehend, dabei ganz leicht unterkühlt. Dann muß er merken, daß Du nicht ein Mädchen, wie alle anderen bist.... Du findest viel eher Anschluß, wenn Du das Getriebe am Rande mitmachst ... lächle hilflos" (Ebd.:87).

Wenn diese beiden Textpassagen vielleicht nicht unbedingt repräsentativ für den Stil der Zeitschrift sind und somit eventuelle Extrempositionen markieren, so zeigen sie doch den Trend des in 'Bravo' vertretenen Geschlechtsrollenleitbildes auf. Ein Leitbild, das in fast überzeichneter Weise den von uns dargestellten Typ der komplementären Geschlechtsrollenauffassung in vielen Punkten nahekommt, eine eindeutige geschlechtsspezifische Rollenfixierung, die Zuständigkeiten und Kompetenzen der beiden Partner wertmäßig absichert.

Dieses Rollenverständnis kommt auch in der Beantwortung von Leserbriefen³⁷⁾ und in diversen Aufklärungsserien zum Tragen (Vgl.: Neisser, H.P., 1975:15 ff.; Braun, J., 1978:119 ff.)

Letztere liefern dem Jugendlichen vorallem Norm- und Orientierungsvorgaben und können - im Vergleich zu herkunftsfamilialen Orientierungen - Anlaß zu massiven Wertkonflikten sein.

2.2.1.3. ZUSAMMENFASSUNG UND FOLGERUNGEN

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war, daß aufgrund mangelnder

Kenntnis des anderen Geschlechts (in seiner Eigenschaft als potentieller Sexual- und Ehepartner) eine Bedeutungsverleihung stattfindet deren Inhalte u.a. auch aus dem Bereich der Massenmedien geprägt werden.

Hierbei wurde zwischen Einflußnahmen differenziert, die eine eher allgemeine Beeinflussung hinsichtlich der Darstellung und Präsentation des anderen Geschlechts beinhalten und einer Beeinflussung, die sich auf die vermittelten Inhalte und Wissenstrukturen, die im weiteren oder engeren Sinn im Zusammenhang mit der Beziehungsaufnahme zum anderen Geschlecht stehen, befaßt. Beide Bereiche sind mit einer weitgehenden Sexualisierung der Öffentlichkeit verbunden.

Gleichzeitig werden über diesen Einflußbereich u.a. Wertstrukturen der Attraktivität festgelegt, also Werte einer Partnerbeurteilung und evtl. auch Partnerselektion vermittelt, die den wohlproportionierten Körper favorisieren.

Trifft nun für den Bereich des Fernsehens der Aspekt einer allgemeinen geschlechtsspezifischen Beeinflussung durchaus zu und ist aufgrund der noch relativ hohen Sehfrequenz der Frühadoleszenten von nicht zu unterschätzender Bedeutung, so scheinen die Funktionen der Informations- und Wissensvermittlung (z.B. in speziellen Jugendsendungen) von geringerer Relevanz zu sein. Wir führten dies vor allem auf die familiäre Einbindung der Fernsehrezeption zurück, die einerseits den jugendlichen Ablösungsbestrebungen zuwider läuft, andererseits den zu vermittelnden Inhalten eher den Charakter des Intimen und Privaten verleiht, der nicht oder nur zum Teil im Bereich der Familie abgehandelt werden soll.

Hier erfüllt die Jugendzeitschrift viel spezifischere Funktionen. Ihre Rezeption erfolgt weitgehend abgeschieden und separiert von der familialen Öffentlichkeit. Gleichzeitig offeriert - zumindest die hier besprochene Zeitschrift 'Bravo' - eindeutig Geschlechtsrollenleitbilder und vermittelt jugendrelevante Informationen in dem hier angesprochenen Sinn, so daß wir unsere Folgerungen weitgehend an diesem Medium jugendlicher Einflußnahme entwickeln wollen. Allerdings muß auch hier noch klärend angemerkt werden, daß wir nicht von einer 'platten',

d.h. weitgehend vollständigen Übertragung der massenmedial vermittelten Einflüsse und Inhalte ausgehen, sondern uns bewußt sind, daß Jugendliche oft kritikfähig gegenüber ihrer Zeitschrift sind und die dort vermittelten Inhalte nicht unbedingt unreflektiert übernehmen müssen.

In einem ersten Zwischenresümee können wir vorerst festhalten, daß auf dem Gebiet der jugendrelevanten Informationsvermittlung insbesondere der Zeitschrift 'Bravo' eine zentrale Stellung zukommt, während wir uns hinsichtlich des Bereichs der Vermittlung geschlechtsspezifischer Merkmale Henrik Kreutz anschließen können, der ausführt: "Für die heterosexuellen Beziehungen der Jugendlichen und die Wahl eines Freundes bzw. einer Freundin ist der von den Massenmedien geprägte Geschmack von größter Bedeutung. Auch die Vorstellungen darüber, was in dieser Hinsicht 'normal' ist (Leit- und Orientierungsfunktionen - Anm. d. Verf.) werden zunehmend den Massenmedien entnommen" (Kreutz, H., 1974:195. Vgl. auch: Becker, W., 1968:69; Braun, J., 1978:119)

Eine differenziertere Betrachtung muß neben diesen etwas 'grobmaschig' geratenen Äußerungen hier sicherlich sowohl den schon angesprochenen Aspekt der 'Tiefenbindung' zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern berücksichtigen (Vgl. III.1.4.), als auch nach der spezifischen Disposition eines Jugendlichen (z.B. jugendspezifische Ambivalenzen - Vgl. I.2.) und der elterlichen Kompetenz in diesem Bereich fragen.

Ein entscheidender Aspekt ergibt sich jedoch noch aus der Analyse einer massenmedialen Einflußnahme auf den Jugendlichen. Wir vermuten, daß durch die Rezeption der in den Massenmedien propagierten Leitbildern die Tendenz besteht, Bedeutungsverleihungen hinsichtlich des anderen Geschlechts vorzunehmen, die dem in Kapitel III entwickelten Idealtyp des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes sehr nahe kommen. Wir haben in diesem Zusammenhang bereits auf die in 'Bravo' vertretenen geschlechtsspezifischen Rollenverteilungen hingewiesen und können unsere Vermutung anhand weiteren Materials nochmals verdeutlichen. Ein wichtiger Hinweis scheint bereits in der Analyse des Leserpublikums zu liegen. So kommen verschiedene Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß 'Bravo' insbesondere von

Jugendlichen gelesen wird, die eher der Unterschicht zuzurechnen sind (Vgl. z.B.: Richter, R., 1970:80, Hornstein, W., 1975:194, Knoll, J.H., 1978 A:5, Stefen, R., 1978:156 f.)³⁸⁾

Auch in der Untersuchung von J. Braun (1978:125) wird hervorgehoben, daß Jugendliche mit niedrigem Ausbildungsniveau nicht nur die Zeitschrift 'Bravo' vermehrt lesen, als Jugendliche mit höherem Ausbildungsniveau, sondern darüber hinaus auch weniger in der Lage sind, ihre Probleme mit Eltern, resp. Lehrern zu besprechen. Damit kann zum einen nochmals auf die enorme Bedeutung von 'Bravo' hinsichtlich der Beantwortung von Norm- und Orientierungsfragen hingewiesen, zum anderen aber auch an unsere in Kapitel III entwickelten Überlegungen angeknüpft werden: Je weniger mit Erwachsenen (Eltern/Lehrer etc.) über jugendspezifische Problembereiche diskutiert, d.h. verschiedene Standpunkte ausgehandelt werden können und je mehr dieses Defizit durch die Rezeption der weitgehenden Schablonisierung im Sinne des in 'Bravo' vertretenen Geschlechterrollenleitbildes ersetzt wird, desto eher scheint die Möglichkeit gegeben, nicht über Geschlechterrollenleitbilder selbst reflexiv zu werden, sondern dem Typ des komplementären Geschlechterrollenleitbildes weitgehend kritiklos zu folgen, da dies - qua Tradierung - eine höhere Sozialverbindlichkeit aufweist, als beispielsweise der egalitäre Typ.³⁹⁾

Auch Ergebnisse zur geschlechtsspezifischen Differenzierung bei Bravo-Rezipienten können unsere Vermutung weiter erhärten. Abgesehen davon, daß Zeitschriften auffallend häufiger von weiblichen Jugendlichen gelesen werden (Vgl. Horn, I. 1976:23) und daß auch bei 'Bravo' die weiblichen Leser eindeutig dominieren (Lierhaus, M., 1973:12), sind es auch wiederum (zu 2/3) die Mädchen, die sich in Form von Leserbriefen an Dr. Sommer wenden. (Baake, D., 1968:162) Auch dieser Sachverhalt kann als Hinweis für die Orientierung einer Leserschaft, die dem komplementären Typ verpflichtet ist, gewertet werden, indem auf Wertorientierungen verwiesen werden kann, die mit diesem Typ der Geschlechterrollenorientierung kompatibel sind: Jungen sind selbstständiger und selbstbewußter und bedürfen weit weniger vertrauensvoller Ratgeber, während Mädchen hilfsbedürftiger und unsicherer sind, folgerichtig überproportional häufiger sich auf dieses Informationsmaterial stützen.

Welche ersten Konsequenzen lassen sich nun daraus für unser theoretisches Konzept ableiten?

Wir hatten in Kapitel III den Typ des egalitären und des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes herausgearbeitet und beide über die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Teilkultur definiert. Im Hinblick auf die massenmediale Beeinflussung von Jugendlichen läßt sich nun präzisieren, daß das in der Zeitschrift 'Bravo' offerierte Geschlechtsrollenleitbild von einer relativ starren Vorstrukturiertheit der Geschlechtsrollen ausgeht, d.h. es wird in eklatanter Weise eine Geschlechtsrollenkomplementarität vertreten. Eine Reflexion über geschlechtsspezifische Rollenverteilung, die evtl. einen gewissen Wandel dieser Rollenaufteilung einleiten würde, wird unterbunden. Diese Tendenz ist auch in der jüngsten Untersuchung von W. Hornstein (1983) nochmals deutlich bestätigt worden.

Somit ließe sich die Vermutung formulieren, daß diejenigen Jugendlichen, die intensive Rezipienten von 'Bravo' sind, in ihren Bedeutungsverleihungen dem anderen Geschlecht gegenüber von einer Verhaltenssicherheit induzierenden Geschlechtsrollenleitbild, das dem komplementären Typ nahesteht, ausgehen. Darüberhinaus haben wir in Kapitel III darauf hingewiesen, daß die Favorisierung dieses komplementären Typs eng korrespondiert mit der Länge (und damit auch der Qualität) der Ausbildung. Auch hier erscheinen durchaus Parallelen zu bestehen. Wir wiesen oben bereits daraufhin, daß mit sinkendem Ausbildungsniveau die Zeitschriftenlektüre zunimmt.

Generell kann also davon ausgegangen werden, daß die Nutzung und Rezeption von Massenmedien das Geschlechtsrollenverständnis der Jugendlichen entscheidend mitprägt und gleichzeitig - insbesondere im Bereich des komplementären Typs einen teilkulturellen Kreislaufprozeß der Art involviert, als die Möglichkeiten, aus der herkunftsfamilial bestimmten Teilkultur auszubrechen, weitgehend unterbunden wird. Je differenzierter die dargebotenen Informationen, desto eher wird eine Reflexion über geschlechtsspezifische Rollenverteilung initiiert und umgekehrt: je rigider und oberflächlicher die massenmedial vermittelten In-

halte (z.B. 'Bravo' und Unterhaltungsprogramme), umso eher wird besagte Selbstreflexion behindert und auf komplementär abgesicherte Verhaltensmodi zurückgegriffen. Welchen Massenmedien bzw. Nutzungsangeboten sich der Jugendliche allerdings zuwendet, ist zumindest indirekt in entscheidender Weise bereits über seine Herkunftsfamilie bestimmt, indem dort kommunikatives Aushandeln praktiziert wird (oder nicht), indem dort grundlegende Wissensvermittlung betrieben wird (oder nicht) und sich unter anderem daraus eine spezifische Selektion von Massenmedien ergibt.

Diese teilkulturelle Differenzierung bezieht sich nun vor allem auf den Bereich der Vermittlung von Wissensstrukturen und weniger auf die weiteren Funktionen von Massenmedien, nämlich auf allgemeine geschlechtsspezifische Darstellung und Präsentation im Sinne einer 'sexualisierten Öffentlichkeit' und der daraus abzuleitenden Attraktivitätsstandards. Hinsichtlich dieser massenmedialen Beeinflussung ist in weit geringerem Umfang von einer teilkulturellen Differenzierung auszugehen, indem auf eine relativ universalistisch geprägte Einflußnahme von Massenmedien, zumindest für den Bereich einer eher allgemeinen Darstellung und Präsentation geschlechtsspezifischer Differenzierbarkeit hinzuweisen ist.⁴⁰⁾

2.2.2. ASPEKTE DER BEDEUTUNGSVERLEIHUNG IN GLEICH- ALTRIGENGRUPPEN

Neben der massenmedialen Einflußnahme auf die - vorerst über einen intraindividuellen Dialog gedachten - Konstitution von Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht, werden wir uns nun der Gleichaltrigengruppe zuwenden, wobei gleichzeitig darauf hinzuweisen ist, "daß relativ wenig über die Kommunikations- und Interaktionsprozesse bekannt ist, die in ihnen (den Gleichaltrigengruppen - Anm.d. Verf.) ablaufen" (Krappmann, L., 1980:461). Darüberhinaus muß auf die enge Interdependenz von Massenmedien und 'peer group' hingewiesen werden, indem "die in den Massenmedien 'aufgebauten' Helden für viele 'peer groups' eine äußerst große Rolle (spielen). Starkult und gemeinsame Imitation dieser Heroen bilden den Kristallisationskern für die Entstehung von jugendlichen Gruppen" (Kreutz, H., 1974:195). Daneben ist in den Interaktionen Gleichaltriger die

Beschäftigung mit Massenmedien sehr stark integriert (gemeinsames Plattenhören, Kinobesuche, gegenseitiges Ausleihen von Heften, Zeitschriften, Gespräche über Fernsehen etc.) und hinsichtlich der Beliebtheit und des Status unter den Jugendlichen spielt die Vertrautheit und Konformität mit den von den Massenmedien angebotenen Inhalten eine große Rolle.

Der Konstitution der Bedeutungsverleihung hinsichtlich des anderen Geschlechts kommt allerdings im Rahmen der Gleichaltrigengruppe ein ganz anderer Stellenwert zu, als in massenmedialen und herkunftsfamilialen Bezügen. Zentrales Merkmal ist hier eine Bedeutungsverleihung, die in enger Interdependenz zwischen dem für diese Phase als typisch herausgearbeiteten intraindividuellen Dialog und einer interaktiven Auseinandersetzung zwischen gleichgeschlechtlichen, allmählich auch gegengeschlechtlichen Angehörigen der 'peer group' stattfindet. Entscheidend scheint hier also zu sein, daß für die vorzunehmende Verleihung von Bedeutungen nicht auf Angebote von seiten der Welt der Erwachsenen, wie bei der massenmedialen Einflußnahme oder der elterlich initiierten Wertesozialisation zurückgegriffen wird, sondern Bedeutungen in engen Interaktionsketten auf der Ebene der Gleichaltrigen hervorgebracht werden. Hierbei handelt es sich - im Entwicklungsverlauf gedacht - einerseits um Bedeutungen, die sich in gleichgeschlechtlichen Freundesgruppen herausbilden und andererseits - ergänzt und begleitet - um Bedeutungsverleihungen, die sich im Rahmen von noch völlig unverbindlichen und äußerst temporär befristeten ersten Kontaktaufnahmen ergeben. Folglich sind in Absetzung zu den Sozialisationsagenturen 'Massenmedien' und 'Familie' Bedeutungsverleihungen, die im Rahmen von Gleichaltrigenkontakten hervorgebracht werden, einem viel größeren Wandel unterworfen. Sie werden nicht als relativ fixe Standards vorgelebt (Eltern) bzw. gesetzt (Massenmedien), sondern in der interaktiven Auseinandersetzung produziert. Wir werden diesen Aspekt nun noch etwas näher konkretisieren.

Hierzu bedarf es zunächst eines kurzen Rückgriffs auf die in Kap. I.2.3. bereits erwähnten typischen Gesellungsformen der Jugend. In der relevanten Literatur ist diesbezüglich eine weitgehende Übereinstimmung dahingehend festzustellen, daß ein Großteil der Jugendlichen sich informellen, resp. formellen Jugendgruppen zugehörig fühlt. (Vgl. Blücher, V., 1966:

60; Domke, H., 1970:258; Hornstein, W., 1975:125; Jugendwerk der dt. Shell, 1975, III:60; 1981, III:74)⁴¹⁾

Auch hinsichtlich des Freizeitverhaltens von Jugendlichen kann auf relativ gesicherte Ergebnisse zurückgegriffen werden (Vgl.: Emnid, 1966:18 f.; Lüdtke, H., 1972:194; Hornstein, W., 1975:137; Klingler, J., 1977:47; Honr, I., 1979:62; Sportbund, deutscher, cit. nach: Schöfers, B., 1982:178)

Vergleicht man das Freizeitverhalten Jugendlicher mit dem der Gesamtbevölkerung, so sind vorallem zwei Aspekte hervorzuheben. Zum einen rangieren 'Schlager und Tanzmusik' bei den Jugendlichen weit vor dem Fernsehen, das bei anderen Altersgruppen als die dominante Freizeitbeschäftigung angegeben wird. Zum anderen ist bei der Gesellungsform 'Mit Freunden zusammensein' im Bereich der Jugend ebenfalls von einer weit höheren Nennung auszugehen, als dies wiederum bei der Gesamtpopulation der Fall ist. Schließlich ist jugendliche Freizeit in hohem Maß durch kommunikative und emotional expressive Funktionen bestimmt.

Anzumerken bleibt noch, daß die Freizeitsituation des Mädchens sich als eine, zumindest teilweise verschiedene als die der Jungen begreifen läßt. Dies bezieht sich sowohl auf die eigentlichen Freizeitaktivitäten, als auch auf den Organisations- und Partizipationsgrad an, bzw. in Gleichaltrigengruppen. "Mädchen bewerten das Zusammensein mit Freunden/Freundinnen Bücherlesen und Beschäftigung mit Tieren höher als Jungen. Diese bevorzugen überdurchschnittlich Sporttreiben, Radfahren und Im-Freien-spielen" (Horn, I., 1979:62, Vgl. auch: Klingler, J., 1977:49)

Daraus läßt sich der Schluß ableiten, daß Jungen mehr Kontakte zu Gleichaltrigen unterhalten, während Mädchen grundsätzlich weniger, aber intensivere Kontakte zu Gleichaltrigen pflegen (Vgl. Hornstein, W., 1975:125; Cremer, C., 1976:55; Kürthy, T., 1978, I:193)

Diese geschlechtsspezifische Diskrepanz kann wiederum auf die in Kapitel III erarbeiteten Geschlechtsrollentypen zurückgeführt werden. So wird argumentiert, daß "Mädchen...aufgrund der geschlechtsspezifischen Erziehungsschwerpunkte größeren

Wert (legen) oder/und...bis zu einem höheren Lebensalter angehalten (werden), ihre Freizeit in der eigenen Familie zu verbringen" (Klingler, J., 1977:48). Auch seien die Mädchen größeren elterlichen Kontrollen unterworfen (Cremerius, E., 1981:141), als die Jungen, die zeitlich früher sich eher öffentlichen Kontakten zuwenden dürfen (und sollen). Diese Argumentation entspricht nahezu lückenlos geschlechtsspezifischer Wertvorgaben im Sinne der Parsonschen Differenzierung expressiv vs. instrumentell, so daß wir auch hier resümieren können, daß Bedeutungsverleihungen hinsichtlich des anderen Geschlechts zumindest indirekt von komplementär definierten Geschlechtsrollentypen mitbestimmt werden.

2.2.2.1. GLEICHALTRIGENKONTAKTE: DIE GLEICHGESCHLECHTLICHE GRUPPE

Als ein typisches Merkmal der Frühadoleszenz - und dies wird von der Entwicklungspsychologie bis hin zur Jugendsoziologie weitgehend einhellig bestätigt - scheint die Tatsache zu sein, daß sich die ersten 'Peer' Kontakte auf der Ebene gleichgeschlechtlicher Freundesgruppen vollziehen. (Vgl. z.B. Stoik, O., 1977:242 ff.; Rosenmayr, L., 1963:202; Blücher, V., 1966:156; Domke, H. 1970; Landeshauptstadt München 1977:27; Sand, H., 1979:44)

Nun mag es überraschend anmuten, "daß in dem Alter, in dem das andere Geschlecht die Phantasie stark beschäftigt, eine deutliche Hinwendung zum Gleichgeschlechtlichen zu beobachten ist" (Kürthy, T., 1978 II:293). Wir kommen hier nun auf unsere eingangs angestellten Überlegungen zurück, indem darauf zu verweisen ist, daß die Beziehung zum anderen Geschlecht von weitgehender Unsicherheit und auch faktischem Unwissen getragen ist. Darüberhinaus ist insbesondere die Frühadoleszenz in starkem Maß von identitätsspezifischen Wandlungsprozessen (zunehmende Aufgabe der familial definierten Rollen-Identität) gekennzeichnet. Dementsprechend erfüllt die gleichgeschlechtliche 'peer group' mehrere wichtige Funktionen. Sie kann ganz allgemein unter dem Aspekt betrachtet werden, daß sich in diesen Beziehungen "das Bedürfnis nach dauernden, regelmäßigen, das Gefühl der Sicherheit vermitteln-

den Kontakten" (Rosenmayr, L., 1963:202) ausdrückt. Mit anderen Worten: die Verhaltenssicherheit, die in den Beziehungen zum anderen Geschlecht (noch) nicht gegeben ist (und die gleichzeitig hinsichtlich familialer Bindungen abzubauen gesucht wird), wird hier vermittelt, sowie die Isolation des einzelnen in seinem Problemhorizont aufgefangen und durch Sozialunterstützung teilweise abgebaut.

Auch hinsichtlich unserer Ausgangsthese einer Bedeutungsverleihung zum anderen Geschlecht muß der gleichgeschlechtlichen Freundesgruppe eine entscheidende Funktion zugestanden werden, indem sie die Möglichkeit bietet, die im intraindividuellen Dialog erstellten Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht mit denen der Freunde zu vergleichen, bzw. mit ihnen gemeinsam Bedeutungsverleihungen zu produzieren. Mädchen tendieren hierbei eher zu Schwärmereien und zu 'romantischen Flirts' (Vgl. Bühler, Ch., 1926:19; McRobbie, A., 1979:224; Brake, M., 1981:147), während Jungen sich - zumindest oberflächlich - an Attraktionsrelationen orientieren (Kolb, J., 1982:82; Bienewald, E., 1983:24)

Daraus folgt, daß der in der geschlechtsspezifisch homogenen 'peer group' stattfindende Prozeß der Bedeutungsverleihung sich bei den Mädchen aufwendiger gestalten muß als bei den Jungen, da beispielsweise 'Attraktion' wesentlich unproblematischer auszuhandeln und zu bestimmen ist, als der weite Bereich einer 'romantischen Liebe'. (Vgl. Dannenberg, E., 1970: 61; Snyder, E., 1972) ⁴²⁾

Zusammenfassend kann hier festgehalten werden, daß gerade im Bereich der Frühadoleszenz homosoziale Orientierungen von entscheidender Bedeutung sind. Dies gilt sowohl für die teilweise Bewältigung jugendspezifischer Ungesicherheit als auch insbesondere den ersten Anfängen einer intensiveren Beschäftigung mit dem anderen Geschlecht im Rahmen erster Bedeutungsverleihungen.

2.2.2.2. GLEICHALTRIGENKONTAKTE: DIE GEMISCHTGESCHLECHT- LICHE GLEICHALTRIGENGRUPPE

Der Übergang von gleichgeschlechtlichen 'peer groups' zu Gleichaltrigengruppen, die sich aus Jungen und Mädchen zusammensetzen, ist im jugendlichen Entwicklungsverlauf als ein fließender aufzufassen und unterliegt keinen deterministischen Initiationsprozessen. Vielmehr ist in aller Regel davon auszugehen, daß die Übergänge kaum merklich sind und sich eher selbstverständlich ergeben.

Für unsere Überlegungen ist in jedem Fall davon auszugehen, daß "das mit der Pubertät einsetzende heterosexuelle Interesse bei Jungen wie bei Mädchen sich in einer sukzessiven Abnahme der gleichgeschlechtlichen gruppalen Beziehungen wieder spiegelt" (Schöning, G., 1974:98 f.) So geben 55 % der über 14 jährigen Jungen und 74 % der gleichaltrigen Mädchen an, daß ihre Freundesgruppe gemischtgeschlechtlich zusammengesetzt ist. (Vgl. Landeshauptstadt München 1977:27) In einer groß-angelegten Erhebung des Instituts für Sexualforschung in Hamburg konnte als Ergebnis festgehalten werden, daß "schon bei den 11 jährigen...eine auffällige Bereitschaft (besteht) sich nicht auf die gleichgeschlechtliche 'peer group' zu beschränken sondern sich auch mit dem anderen Geschlecht einzulassen. ... Nach der Pubertät...haben nur noch unbedeutende Minderheiten eine nennenswerte homosoziale Orientierung" (Schlaegel, J., 1975:209) Eine schichtspezifische Variation dieser Ergebnisse war nicht nachzuweisen.

Mit einem allmählichen Wechsel zur gemischtgeschlechtlichen Freundesgruppe geht ein Wandel des Verhaltensrepertoires und der Sozialisationsfunktion der Gleichaltrigengruppe einher. Konnte die gleichgeschlechtliche Freundesgruppe nicht nur als Schon- und Schutzraum für die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht dienen, so ist die gemischtgeschlechtliche Freundesgruppe als 'Übungsraum' zur Annäherung an das andere Geschlecht zu verstehen. Hier müssen Bedeutungsverleihungen nicht mehr nur gedanklich entworfen und mit Gleichgeschlechtlichen gegenseitig abgesichert und überprüft werden, sondern Bedeutungsverleihungen können - zumindest zum

Teil - über interaktive Prozesse im weitesten Sinn ausgehandelt und damit aufgebaut werden. Kurzum: die hinsichtlich einer Geschlechterrivalität ausgewogene Situation in der gleichgeschlechtlichen Freundesgruppe ist einem sozialen Kontext mit einem hohen erotischen Aufforderungscharakter gewichen. (Vgl. Lüdtkke, H., 1972:218,222)

Da wir auf die Bedeutung der gegengeschlechtlichen Gruppenbildung noch in der folgenden 2. Phase unseres Stufenmodells näher, insbesondere im Hinblick auf die de facto ablaufende Partnerselektion eingehen werden, kommt es uns in dieser ersten Phase darauf an, auf die eher flüchtigen und peripheren heterosexuellen Kontakte zwischen Jugendlichen hinzuweisen. Da nun aber die vorhandene wissenschaftliche Literatur für diese Phase im Grunde bislang keine Ergebnisse vorlegen konnte, sondern sich entweder auf gleichgeschlechtliche 'peer group' Kontakte oder auf gegengeschlechtliche Gleichaltrigengruppen unter dem Aspekt der Partnerselektion befaßte, können wir auf nur wenig Gesichertes zurückgreifen und müssen uns auf Vermutungen beschränken. 43) 44)

Einen Grund dafür sehen wir besonders in der Flüchtigkeit und Unverbindlichkeit des eigentlichen Kontaktes, sowie des gerade zu diesem Zeitpunkt hohen informellen Grades der Gruppenbildung. Diese Faktoren erschweren zweifellos einen wissenschaftlichen Zugang zu diesem Gebiet.

Wir wollen für unsere Argumentation hier festhalten, daß in diesem Stadium der Zuwendung zum anderen Geschlecht es sich insbesondere um ein Erproben der Reaktionen des Gegenübers und seiner selbst handelt. Dieses Erproben findet - und dies scheint uns ein erstes Charakteristikum zu sein - in ganz entscheidender Weise aus der Sicherheit verleihenden Gleichaltrigengruppe heraus statt. Die Erfahrung zeigt, daß in gemischtgeschlechtlichen Gruppen, in denen noch keine Pärchenbildung stattgefunden hat, sich in bestimmten Krisensituationen die Gruppe wieder gleichgeschlechtlich verteilt. Aus diesem gleichgeschlechtlichen Gruppenteil heraus erfolgt die erste Annäherung an das andere Geschlecht, die oftmals bloß darin besteht - beispielsweise für die Laufzeit eines Musikstücks - Körperkontakt zum anderen Geschlecht herzustellen. Diese ersten

Annäherungsversuche sind in aller Regel an nicht-verbale Kommunikationsmodi gebunden. So besteht der erste entscheidende Schritt auf dieser non-verbalen Kommunikationsebene meist in einer visuell optischen Kontaktaufnahme (Auge-Körper, Auge-Auge, freundliche Gesichtsmimik) (Vgl. Neiser, H., 1981:51), der in eine taktil-kinestetische Kommunikationsebene (Hand-in-Hand-Berührung, Arm um die Schulter (Taille) legen, erste intensive Umarmungen) weitergeführt wird. (Vgl. Ochmann, H.J., 1981:172) Überhaupt finden diese ersten Annäherungsversuche vorzugsweise im Rahmen von Tanz-, resp. Disco-Veranstaltungen (Vgl. I.2.4.) statt, die meist in abgedunkelten, nur mit einigen Spotlights oder Lichtorgeln erleuchteten Räumen abgehalten werden. Auch dies scheint ein wichtiges Indiz dafür zu sein, in welchen ersten versuchsweisen Annäherungen sich die beiden Geschlechter befinden.

Ein zweites entscheidendes Charakteristikum dieses Stadiums ist die fast völlige Unverbindlichkeit des flüchtigen Kontaktes für beide Partner. Beide gehen keine, auch nur kurzfristig definierbaren Verpflichtungen ein, sondern bilden lediglich für einen relativ kurzen Zeitraum (der in der Regel mit maximal zwei Tagen angegeben werden kann oft aber auch nur 5-15 Minuten oder einen Abend dauert) innerhalb der Gruppe eine Zweierbeziehung. Diese löst sich wieder auf und beide Partner sind wieder 'normale' Gruppenmitglieder, um einige Zeit später wieder mit einem anderen Gruppenmitglied den kurzfristigen Status einer Zweierbeziehung einzugehen. Dieser Sachverhalt wurde sehr deutlich in einer Untersuchung der Zeitschrift 'Stern' zur Jugendsexualität 1982 herausgearbeitet. Dort heißt es: " Je jünger ein Mädchen oder ein Junge ist, desto kürzer sind die Zeitspannen des 'Miteinandergehens' - untere Grenze: ein paar Stunden - desto nahtloser findet der Wechsel von einem Partner zum nächsten statt. Es gibt verbindliche, starre Regeln: Solange man mit jemanden 'geht', ist man treu und für die anderen tabu. 'Treu' bedeutet, daß man andere weder anlächelt, noch umarmt oder gar mit anderen tanzt. Möchte man das, wird 'Schluß gemacht' laut und offiziell. Erst dann ist man wieder frei und darf - nach ebenfalls ziemlich festgelegten Ritualen - jemanden neuen 'anmachen', um dann mit ihm zu 'gehen' " (Kolb, I., 1982:199).

Das schließlich dritte Charakteristikum dieser 'Beziehungen'

kann unseres Erachtens darin gesehen werden, daß sich diese Kontaktaufnahmen fast ausschließlich im emotional expressiven Bereich bewegen. Dies entspricht auch der Art des Kontaktes, dessen Flüchtigkeit nur diese Qualität zuläßt und eine Kontaktaufnahme z.B. über intellektuelle Komponenten (Diskussion etc.) von vornherein verbietet.

Für unser Konzept der Bedeutungsverleihung bleibt hier festzuhalten, daß in diesem Stadium der jugendlichen Entwicklung die allein und in der gemischtgeschlechtlichen Gleichaltrigen-Gruppe erarbeiteten Bedeutungen einer ersten, durchaus oberflächlichen und unpräzisen Überprüfung unterzogen werden, verbunden mit bestimmten Modifikationen, die sich aus diesen ersten Bedeutungen ergeben.

2.2.2.3. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUßFOLGERUNGEN

Anknüpfend an die massenmediale Einflußnahme auf die Bedeutungsverleihungen von Jugendlichen gegenüber dem anderen Geschlecht wurde in diesem Kapitel versucht, den Beitrag der Gleichaltrigen-Gruppe für diese Bedeutungsverleihungen näher zu präzisieren.

Der Entwicklungsverlauf jugendlicher Gruppenbildung führt von der gleich- zur gemischtgeschlechtlichen Freundesgruppe, wobei beide für die Bedeutungsverleihung zwar von relativ zentraler Bedeutung, jedoch von grundsätzlich unterschiedlicher Funktion sind. Verleiht die gleichgeschlechtliche Freundesgruppe insbesondere Hilfe bei dem Vergleich der intraindividuell erarbeiteten Bedeutungsverleihungen mittels Austausch in der Gruppe und kann in ihr gemeinsam erstellte Bedeutung verliehen werden (was ebenfalls geschlechtsspezifisch differiert), so ist in der gemischtgeschlechtlichen Gleichaltrigen-Gruppe die Situation eine grundsätzlich andere. Hier besteht die Möglichkeit, die bislang erstellten Bedeutungen in ersten flüchtigen Kontaktaufnahmen zum anderen Geschlecht umzuinterpretieren und gegebenenfalls neu zu konstituieren. Entscheidend scheint hierbei zu sein, daß der Jugendliche zwar nach wie vor noch auf Bedeutungsverleihungen zurückgreifen muß, die über einen intraindividuellen Dialog (bzw. in gleichgeschlechtlichen

Freundesgruppen) erstellt wurden, jedoch diese Bedeutungen erste Korrekturen in der direkten, wenn auch oberflächlichen und flüchtigen Konfrontation mit dem anderen Geschlecht erfahren. Somit erscheint gerade die gemischtgeschlechtliche Freundesgruppe von entscheidender Bedeutung für den Prozeß der Annäherung an das andere Geschlecht zu sein.

Eng mit diesem Prozeß verbunden sind bedeutsame Aspekte der Ausgestaltung des Geschlechtsrollenverständnisses. Gerade im Bereich dieser ersten Kontaktaufnahme vermuten wir die ersten entscheidenden außerfamilialen Ansätze der Ausformung geschlechtstypischen oder geschlechtsuntypischen Verhaltens. Bedauerlicherweise liegen auch hier keine näheren empirischen Materialien vor, so daß wir auch hier unsere Überlegungen nicht präzisierend absichern können. Im Kontext unserer bisherigen Argumentation ist jedoch von vorallem zwei entscheidenden Ansatzpunkten der Konstitution von Geschlechtsrolle in dieser Phase auszugehen: Zum einen muß die Wirkung von herkunftsfamilial vermittelten geschlechtsspezifischen Wertstandards und zum anderen die sich in der 'peer group' etablierenden Wertorientierungen berücksichtigt werden. Wir vermuten hierbei, daß die Interpretation der Geschlechtsrolle in dieser Phase nur sehr ansatzhaft und undifferenziert vorgenommen wird, dabei jedoch sich vorallem eher am komplementären Typ orientiert. Dies kann - unser theoretisches Konzept berücksichtigend (Vgl. Kap. III) - insbesondere damit begründet werden, daß zum einen in Situationen weitgehender Unerfahrenheit und Unwissenheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht auf gewisse, leichter verfügbare Rollenklischees zurückgegriffen wird. Zum anderen setzt die Interpretation und Gestaltung der Geschlechtsrolle nach dem egalitären Typ nicht nur eine gewisse Kompetenz im Umgang mit andersgeschlechtlichen Partnern voraus, sondern auch eine gewisse Beziehungsdauer. Erst dann kann über frei disponible Zeiteinheiten und gesellschaftliche Freiräume ein alternatives Konzept zum komplementären Typ entwickelt werden. Diese Bedingungen scheinen uns für diese Phase keinesfalls gegeben. Gleichwohl muß dieser Zusammenhang nicht als zwingender verstanden werden. Das heißt, in unserem Modell kann nicht durchgängig davon ausgegangen werden, daß erst nach dem Vorherrschen von eher komplementären Geschlechtsrollenorientierungen sich diese Orientierungen zum egalitären Typ hin verändern. Mit ausschlaggebend scheint hier u.a. die herkunfts-

familial vermittelte Wertstruktur zu sein, so daß wir diese Problematik nochmals kurz zurückstellen müssen, um sie am Ende dieses Kapitels erneut aufzugreifen.

Daneben wirken Wertorientierungen , die eine Egalisierung der Geschlechtsrolle favorisieren, in die jugendliche Konstitution des Geschlechtsrollenverständnisses ansatzhaft mit ein. Diese Wertorientierungen sind insbesondere im Bereich der jugendlichen Gleichaltrigengruppe, im Sinne der Werte, wie sie für eine relativ einheitliche Jugendkultur herausgearbeitet wurden (III.1.4.), zu verorten. So kann für diese Phase grundsätzlich von einer Verunsicherung auch im Bereich des geschlechtsspezifischen Rollenverständnisses ausgegangen werden.

2.2.3. HERKUNFTSFAMILIAL VERMITTELTE WERTE, DIE IN EINE BEDEUTUNGSVERLEIHUNG GEGENÜBER DEM ANDEREN GESCHLECHT MITEINFLIEßEN

Die Herkunftsfamilie bildet schließlich den dritten und letzten Bereich von ausgewählten Beeinflussungsmöglichkeiten einer jugendlichen Bedeutungsverleihung gegenüber dem anderen Geschlecht. Wir können uns hier auf einige wenige Anmerkungen beschränken, da wir über diesen Themenkomplex in Kapitel III bereits ausführlich referiert haben, so daß wir hier nach einer kurzen Zusammenfassung der wesentlichsten Aussagen zu diesem Gebiet lediglich noch auf einige ergänzende Aspekte, die bei der hier zugrunde liegenden Fragestellung von Bedeutung sind, hinweisen möchten.

Im Kontext unserer Überlegungen zur Phase 1 eines Verlaufsmodells der Partnerwahl wurden Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht aufgrund der prinzipiellen Unerfahrenheit mit diesem als nicht voraussetzungslos verstanden, sondern diese Bedeutungsverleihungen sind zentral auch von den herkunftsfamilial vermittelten Wertstrukturen mitbestimmt.

Wir haben Familie als die zentrale Agentur der Wertevermittlung definiert, deren Einfluß zwar in die Phase der Adoleszenz zurückgeht (Vgl. Kap.III.1.4.) jedoch deshalb nicht als weit-

gehend wirkungslos verstanden werden darf. Es erscheint vielmehr gerade das Spezifikum dieser herkunftsfamilialen Wertstandards zu sein, daß sie als prinzipielle Grunddispositionen im Sinne einer Lenkungsfunktion wirken.

Daß Bedeutungsverleihungen noch in starkem Maß von herkunftsfamilial vermittelten Wertstandards mitgetragen werden, kann insbesondere mit der erst allmählichen Ablösung aus dem Elternhaus, vorallem aber mit einer noch fehlenden Vertrautheit gegenüber dem anderen Geschlecht begründet werden. Mit anderen Worten: In einem Stadium, in dem umständliche Prozesse einer Bedeutungszuschreibung gegenüber noch relativ unbekannten Individuen stattfinden, wird man eher geneigt sein, auf bereits vorhandene Wertstrukturen zurückzugreifen, als diese neu bzw. umzudefinieren. Wir haben auf diesen Sachverhalt bereits weiter oben ausführlicher hingewiesen. Die Relevanz der herkunftsfamilialen Standards erscheint darüberhinaus in dieser Phase um so gewichtiger, als der 'peer group' Kontakt noch nicht so weit fortgeschritten und verfestigt ist, als eine eventuell stattfindende Redefinition familial vermittelter Standards erfolgen könnte, da der Jugendliche genug damit beschäftigt ist, die von der Gleichaltrigengruppe vertretenen (und für ihn relativ neuen) Wertmuster (z.B. expressive Orientierung, Kleidung, jugendliche Sexualmoral) in sein Verhaltensrepertoire zu integrieren.

Auf die Internalisierungsvorgänge von beispielsweise geschlechtsspezifischem Verhalten im Rahmen der familialen Sozialisation können wir hier nicht mehr näher eingehen, zumal dieser Thematik in dieser Arbeit bereits Rechnung getragen wurde. Lediglich zwei Aspekte sollen hier noch erwähnt werden, die uns in diesem Kontext relevant erscheinen.

Zum einen ist darauf hinzuweisen, daß die Internalisierung geschlechtsspezifischer Wertstrukturen von einer geglückten - und je nach Geschlecht der Kinder - wieder distanziert verarbeiteten - Identifikation mit dem weiblichen und dem männlichen Elternteil abhängt. Ist dies nicht gegeben, wie z.B. im Fall einer familialen Desorganisation (Vgl. König, R., 1976:130 ff.) also z.B. im Bereich von unvollständigen Familien, dann ist unter Umständen von einer mangelnden, d.h. zu

einseitig ausgerichteten geschlechtsspezifischen Werteinternalisierung im familialen Kontext auszugehen, da eine gleich- oder gegengeschlechtliche Identifikation nicht, oder nur partiell stattgefunden hat. Da dieser Identifikationsvorgang sich nun nicht nur auf geschlechtstypische Verhaltensmuster und Einstellungen bezieht, sondern darüberhinaus den gesamten Bereich des geschlechtsspezifischen Erscheinungsbildes und Ausdrucksvermögens umfaßt, kann im Fall einer defizitären geschlechtsspezifischen Sozialisation der Jugendliche im Aufbau seiner Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht negativ tangiert sein. Relevant ist hier freilich, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelt und ob die unvollständige Familie sich um einen weitgehend alleinerziehenden Vater, oder um eine weitgehend alleinerziehende Mutter zentriert.

Generell ist somit von folgendem Zusammenhang auszugehen: Je weniger auf herkunftsfamilial vermittelte Wertstandards bei der Geschlechtsrollenausgestaltung zurückgegriffen werden kann (d.h. je unvollständiger Geschlechtsrolle sozialisiert wurde) um so eher werden die zu erarbeitenden Bedeutungsverleihungen anderweitig 'gefüllt'. Wir sehen hierbei gewisse Probleme: Sowohl in einer zu unausgewogenen und damit einseitigen Bedeutungsverleihung, als auch im weiteren Verlauf stattfindender Partnerwahlprozesse. Wenn hier nicht möglichst früh kompensatorische Maßnahmen eingeleitet werden, sind teilweise falsche Bedeutungsverleihungen, sowie inadäquate Beziehungsstrukturen zumindest denkbar.⁴⁵⁾

Ein weiterer Faktor - neben einer defizitären Geschlechtsrollensozialisation - ist die Existenz von einem oder mehreren Geschwistern. Auch sie dürften die zu leistenden Bedeutungsverleihungen entscheidend mitbeeinflussen. Dies gilt allerdings lediglich für gegengeschlechtliche Geschwister, die, im Fall eines zeitlich relativ dicht aufeinanderfolgenden Geburtsabstandes, die "Struktur einer Geschwistergruppe" (König, R., 1976:126) annehmen und sich - im Rahmen der frühkindlichen und kindlichen Sozialisation gegenseitig mit dem vielfältigen Katalog der Erscheinungsformen, Eigenschaften und Verhaltensweisen des anderen Geschlechts vertraut machen. Im Sinne dieser sehr allgemein gehaltenen Formulierung ist also zu vermuten, daß diejenigen Jugendlichen, die gegengeschlechtliche

Geschwister haben, größere Chancen in der Handhabung erster Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht haben, als diejenigen, die lediglich gleichgeschlechtliche Geschwister haben, bzw. Einzelkinder sind. Bei ihnen findet das Vertrautwerden und Kennenlernen des anderen Geschlechts nicht bereits im Rahmen der familialen Sozialisation statt.⁴⁶⁾

Zusammenfassend können wir also festhalten, daß die Herkunftsfamilie einerseits in einer eher allgemeinen Argumentation zentrale Werte des Geschlechtsrollenverständnisses und der prinzipiellen Geschlechtsrollenauffassung setzt, die einen entscheidenden Einfluß auf die Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht haben. Andererseits können hier gewisse Präzisierungen vorgenommen werden. So beeinflussen sowohl die Existenz, resp. die nicht oder nur mangelnde Existenz einer familial zu leistenden Geschlechtsrollenidentifikation diese Bedeutungsverleihungen ebenso, wie die Tatsache, ob der Jugendliche über verschiedengeschlechtliche Geschwister verfügt oder nicht.

2.2.4. ZUSAMMENFASSUNG DER ERGEBNISSE ZUR EINFLUßNAHME VERSCHIEDENER SOZIALISATIONSAGENTUREN AUF DIE BEDEUTUNGSVERLEIHUNG GEGENÜBER DEM ANDEREN GESCHLECHT

Das Konzept der Bedeutungsverleihung durchzog in der ersten Phase eines Verlaufsmodells der Partnerwahl - die bisherigen Ausführungen. Wir haben, aufgrund einer relativen Unerfahrenheit des Frühadoleszenten mit dem anderen Geschlecht die Erarbeitung dieser Bedeutungsverleihungen einem intraindividuellen Dialog des Jugendlichen anheim gestellt, der auf bereits ausgebildete oder möglicherweise in der Situation erstellte ('peer group') Bedeutungen Bezug nimmt. Hierbei schien uns insbesondere der Bereich der massenmedialen Einflußnahme, die jugendliche 'peer group' und schließlich die Herkunftsfamilie von entscheidender Bedeutung. Alle drei Sozialisationsinstanzen setzen oder produzieren Werte, über die besagte Bedeutungsverleihungen sich konstituieren.

Zusammenfassend besteht die Funktion der Mas-

senmedien (neben besagter Informationsvermittlung) darin, Leitbilder von Männlichkeit und Weiblichkeit vorzugeben und diese, beispielsweise im Rahmen einer zunehmenden Sexualisierung der Öffentlichkeit, als zeitgemäß und modern darzustellen, bzw. Ideale und Idole als Identifikationsobjekte anzubieten, über die Bedeutungen verliehen werden. Die hier zum Tragen kommenden Wertstrukturen sind allerdings weniger von teilkulturellen Segmentierungen geprägt, als vielmehr von universalistischen, eher gesamtgesellschaftlich geltenden Wertorientierungen, die jedoch gleichzeitig eine viel geringere Spezifität und Differenzierbarkeit aufweisen. Sie konstituieren in entscheidender Weise die Existenz einer eigenen Jugendkultur. Das Hauptmerkmal der inhaltlichen Bestimmung dieser Wertorientierungen besteht insbesondere in der Favorisierung des Wertes der 'sexuellen Freizügigkeit' und des 'Abbaues von traditionellen Moralstandards', wenngleich (z.B. im Bereich der Werbung) auf schablonisierte geschlechtsspezifische Rollenklischees zurückgegriffen wird. Auf jeden Fall prägt diese massenmediale Einflußnahme in hohem Maß die Ausbildung von Attraktivitätsstandards Jungendlicher hinsichtlich des anderen Geschlechts.

Demgegenüber zeichnet sich die Herkunftsfamilie durch die Internalisierung von grundsätzlichen und längerfristig verbindlichen Wertstandards aus, die jedoch bezüglich der Bedeutungsverleihung von weiteren herkunftsfamilialen Momenten (z.B. die Qualität der familialen geschlechtsspezifischen Sozialisation und die Existenz von gleichgeschlechtlichen Geschwistern) bestimmt sind. Herkunftsfamiliale Wertorientierungen sind gleichzeitig zum einen im Zusammenhang mit bestimmten Grunddispositionen zu sehen, wie beispielsweise materielle und zeitliche Spielräume, Interaktionsdichte und Interaktionsqualität (z.B. Reflexion geschlechtsspezifischer Rollenverteilungen), zum andern im Zusammenhang von Orientierungen, die spezifisch auf Partnerwahl bezogen sind, wie Grundlagen der inhaltlichen Ausgestaltung von Geschlechtsrolle (Rollenverständnis von Mann und Frau), Ehebezogenheit und Partnertreue. Differieren die beiden letzten Wertorientierungen nur in sehr geringem Umfang teilkulturell, so ist bei allen anderen Orientierungen von einer teilkulturellen Variation auszugehen, die entlang unserer Gegenüberstellung komplementär versus egalitär geordnet verstanden werden können.

Die Gleichaltrigengruppe weist im Bereich der Wertevermittlung einen durchaus anderen Stellenwert als die massenmediale und herkunftsfamiliale Einflußnahme auf, da hier Bedeutungsverleihungen, die im intraindividuellen Dialog gebildet worden sind, entweder in der gleichgeschlechtlichen 'peer group' mit den Bedeutungsverleihungen anderer verglichen und gegebenenfalls modifiziert werden können, oder in der gemischtgeschlechtlichen 'peer group' einer ersten Überprüfung unterzogen werden. Darüberhinaus besteht die Möglichkeit, Bedeutungsverleihungen im Gruppenzusammenhang neu zu generieren. Bezogen auf die inhaltliche Dimension handelt es sich hier insbesondere um Wertorientierungen, die nur sehr geringen teilkulturellen Differenzierungen unterliegen und damit als Werte einer relativ eigenständigen Jugendkultur verstanden werden können. 'Peer group' vermittelte und initiierte Werte beziehen sich im großen Umfang auf den Bereich einer expressiven Orientierung, auf Kleidung, Musik und Modetrend, auf Freizeitverhalten und Freizeitvorlieben und schließlich auf jugendliches Sexualverhalten. Bezogen auf diese Orientierungen ist von einer relativ geringen geschlechtsspezifischen Unterscheidung auszugehen, so daß die Vermutung statthaft zu sein scheint, daß - über diese Orientierungsmuster vermittelt - von einer weitgehenden Egalisierung geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster in Gleichaltrigengruppen auszugehen ist.

Als generelle These bleibt festzuhalten, daß die in dieser Phase erstellten Bedeutungen gegenüber dem anderen Geschlecht von allen drei Sozialisationsinstanzen getragen werden. Da sich nun aber die herkunftsfamilialen Orientierungen insofern als entscheidend erweisen, als sie in aller Regel die 'Peer'-Mitgliedschaft des Jugendlichen bestimmen, ist von der folgenden grundsätzlichen Überlegung auszugehen: Herkunftsfamiliale Wertorientierungen wirken als zentrale Leit motive weit in die Gleichaltrigengruppe hinein. Da aber die 'peer group' aufgrund dieses oben dargestellten Selektionsmechanismus von ähnlichen, resp. vergleichbaren Orientierungen getragen ist, besteht hinsichtlich zentraler Grunddispositionen (z.B. Grundlage der inhaltlichen Ausgestaltung von Geschlechtsrolle, Interaktionsqualität etc.) zwischen Herkunftsfamilie und 'peer group' ein weitgehender Wertkonsens.

In der 'peer group' werden nun gleichzeitig spezifische Werte einer Jugendkultur thematisiert, die von einer massenmedialen Einflußnahme zumindest zum Teil mitgetragen und ergänzt werden. Diese Wertorientierungen zeichnen sich durch eine andere Qualität, als die der Herkunftsfamilie aus. So sind sie nicht nur zeitlich befristet und damit auch wandelbarer, sondern sie vermitteln auch inhaltlich andere Orientierungen als die Herkunftsfamilie. Somit kann insbesondere für diese Phase davon ausgegangen werden, daß der Jugendliche auch auf dieser Ebene eine spezifische Verunsicherung erfährt, da nicht nur seine Beziehungen zum anderen Geschlecht und zu seiner Herkunftsfamilie (Ablösung, Aufgabe der Rollenidentität) als problematisch verstanden werden müssen, sondern auch das Zusammenfügen von unterschiedlichen Wertorientierungen, die je nach Bezugsgruppe (Familie, Gleichaltrigengruppe) unterschiedliche Verhaltensanforderungen stellen, noch nicht in einigermaßen konsistenter Weise geleistet werden kann. Aufgrund dieser durchaus problematischen Situation vermuten wir im Bereich des Geschlechtsrollenverständnisses ein gewisses Insistieren auf komplementär geprägte Geschlechtsrollenstereotype. Dies kann nicht nur mit einer relativ unproblematischen Handhabung dieses Geschlechtsrollenverständnisses (Prinzip der Komplementarität, traditionale Abstützung - d.h. anders formuliert: daß für die Aushandlungsprozeduren eines Geschlechtsrollenmodells nach dem egalitären Typ in dieser Phase noch die nötige Verhaltenskonsistenz fehlt) sondern auch mit der Einflußnahme von massenmedial vermittelten traditionellen Orientierungen (z.B. 'Bravo') belegt werden.

Die Chance diesen komplementären Geschlechtsrollentypus in den folgenden Phasen zu Gunsten eines egalitären Typs 'einzutauschen' hängt - neben den Wertorientierungen die die Gleichaltrigengruppe im Sinne einer einheitlichen Jugendkultur anbietet - entscheidend von der teilkulturellen Variation ab: Je größer die Interaktionsdichte und Interaktionsqualität, die materiellen und zeitlichen Spielräume, die Flexibilität im Umgang mit diskrepanten Erwartungen und Positionen und je größer die Bereitschaft und Fähigkeit, Alltäglichkeit reflexiv zu bearbeiten in der Herkunftsfamilie (und damit zum Teil auch in der Gleichaltrigengruppe) vorhanden ist, desto eher scheint die Möglichkeit zu bestehen, in den folgenden Phasen ein egalitär orientiertes Geschlechtsrollenverständnis aufzubauen.

2.3. DIE BEDEUTUNGSVERLEIHUNG 'ATTRAKTION' ALS ERSTES KRITERIUM EINER PARTNERSELEKTION

Wir hatten im vorangegangenen Abschnitt versucht herauszuarbeiten, daß der Wert 'Attraktion' insbesondere im Bereich der massenmedialen Einflußnahme zu lokalisieren ist. Zum Teil wird auch als entscheidende Wertorientierung im Bereich der 'peer group' vertreten. Demgegenüber leitet er sich aus herkunfts-familial vermittelten Wertorientierungen kaum ab.⁴⁷⁾

Bevor wir uns jedoch näher mit Attraktion als einem entscheidenden Aspekt im Rahmen der Bedeutungsverleihung und der ersten Kontaktaufnahme befassen, wollen wir uns noch kurz den (Ehe)Partnervorstellungen von Jugendlichen zuwenden, um den Stellenwert von Attraktion im Rahmen dieser Partnervorstellungen zu lokalisieren.

2.3.1. PARTNERVORSTELLUNGEN JUGENDLICHER

In der bereits mehrfach herangezogenen Untersuchung des Landesjugendreferats des Burgenlandes ergab sich hinsichtlich der bevorzugten Eigenschaften eines Ehepartners die folgende Rangordnung:

Tab.15: Wichtige Eigenschaften späterer Ehepartner nach Geschlecht

Eigenschaften	Gesamt	Geschlecht	
		männlich	weiblich
• Ehrlichkeit	84,2	82,6	86,2
• Treue	60,8	54,2	56,5
• gutes Aussehen	36,4	44,8	24,5
• gutes Benehmen	34,9	30,6	39,9
• Natürlichkeit	33,0	36,2	30,5
• Humor	32,0	29,7	34,6
• Sparsamkeit	28,5	26,5	30,9
• Herzlichkeit, Wärme	28,0	21,6	35,4
• Klugheit	26,9	29,7	23,7
• Sauberkeit	26,3	30,0	21,6
• Tüchtigkeit im Beruf	25,9	18,7	34,2
• soll praktisch veranlagt sein, bzw. gut kochen können	22,6	29,7	14,3
• sexuelle Anziehungskraft	21,5	29,0	12,8
• Fleiß	21,4	19,7	23,3
• Pünktlichkeit	10,1	9,4	10,9
• Verschwiegenheit	8,7	8,7	8,7

J. Klingler befragte in einer Untersuchung aus dem Jahre 1977 Jugendliche, welche Merkmale der Partner aufweisen müßte, um eine Ehe mit ihm einzugehen. Es zeigte sich, daß insbesondere jene Merkmale, "bei denen eine Beziehung zu dauerhafter, materieller und organisatorischer Sicherung einer Ehe besteht" (Klingler, J., 1977:124) am stärksten hervorgehoben wurden.

Differenziert man die Ergebnisse geschlechtsspezifisch, dann ist - bis auf die Merkmale 'Liebe zu Kindern' und 'Tüchtigkeit im Beruf', die von beiden Geschlechtern als gleichwichtig eingeschätzt werden, von der folgenden Rangordnung auszugehen:

Tab.16: Wichtige Eigenschaften eines Ehepartners nach Geschlecht (Rangfolge)

Mädchen	Burschen
Treue	Tüchtigkeit im Beruf (Haushalt)
Verlässlichkeit, Beständigkeit	Verträglichkeit, Nachgiebigkeit
Interesse für meine Probleme	Sparsamkeit
Rücksicht	Leidenschaftlichkeit, sexuelles Int.
Fröhlichkeit, Optimismus	vorbildliche Lebensführung
Selbstbewußtsein, -sicherheit	körperliche Anziehungskraft,
höfliche Umgangsformen	Schönheit
Durchsetzungsfähigkeit, Autorität	
Großzügigkeit	
Sportlichkeit	
religiöse Interessen, Überzeugungen	

(Klingler, J., 1977:126)

Auch R. Weiss differenzierte seine Befragung geschlechtsspezifisch und konnte dabei feststellen, daß Jungen und Mädchen innerhalb der unten angegebenen 5 Rangplätze die gleichen Eigenschaften angaben, allerdings in unterschiedlicher Reihenfolge. Zu sehr ähnlichen Ergebnissen gelangte auch R. Weiss (1978)⁴⁸⁾, ebenso auch Sigusch und Schmidt: "Große Mehrheiten der Jungen und Mädchen ... wünschten sich einen Partner, der liebevoll und zärtlich, selbstständig und selbstbewußt sowie treu ist. Eine ebenso große Mehrheit der männlichen Jugendlichen war außerdem der Ansicht, daß der ideale Partner gut aussehen müßte. Mädchen legen zwar auf dieses Charakteristikum auch noch mehrheitlich Wert, betonen es aber insgesamt deutlich weniger als Jungen" (Sigusch, V., Schmidt, G., 1973:49, Vgl. auch: Brunnmeyer, E., 1981:126, Mechler, H.J., 1977 B:143)

Bezogen sich die bisherigen Ergebnisse auf Partnervorstel-

lungen, die explizit in Bezug auf einen Ehepartner formuliert waren und damit relativ langfristigen Perspektiven unterlagen, so stellen die Ergebnisse von Naudascher eine aufschlußreiche Ergänzung dar, da sie ausdrücklich nach Eigenschaften fragten, die für eine gegengeschlechtliche Freundschaft nach Meinung der Jugendlichen von Relevanz wären:

Tab.17: Wichtige Eigenschaften eines(er) Freundes
(Freundin) (in %)

• Verständnis	49,01
• Hilfsbereitschaft	41,45
• Eigene Meinung	27,63
• Natürlichkeit	26,97
• Viel Interessen	24,34
• Schönheit	28,22
• Intelligenz	5,59

(Naudascher, B., 1978:43)

Es zeigt sich, daß auch bei dem Bezug 'Freundschaft' ähnliche Partnervorstellungen zum Zuge kommen, wie bei einem Bezug 'Ehepartner', so daß von offensichtlich relativ fest verankerten Partnervorstellungen ausgegangen werden muß.

Zusammenfassend betrachtet müssen die dargestellten Partnervorstellungen der Art interpretiert werden, daß sie einerseits eine längerfristige (Lebens)Perspektive beinhalten und sie andererseits in enger Interdependenz zu den oben angesprochenen Bedeutungsverleihungen stehen. Das heißt: wir vermuten, daß diese Partnervorstellungen ebenfalls von den, in den oben besprochenen drei Sozialisationsinstanzen vermittelten Wertorientierungen entspringen und somit auch in die Bedeutungsverleihungen hinsichtlich des anderen Geschlechts einfließen. Hierbei zeigt sich gleichzeitig ein durchgängiges Muster, das sowohl für die Bedeutungszuschreibung, als auch für die Partnervorstellungen charakteristisch zu sein scheint, nämlich eine weitgehende Orientierung an komplementären Geschlechtsrollenleitbildern. "Es scheint hier, als ob die Jugendlichen Merkmale fordern, die vorallem im Zusammenhang mit dem Führen einer herkömmlichen Ehe wichtig sind" (Klingler, J., 1977:125). Und in einer späteren Arbeit weiter: "(Es) kommt in den Verhaltenserwartungen der Jugendlichen gegenüber dem zukünftigen Ehepartner ein durchaus traditionales Bild zum Ausdruck, das durch gegenseitige Treue, Tüchtigkeit und Liebe zu Kindern geprägt ist" (Klingler, J., 1981:47). Diese Orientierung an einem weitgehend komplementären Werten ver-

pflichteten Leitbild wird auch sehr eindeutig nochmals von Sigusch und Schmidt bestätigt. Wenn man den "Aspekt der Geschlechtsdifferenz betrachtet, dann fällt eine Reihe ausgesprochen komplementärer Stereotype auf: Jungen wünschen sich signifikant häufiger als Mädchen einen Idealpartner, der jünger ist, gut aussieht, nicht klüger ist, sich unterordnet, sich eher für Mode als für Politik interessiert, sexuell unerfahren ist und bei wichtigen Entscheidungen nicht das letzte Wort hat. Umgekehrt - und damit diesen Stereotypen exakt entsprechend - ist für Mädchen der Idealpartner häufiger als für Jungen älter, klüger, selbstbewußt und dominierend, an Politik statt an Mode interessiert" (Sigusch, V., Schmidt, G., 1973:49 f.)

Als entscheidendes Ergebnis dieser vorgetragenen empirischen Aussagen muß festgehalten werden, daß insbesondere aus der längerfristigen Disposition (Lebensperspektive) der Partnervorstellungen, gefolgert werden muß, daß hier - im Gegensatz zu dem Wert 'Attraktion' - insbesondere hekunftsfamilial bestimmte Wertprinzipien zur Anwendung gelangen. Anders formuliert: Partnervorstellungen scheinen in hohem Maß von herkunftsfamilialen Grundwerten mit determiniert und weniger von Einflüssen aus dem Bereich der Massenmedien und der jugendlichen Gleichaltrigengruppe tangiert zu sein.

2.3.2. ATTRAKTION

Das Merkmal Attraktion ist aufgrund der oben vorgetragenen Überlegungen aus dem Bereich der Partnervorstellungen insoweit auszuklammern, als es eher in einer kurzfristigen Perspektive von Relevanz ist. Mit anderen Worten: wir vermuten, daß Attraktion im Sinne einer als zukünftig wünschenswert verstandenen Wertorientierung im Rahmen der ersten Partnerselektion von größerer Verhaltensdeterminiertheit ist, als Orientierungen wie beispielsweise 'Liebe zu Kindern', 'Hilfsbereitschaft' etc., die erst in einer gedanklichen Vorwegnahme einer möglichen Eheschließung relevant werden.

Wir gehen im folgenden von der Hypothese aus, daß in der Phase vor

der eigentlichen Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht Bedeutungsverleihungen zuvörderst durch die Hereinnahme von gesellschaftlichem Moderverhalten und gesellschaftlich vermittelter Körperästhetik erfolgt. Demnach wird (erste) Bedeutung über zwischenmenschliche Attraktionskriterien vermittelt.

Ohne den Begriff der 'Attraktion' näher zu spezifizieren (Vgl. ausführlicher: Wienold, H., 1972; Mikula, G., u.a., 1977:15; Apelt, K., 1980:25) ist hier lediglich festzuhalten, daß unter Attraktion eine, ohne nähere Kenntnis der Person, spezifisch zwischenmenschliche Anziehung verstanden werden soll, die, was diese andere Person betrifft, bedeutungsverleihend sein kann. Da wir uns im folgenden Kapitel mit der Frage der Produktion von Attraktion (Eindrucksmanagement in bestimmten situativen Kontexten) noch ausführlicher befassen werden, können wir uns hier darauf beschränken, Attraktion nur unter dem Aspekt des Aussehens, d.h. des äußerlichen Erscheinungsbildes zu betrachten.

'Aussehen' kann soziologisch als Begriff gefaßt werden, "der alle Merkmale... Urteile und Meinungen bezüglich der physischen Erscheinung einer Person umfaßt, soweit sie als sozialfunktionale Parameter bei Interaktionen und sozialen Beziehungen ⁴⁹⁾ in Erscheinung treten(können)" (Knollmayr, E., 1969:460).

In diesem Zusammenhang muß allerdings vorallem die soziologische Relevanz dieses Aspektes hervorgehoben werden. So ist insbesondere festzuhalten, daß das Aussehen oder die physische Attraktivität gesellschaftlich weitergehend vorgegeben ist in Form von idealisierten Leitbildern, die als Norm, als Richtmaß zu der Beurteilung von Attraktivität herangezogen werden. Hierbei ist Attraktion, resp. Aussehen nicht nur ein wichtiges 'eigenes' Selektionskriterium, sondern auch die Beziehungsaufnahme zu einem als sozial attraktiv eingeschätzten Partner kann als prestige-steigernd betrachtet werden. Dies läßt sich empirisch mehrfach nachweisen. (Vgl. Meyerhoff, H., 1961:38, Rosenmayr, L., 1863:193, Ruthe, R., 1972:45, Brake, M., 1981:148)

Die gesellschaftliche Normierung von Attraktivität ist da-

rüberhinaus gesellschaftlich so umfassend abgesichert und vertreten, daß regelrechte Attraktivitätsstereotype bestehen. Das heißt: die Verbindung zu attraktiven Personen wird nicht nur zur Steigerung des eigenen Prestiges, nicht nur weil Attraktivität eine positiv bewertete soziale Norm ist, sondern eben auch aus Gründen des Attraktivitätsstereotyps ('Was schön ist, ist auch gut') gesucht. (Vgl. Apelt, K., 1980:26)

Somit erscheint es durchweg einleuchtend, wenn Attraktivität insbesondere am Anfang einer Beziehung, ein entscheidendes Selektionskriterium ist. Mikula faßt diesen Sachverhalt wie folgt zusammen: "physisch attraktivere Menschen werden positiver beurteilt und als Partner stärker bevorzugt als weniger attraktive Personen. Dies gilt besonders für Beziehungen zwischen verschiedengeschlechtlichen Personen und hier wiederum besonders dann, wenn nur wenige sonstige Informationen über den Partner verfügbar sind, wie z.B. in den Anfangsstadien einer Beziehung" (Mikula, G., u.a., 1977:24). Zusammenfassend ist somit zu konstatieren: "Für Kontakte zwischen Fremden ist die physische Attraktivität von entscheidender Bedeutung" (Apelt, K., 1980:26).

Was die empirische Absicherung dieser Annahme betrifft, daß nämlich Attraktion als entscheidendes erstes Selektionskriterium aufgefaßt werden kann, und daß damit Attraktion stark bedeutungshaltig ist, lassen sich sehr schwer Belege aus der Umfrageforschung beibringen.

Neben sehr verstreut vorliegenden und teilweise sehr veralteten Arbeiten (z.B.: Christensen, H., 1952, Schobersberger, J., 1957, Knollmeyer, E., 1969:470, Lerner, R.M., Karabenik, S.A., 1974:307 ff. Cunningham, J., 1976:338 ff.), die alle belegen daß Attraktion als entscheidendes Selektionskriterium verstanden werden muß, wird unsere Vermutung der Relevanz von Attraktion als Partnerselektionskriterium vorallem von einigen sozialpsychologischen Theorien gestützt. Dies ist insbesondere durch die 'Stimulus-Werthaltungs-Rollentheorie der Ehepartnerwahl' und die Austauschtheorie in Verbindung mit der Attraktionsforschung geschehen. (Vgl. Murstein, B., 1977: 166 ff.) Auch das Konzept der dyadischen Beziehungen von Levinger und Snoek (1977:108 ff.) enthält entscheidende Aspekte der Attraktionsforschung.

Abschließend ist auf die geschlechtsspezifisch differierende Leitbildhaftigkeit von Attraktion noch kurz näher einzugehen. Aus den im vorangegangenen Abschnitt dargestellten Arbeiten ging hervor, daß Attraktion, wenn auch nicht gravierend, so doch aber geschlechtsspezifisch variiert. Demnach erscheint es für Jungen wichtig zu sein, ein attraktives Mädchen zu selektieren. Demgegenüber legen Mädchen zwar auch auf eine Attraktivität ihres Partners Wert, aber nicht in dem Umfang, wie dies bei Jungen der Fall ist. (Vgl. Sigusch, V., Schmidt, G., 1973:49, Mechler, H.J., 1977 B:143) Dieser Sachverhalt deckt sich relativ eindeutig mit unseren in Punkt 2.2.2.2. dieses Kapitels vorgetragenen Überlegungen, wonach eine Bedeutungsverleihung in geschlechtshomogenen Gruppen bei Mädchen in viel höherem Maß von idealisierten und romantischen Vorstellungen geprägt ist, während Jungen eindeutige Attraktivitätsrelationen favorisieren. Daraus folgt, daß für Jungen insofern von einer leichter zu vollziehenden Bedeutungsverleihung gegenüber dem anderen Geschlecht auszugehen ist, als für sie Attraktion einen relativ hohen Stellenwert in der Partnerbeurteilung besitzt. (Vgl. Brake, M., 1981:148) und vor allem Attraktion hinsichtlich gängiger Attraktionsstereotype leichter zu fassen ist. Bei Mädchen überwiegt demgegenüber mehr ein Leitbild, das auf einer romantischen Vorstellungswelt - die in hohem Maße von einem über Massenmedien vermittelten 'romantic-love-complex' konstituiert wird - bezogen ist (Vgl. z.B. Stary, J., 1974:172) und das zumindest insofern diffuser ist, als es sich schwerer in spezifische Bedeutungsverleihungen umsetzen läßt. (Vgl. auch: Knollmayr, E., 1969: 470; Sigusch, V., Schmidt, G. 1973:12; Cremerius, E., 1981:145) Somit scheint zumindest die Vermutung statthaft zu sein, daß bei Mädchen das Merkmal Attraktion einen entscheidenden Bestandteil des Selbstkonzeptes darstellt und zugleich Mitgliedschaft in Gleichaltrigengruppen mitbeeinflusst. (Vgl. Janig, H., 1979:59)

3. PHASE II: ERSTE INTENSIVE BEZIEHUNGSaufNAHME ZUM ANDEREN GESCHLECHT

Haben wir uns in der ersten Phase mit der gedanklich vorstellenden Vorwegnahme einer Beziehung beschäftigt, so wenden wir uns in diesem Kapitel den Implikationen einer de facto stattfindenden Beziehungsaufnahme und mittelfristig angelegten Beziehungsfortführung zu. Es geht also darum, den Prozeß nachzuvollziehen, in dem erste Kontakte geknüpft werden und der Versuch unternommen wird, diese Kontakte fortzuführen.

3.1. EINLEITUNG

Die hier vorgenommene Trennung in einzelne Phasen eines Modells der Partnerwahl erfolgt zu analytischen Zwecken. So werden auch in dieser Phase Bedeutungen verliehen und antizipative Handlungsentwürfe gedanklich durchgespielt, so daß zwischen beiden Phasen eine Vielzahl von Berührungspunkten existieren. Der Unterschied liegt aber darin, daß bisher vorwiegend passive Handlungsentwürfe erstellt wurden, die im intraindividuellen Dialog entwickelt wurden. Typisch für diesen Abschnitt war, daß selbst die Handhabung der eigenen Rolle ausschließlich dahingehend geschah, daß man über sich selbst und den eigenen Handlungsentwurf nachdachte und sich damit identifizierte, wer man in der projizierten Situation selbst gerne sein möchte. Zur eigentlichen Handlung kam es nicht. (Vgl. Mc Call, G., Simons, J.L., 1974:153)

Die nun zu behandelnde 2. Phase - für deren Initiierung und Bewältigung das Durchlaufen der Phase 1 als notwendige Voraussetzung verstanden werden muß - kann dadurch charakterisiert werden, daß hier eine erste intensive Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht erfolgt, die von dem Jugendlichen als 'feste Beziehung' (Vgl. V.1.3.) verstanden wird. Für eine erste Präzisierung läßt sich dies darüber bestimmen, daß A und B sich ineinander verliebt haben und dies auch zum Ausdruck bringen.

Wurde in der Phase 1 theoretisch eher implizit eine Verbindung zwischen einem makro- und einem mikrosoziologischen Be-

zugsrahmen durchgehalten, so kann diese Verbindung in diesem Kapitel nun prägnanter herausgearbeitet werden. Folgende beiden Aspekte scheinen hierbei entscheidend zu sein:

1. Die beiden einander selektierenden Individuen sind Repräsentanten zweier Teilkulturen, die wir in Kap. III entlang der Dimension 'Geschlechtsrolle' differenzierten. Das heißt: Beide treffen und lernen sich als Individuen kennen, die einer gleichen, ähnlichen oder unterschiedlichen Wertesozialisation in unterschiedlichen Sozialisationsagenturen unterlagen. Je nach Kompatibilität respektive Non-Kompatibilität wird der Kontakt und die Beziehung sich verschiedenartig gestalten, wobei inhaltliche Differenzierungen hinsichtlich diverser Wertorientierungen (z.B. Unterschiede in den herkunftsfamilial vermittelten Wertstandards, aber weitgehende Übereinstimmung in jugendtypischen Wertorientierungen) in den weiteren Ausführungen zu berücksichtigen sein werden.
2. Gleichzeitig befinden sich die beiden Individuen hinsichtlich der ersten Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht und auch bezüglich der Fortführung der Beziehung in einer für sie weitgehend ungesicherten Situation (Vgl. V.2.2.). Damit sind für die konkrete Geschlechterbegegnung Problembereiche angesprochen, wie die Produktion eines 'Ersten Eindrucks' (Eindrucksmanipulation, Imageaufbau), ungenügende Situationsstrategien, aber auch spezifische Ich-Leistungen und schließlich symbiotische Bindungsqualitäten ('1.Liebe' - Vgl.: IV.3.3.), also Fragestellungen, die einen mikrosoziologischen Bezugsrahmen notwendig machen. Dieser wurde bereits in Kapitel IV erarbeitet und wird in diesem Kapitel gegebenenfalls noch weiter ergänzt werden.

Die Verbindung von mikro- und makrosoziologischen Aspekten kann über die Herstellung einer befriedigenden, resp. unbefriedigenden Beziehungsqualität gedacht werden, indem das Lösen der oben angesprochenen mikrosoziologischen Problembereiche abhängig von den bislang internalisierten Wertstandards erscheint. Anders formuliert: Je diskrepanter beispielsweise die (geschlechtsspezifischen) Wertorientierungen von A und B sind, desto problematischer wird sich die Beziehungsaufnahme und

Beziehungsfortführung erweisen und umso eher ist von einem Beziehungsabbruch auszugehen. Allerdings gilt der daraus ableitbare Umkehrschluß (Je kompatibler die geschlechtsspezifischen Wertorientierungen der beiden Partner, desto befriedigender wird die Beziehung verlaufen) nur bis zu einem gewissen Grad der Wertekonvergenz.

3.2. KENNELNERNEN: EIN ERSTER PROBLEMAUFRIB ANHAND EMPIRISCHEN MATERIALS

'Kennenlernen' besagt vorerst nichts anderes, als aus der Vielzahl von potentiellen Interaktionspartnern einen (mehr) zu selektieren, um diese Beziehung von ihrem 'bisherigen' Charakter der Flüchtigkeit und Unverbindlichkeit herauszuheben. Das heißt: über 'Kennenlernen' erhält eine vormals nicht oder nur sehr oberflächlich existierende Beziehung eine neue, andere Qualität, so daß weniger nach dem Begriff des 'Kennenlernens' gefragt werden muß, als vielmehr nach der Definition der Beziehungsstruktur, die sich aus dem Prozeß des Kennenlernens ergibt. 'Kennenlernen' ist somit nicht nur Kontaktaufnahme, sondern auch der Prozeß, der eine einmal eingegangene Beziehung begleitet. In unserem Kontext kann nun diese Beziehung als 'feste Freundschaft', 'Mädchen-', resp. 'Jungenbekanntschaft', 'Verhältnis', 'Große Liebe' etc. verstanden werden.

Was die Qualität der Beziehung anbetrifft, kann in der Literatur wiederum auf relativ wenig zentrale Aussagen zurückgegriffen werden, vielmehr herrscht die eher diffuse und relativ selten in einer eindeutigen Fragestellung festgehaltene Meinung vor, Liebe, Treue, gegenseitiges Verständnis und Ehebezogenheit würden diesen Beziehungstyp charakterisieren. (Vgl. Schmidt, G., Sigusch, V., 1971:115; Seidenspinner, G., 1974:101; Kreutz, H., 1965:189; Schilling, J., 1977:194; Rosenmayr, L.-1963:189)

Wenn wir uns nun näher mit der Etablierung dieser Beziehungsform befassen wollen - also dem Prozeß des ersten Kennenlernens - so können wir hier auf bereits referiertes Material zurückgreifen, da wir davon ausgehen, daß in aller Regel die erste Kontaktaufnahme sich im Umfeld der Gleichaltrigengruppe vollzieht.

Wir haben ein Charakteristikum der Gleichaltrigengruppe in ihrer expressiv kommunikativen Funktion gesehen. Dies deckt sich prinzipiell mit den räumlichen Gegebenheiten, innerhalb derer eine heterosexuelle Kontaktaufnahme stattfindet.

Die zu dieser Frage vorliegende Literatur kommt zu relativ eindeutigen Ergebnissen. Die höchsten Prozentzahlen weisen Jugendtreffs aus, die sich durch ein expressiv definiertes situatives Arrangement auszeichnen, wie z.B. Tanzen und Musikhören, aber auch Straßenecken, Kino und Badeanstalten (Vgl. Kreutz, H., 1964:197; Pfeil, E., 1968:74; Emnid, 1971:153; Domke, H., 1975:262; Projektgruppe Jugendbüro 1975:104; Cremer, C., 1976:55; Landesjugendref. d. Burgenlandes, 1978:55; Stone, J., 1978:246; Cremerius, E., 1981:144 ff.)⁵⁰⁾

Die Schule, resp. die Ausbildungsstätte entfällt als Treffgelegenheit für den heterosexuellen Partner weitgehend. Sie scheinen vielmehr zentrales Rekrutierungsgebiet für gleichgeschlechtliche Freundschaftsbeziehungen zu sein und sind insbesondere unter sozialökologischen Gesichtspunkten zu sehen. (Vgl. Hornstein, W., 1975:126 ff., Goode, W., 1976:70). Werner versucht diesen Sachverhalt damit zu klären, "daß man in der Schule als Junge kaum eine Freundin und als Mädchen kaum einen Freund findet, hat seine Ursache weitgehend in der geschlechtsneutralen Atmosphäre, die auch heute noch in ihr vorherrscht. Hier übernehmen dann die Lokale, Cafés, Restaurants, Discotheken, Tanzparties usw. die Funktion des Treffpunkts und des Ortes an dem sich Jungen und Mädchen zwanglos kennenlernen können" (Werner, A., 1973:158 ff.). Dies hat freilich die Konsequenz, daß die These, wie sie für die gleichgeschlechtliche Freundschaft noch zutrifft, daß nämlich die räumliche Nähe einen entscheidenden Faktor für das Zustandekommen von Beziehungen darstellt, nicht mehr in dem Maß gilt, da Tanzlokale, Discotheken und Gaststätten weiter regional verteilt sind, als beispielsweise Schulen.

Charakteristisch für diese Orte des 'Sich-Kennelerns' scheint nun mehreres zu sein. Zum einen vollzieht sich die Geschlechterbegegnung weitgehend ohne Einfluß von Erwachsenen, d.h. an Orten, die sich durch eine relativ geringe

Kontrollmöglichkeit von seiten der Erwachsenen auszeichnen. Treffpunkt ist somit nicht die Familie, sondern die Öffentlichkeit in Form jugendzentrierter Orte, wie Tanzlokale, Straßenecken, Gaststätten (Mc Donalds!) oder Badeanstalten. Dies verdeutlicht nicht nur nochmals das Diktum der 'Freiheit der Partnerwahl' (Vgl. I.3.2.), sondern weist gleichzeitig auf die Relevanz der Gleichaltrigengruppen in diesem Bereich hin. (Vgl. : Kreutz,H.,1965:197, Gillis,J.R.,1980:191)

Zum anderen ist auf die Atmosphäre relativer Ungezwungenheit dieser Treffpunkte hinzuweisen. Man trifft sich dort im Rahmen der Gleichaltrigengruppe, um Musik zu hören, zu tanzen oder Kommunikationsbeziehungen im weitesten Sinn zu pflegen. Intendiertes Ziel ist nicht primär der Versuch der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht, sondern dies wird überlagert von anderen Aktivitätsprofilen und vollzieht sich dort eher nebenbei. Auch aus diesem Sachverhalt lassen sich entscheidende Ansatzpunkte der Unsicherheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht ableiten.

Was die typische Altersverteilung bei der ersten intensiveren Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht betrifft, ist von einem sehr raschen sozialen Wandel auszugehen, so daß ältere Untersuchungen (Emnid 1964: 88ff.; Kreutz,H., 1965:185; Domke,H.,1970:230) nicht mehr Realität abbilden. Hornstein (1975:125) formulierte dies sehr treffend, wenn er folgendes näher ausführt: "Hier macht die vorwissenschaftliche Evidenz darauf aufmerksam, daß die vorliegenden Untersuchungen Mitte der 60 er Jahre gemacht worden sind" und somit dringend einer Korrektur bedürfen. Wir können uns bei diesem Bemühen nun allerdings auf Zahlenmaterial aus dem Jahr 1981 stützen, das im Rahmen der schon erwähnten Shell Studie erhoben wurden. Hier wurde der interessante Versuch unternommen den Einstieg in die Geschlechtsrolle - definiert als die biographisch bedingte Veränderung des erotisch und sexuellen Verhältnisses zum anderen Geschlecht - mittels der folgenden drei Fixpunkte zu ermitteln:

Phase 1: Erste Verliebtheit (Emotionale Öffnung zu diesem Problem)

Phase 2: Erste eigene sexuelle Erfahrungen (Beginn der sexuellen Lebenspraxis)

Phase 3: Wissen, wie das andere Geschlecht eigentlich
ist (Jugendwerk d. deutschen Shell, 1981,
I:176)

Für den hier zu behandelnden Abschnitt der ersten Beziehungsaufnahme zum anderen Geschlecht scheint der Phase 1 entscheidende Bedeutung zuzukommen. Die folgenden Angaben stellen kummulierte Prozentangaben dar (Mittelwert: 15,4 Jahre, Standardabweichung: 2,8 Jahre)

Tab.18: Durchschnittsbiographien von Jungen und Mädchen (Fixpunkt: 'Zum ersten Mal verliebt sein' - in %)

	erreicht bis 14 J.	erreicht/werde erreichen bis 17 J.	erreicht/werde erreichen bis 20 J.	N
Jungen	27	82	98	509
Mädchen	37	90	99	479
Gesamt	32	86	99	988

(Jugendwerk d. deutschen Shell, 1981,
I:276)

Im Alter von 15-17 Jahren haben also 2/3 der Jugendlichen diesen Fixpunkt bereits erreicht (Ebd.:176) und (in der gleichen Alterskategorie) 49 % der Jugendlichen bereits sexuelle Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht bereits gemacht, (Jugendwerk d. deutschen Shell, 1981, III:35) so daß auch im historischen Zeitvergleich auf diesem Gebiet von einer deutlichen Vorverlegung heterosexueller Kontaktaufnahme auszugehen ist. Wir verwiesen auf diesen Sachverhalt bereits im Kapitel I unter dem Stichwort der 'Akzeleration'.

Mit der Bildung einer Zweierbeziehung treten deutliche Veränderungen hinsichtlich der Partizipation an Gleichaltrigenkontakten, der Aktivitätsprofile, der interaktiven Organisation und der Freizeitpräferenzen auf. Dies ist insbesondere damit zu belegen, daß in dem Netzwerk der Gleichaltrigen die Tendenz besteht, die gegenseitigen Erwartungen an den Normen der Altersgruppe anzulehnen, während die Erwartungen in der Zweierbeziehung (einschließlich der 'erarbeiteten' Bedeutungen) sich auf vertrauensvoll geäußerte, persönliche Bedürfnisse der Beteiligten (Vgl. Krappman, L. 1980:463) beziehen. Mit der zunehmenden Festigung einer heterosexuellen Beziehung wird nicht nur ein Teil des bislang vorhandenen individuellen Freiraums aufgegeben (Vgl. Cremerius, E., 1981: 163), sondern auch der zunehmende Rückzug aus der Gleichalt-

rigengruppe eingeleitet, (Vgl. Hornstein,W.,1975:133 ff.) wobei diese Tendenz bei Mädchen stärker ausgeprägt zu sein scheint, als bei Jungen (Vgl. Smith,E.A.,1962:66,Cremerius,E., 1981:163 ff.)

So ist auch im Freizeitverhalten eine deutliche Zunahme an Aktivitäten mit den andersgeschlechtlichen Partnern, zugunsten der 'peer group' festzustellen. Neben 'aktiver sportlicher Betätigung' und 'Baden, Schwimmen' rangiert das 'Zusammensein oder das Ausgehen mit der Freundin' an entscheidender Stelle (Vgl.: Domke,H.,1970:150,208; Lüdtkke,H.,1972: 194; Hornstein,W.,1975:75; Landesjugendref. d. Burgenlandes, 1978:39; Brunnmayer,E.,1981:125)

3.3. DER PROZESS DER HERSTELLUNG EINES GEGENGESCHLECHTLICHEN KONTAKTES

Haben wir uns in dem vorangegangenen Abschnitt damit beschäftigt, anhand sekundäranalytischen Materials eher sozialstrukturelle Merkmale im Umfeld von Kontaktfindung und Kennenlernen vorzustellen, so wenden wir uns jetzt wieder theoretischen Überlegungen zu. Hierbei werden wir und hauptsächlich mit Problemen beschäftigen, wie dem der Erstellung eines ersten Eindrucks (Imageaufbau) und der schon angesprochenen Unerfahrenheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht.

3.3.1. DIE PRODUKTION DES 'ERSTEN EINDRUCKS'

Am Ende der Phase I konnten wir festhalten, daß Attraktion als entscheidendes Kriterium der Partnerselektion im Rahmen von Bedeutungsverleihungen und der ersten Kontaktaufnahme gegenüber dem anderen Geschlecht aufgefaßt werden kann.

Auf die konkrete Situation der Kontaktaufnahme bezogen, kann nun vermutet werden, daß aus der Anzahl von Individuen, die interaktiv erreichbar sind, der-, resp. diejenigen selektiert werden, die als attraktiv zu definieren sind. Um nun in den Kontakt mit dem anderen, der als attraktiv erscheint, eintreten zu können, bedarf es u.a. auch der Präsentation des

eigenen Selbst, und zwar der Art, als der Akteur davon ausgehen kann daß er dem selegierten Partner seinerseits attraktiv erscheint, um von daher sich seiner Bemühungen sicher ein zu können. Er wird also bemüht sein, sich selbst in einem möglichst positiven Licht dem anderen gegenüber zu präsentieren.

Wir haben es also in der konkreten Aufnahme einer Kontaktsituation mit zwei Attraktionsdimensionen zu tun. Zum einen geht es darum, einen Partner via Attraktion zu selegieren zum zweiten die erhoffte eigene Attraktion dem anderen Gegenüber durch ein gedankliches Hineinversetzen ('taking the role of the other') in diesen anderen zu bestimmen, um daraus Rückschlüsse für das eigene Auftreten in der konkreten Situation abzuleiten. Theoretisch können wir uns hier auf E. Goffman beziehen, der zwischen zwei Ausdrucksmöglichkeiten unterscheidet, die dem Akteur zur Verfügung stehen, "nämlich den Ausdruck den (der Einzelne) sich selbst gibt und der Ausdruck, den er ausstrahlt. Die erstere Art umfaßt Wortsymbole und ihre Substitute, die der Einzelne eingestandenermaßen und ausschließlich dazu verwendet, diejenigen Informationen zu vermitteln, die er und die anderen mit diesen Symbolen verknüpfen. Die zweite Art umfaßt einen weiten Bereich von Handlungen, die von den anderen als aufschlußreich für den Handelnden aufgefaßt werden, soweit sie voraussetzen können, daß diese Handlungen auf andere Gründe als denen der Information unternommen wurden" (Ebd.:6) Wenn auch beide Bereiche in enger Interdependenz zu sehen sind, - und die verbalen mit den nonverbalen Aussagen (und umgekehrt) überprüft werden können (Ebd.:10) - so interessiert uns insbesondere der zweite Aspekt. Geht es bei ersterem darum, mit dem anderen ins Gespräch zu kommen, indem Informationen auf explizit verbaler Ebene ausgetauscht werden, die bei den ersten Kontakten in der Regel trivialer Natur sind, wie z.B. das Konzert der letzten Pop-Gruppe, Schulschwierigkeiten etc., so erscheint uns der zweite Aspekt den Goffman anspricht, für unsere Überlegungen entscheidender zu sein. Hier handelt es sich um den Bereich der Eindrucksmanipulation, mittels der man sich als attraktiv darstellen kann. Eindrucksmanipulation im Sinne einer "dramaturgischen Perspektive" (Goffman, E., 1976':219) beinhaltet somit ein bewußtes 'Sich-dem-anderen-darstellen'.

Die Spezifität der Situation der Kontaktaufnahme setzt, zumindest in der Mehrzahl der Fälle voraus, daß die beschriebene Eindrucksmanipulation nicht als einseitige zu verstehen ist, d.h. der Gegenüber befindet sich auch nicht in einer für ihn gerade alltäglichen Situation. Er ist auch nicht der 'große Routinier' in der Aufnahme von heterosexuellen Kontakten (unsere Modellüberlegung unterstellt dies zumindest), so daß hier die Taktik der Eindrucksmanipulation auch von dem anderen erwartet werden kann. Demzufolge können wir zumindest teilweise davon ausgehen, daß beide Interaktionspartner von der jeweiligen Eindrucksmanipulation des anderen wissen, d.h. daß sie unterstellen können, daß das von dem anderen an den Tag gelegte Verhalten (ebenso wie ihr eigenes) nicht den alltäglichen Standards entspricht.

Wir können jetzt den oben von Goffman angeführten Prüfungsmechanismus, nämlich das nonverbale mit dem verbalen Verhalten zu vergleichen, näher präzisieren. Er gilt nämlich nur in der oben erwähnten Situation, in der einer der beiden Partner eine so überzeugende Manipulation des ersten Eindrucks vollzieht, daß dies der andere als solche nicht erkennt. In allen anderen Fällen kann dieser Mechanismus nicht zur Anwendung kommen, da beide Partner Akteure des gleichen 'Spiels' sind und die gleichen Spielregeln anzuwenden suchen.

Für den weiteren Verlauf der Interaktion ist dieser erste Eindruck entscheidend. Die Kunst, sich vor den anderen als möglichst attraktiv zu präsentieren, besteht darin, "daß man den ersten günstigen Teileindruck bewußt unterstreicht und die Schwächen verbirgt" (Koestler, A., 1961:97), daß man die eigene Person mit Methode vorteilhaft ins rechte Licht rückt. Oder in der Terminologie von Goffman: "Ist die durch 'erste Eindrücke' in Gang gesetzte Interaktion selbst nur die erste in einer längeren Reihe von Interaktionen zwischen denselben Partnern, dann halten wir es für wichtig, von Anfang an den richtigen Eindruck zu machen" (Goffman, E., 1976³:15) Dieser erste Eindruck hängt weitgehend von der Art der Darstellung ab, die Goffman "als die Gesamttätigkeit eines bestimmten Teilnehmers an einer bestimmten Situation definiert .. und die dazu dient, die anderen Teilnehmer in irgend einer Weise zu beeinflussen" (Ebd.:18). Diese Darstellung ist höchst kom-

plexer Natur und wird von Goffman vorallem im Rahmen einer Theateranalogie gedeutet. Erster entscheidender Bestandteil ist der der 'persönlichen Fassade', zu der "...Kleidung, Geschlecht, Alter, Rasse, Größe, physische Erscheinung, Haltung, Sprechweise, Gesichtsausdruck, Gestik und dergleichen zu rechnen sind" (Ebd.:25), die in einer alltagsweltlichen Interpretation ihrerseits in eine Fassade eingebunden sind, die "die Situation für das Publikum der Vorstellung" (Eb d.:23) bestimmen und als "das standardisierte Ausdrucksrepertoire das der einzelne im Verlauf seiner Vorstellung bewußt oder unbewußt anwendet" (Ebd.:23) näher präzisiert werden kann.

Die persönliche Fassade beinhaltet jene Ausdrucksmittel "die wir am stärksten mit dem Darsteller selbst identifizieren und von denen wir erwarten, daß er sie mit sich herumträgt". (Ebd.: 23) Damit wird unser Augenmerk vorallem auf die Individualität des anderen gelenkt, der bemüht ist, seine je situationsadäquate Dramaturgie zu entwerfen. Claus Daniel verweist mit Recht auf die subjektive Leistung des einzelnen, seine Fassade in Interaktionen gezielt einzusetzen, wenn er von einem 'Fassaden-Ich' des Identitätsarbeiters" (Daniel,C., 1981:187) spricht.

Die Produktion dieser persönlichen Fassade ist als ein sehr komplexer Vorgang zu verstehen, die in 'Erscheinung' und 'Verhalten' differenziert werden kann. "Der Begriff 'Erscheinung' bezieht sich dabei auf die Teile der persönlichen Fassade, die uns über den sozialen Status des Darstellers informieren. Zugleich werden wir durch sie über die augenblickliche Situation des einzelnen unterrichtet... Mit 'Verhalten' sind dann die Teile der persönlichen Fassade gemeint, die dazu dienen, uns die Rollen anzuzeigen, die der Darsteller in einer Interaktion zu spielen beabsichtigt. So kann hochmütiges aggressives Verhalten den Eindruck erwecken, der Darsteller wolle die mündliche Interaktion in Gang setzen und ihren Verlauf beeinflussen. Bescheidenes und auf Verteidigung eingestelltes Verhalten hingegen kann den Eindruck erwecken, der Darsteller sei bereit, sich der Führung anderer unterzuordnen oder er könne wenigstens dazu veranlaßt werden " (Goffman,E., 1976³:25).

Die persönliche Fassade des Akteurs setzt sich aus beiden Komponenten zusammen. Sie wird produziert und bewußt eingesetzt, und erleichtert dadurch dem anderen die Kontaktaufnahme, indem dieser sich an den äußeren Merkmalen eine erste Orientierung verschaffen kann. Das heißt, wenn wir mit Goffman persönliche Fassade als Möglichkeit der Präsentation von Ausdrucksmitteln definiert haben, wie Kleidung, Mimik, Gestik, Sprechweise, so kann diese persönliche Fassade entlastend im Sinne einer ersten groben Definition des Gegenüber sein. Entlastend sind Merkmale der persönlichen Fassade insofern, als darüber erste Kategorisierungen des Gegenübers vorgenommen werden können, da "Kleidung in Verbindung gebracht .. (wird) mit bestimmten Vorstellungsinhalten, die als der Sinn der Kleidung, als ihre Bedeutung bezeichnet werden" (Helle, H.J., 1980 A:2). Anhand dieser Bedeutung von Kleidung (bzw. 'persönlicher Fassade') ist der Einzelne, wenn auch nur grob und oberflächlich einzuordnen, indem er sich als Mitglied einer bestimmten Gruppe zu erkennen gibt. (Vgl. Krappmann, L. 1975:36)

So läßt z.B. die Art der Erscheinung erste Rückschlüsse auf den Gegenüber zu. Ebenso gewisse Rangabzeichen, verstanden als evtl. auch modisch bedingte Symbole (Aufkleber, Plaketten), die signalisieren, daß der Träger dieser Symbole sich mit gewissen Werten identifiziert. Zu denken ist hier an gewisse Selbststilisierungstendenzen, die von einer betont lässigen, sportlichen Kleidung bis zu demonstrativ zur Schau getragenen 'Atomkraft - Nein Danke!' reichen. Gleich, wie diese Selbststilisierung aussieht, so scheint sie doch als wichtiges Zuordnungs- und Kategorisierungsmittel zu fungieren, da die Interaktionspartner mit diesen Merkmalen der persönlichen Fassade betonen, daß für sie gewisse Wertorientierungen (mehr oder minder) verbindlich sind. Gerade dadurch sind sie jedoch identifizierbar, indem die aus diesen Äußerlichkeiten ableitbaren Wert- und Verhaltensstandards demjenigen, der um Interaktionsaufnahme bemüht ist, signalisieren, ob eine erste (oberflächliche) gemeinsame Basis zwischen ihm und dem Gegenüber existiert - oder nicht.

EXKURS: JUGENDLICHE MODE ALS 'PERSÖNLICHE FASSADE'

Der Bereich 'Mode', wie wir ihn hier verstehen wollen, umfaßt die Selbststilisierung von Jugendlichen hinsichtlich ihres gesamten Aussehens, also Kleidung, Frisur, Make up etc. Gerade für den Jugendlichen erscheint Mode als 'individuelle' Äußerungsform einer jugendgeprägten Welt, als deutliche Absetzung zur Welt der Erwachsenen. Mittels Mode stellt sich der Jugendliche dar, er kündigt - wie dies Graumann im Anschluß an Stone (1962:86 ff.) formuliert - seine Identität an, drückt seine Stimmung aus und offeriert seine Einstellung. Mode kommt somit kommunikative Kompetenz zu, beinhaltet aber auch Statuszuweisung und Statusbegrenzung (Vgl. Graumann, C.F., 1972:1229).

Auf den engen Zusammenhang zwischen dem Modeverhalten und der Beeinflussung von Massenmedien wurde schon hingewiesen, vor allem hinsichtlich der Leitbildhaftigkeit verschiedener Jugendidole, aber auch hinsichtlich des von den Massenmedien geprägten Geschmacks.⁵¹⁾

Neben dieser massenmedialen Einflußnahme kommt im Bereich der jugendlichen Selbststilisierung auch der 'peer group' wieder entscheidende Bedeutung zu und zwar in Form eines Anpassungsdrucks an ästhetische Gruppennormen Gleichaltriger. Giffhorn konnte zeigen, daß von seiten der Familie immer we-schreiben: "Es sieht so aus, als ob es schon in den Lebens-kann, das 'Sich-Anziehen' wird in eigene Regie übernommen (Vgl. Giffhorn, H., 1974:78), wenn auch hier eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung nach dem komplementären Modell weiter durchgehalten wird. (Ebd.:80)

Ebenfalls zu dem Ergebnis einer weitgehenden Reduktion familialen Einflusses auf jugendliche Selbststilisierungstendenzen gelangen die Verfasser der Shell-Studie, wenn sie schreiben: "Es sieht so aus, als ob es schon in den Lebens-jahren bis 17 eine Ausnahme wäre, wenn ein Jugendlicher nicht selbst über sein Aussehen bestimmen kann" (Jugendwerk d. deu. Shell, 1981, I:148).

Bezogen auf 'Eindrucksmanipulation' und die Produktion eines '1. Eindrucks' ist zum einen davon auszugehen, daß hinsichtlich der Selbststilisierung jugendlicher von einer relativ geschlossenen Jugendkultur gesprochen werden kann, d.h. jugendliches Aussehen, sei es Kleidung, Frisur oder Habitus wird sich - nicht zuletzt aufgrund einer Propagierung jugendlicher Leitbilder - immer von der Selbststilisierung Erwachsener unterscheiden.

Andererseits ist innerhalb dieser Jugendkultur von Differenzierungen auszugehen, die durch nach außen mehr oder minder bewußt zur Schau getragene Symbolisierungen (Kleidung, Gestik) und sowohl das Goffmansche Konzept der 'Erscheinung' als auch das des 'Verhaltens' abdecken, erkennbar sind. Diese Differenzen hinsichtlich der äußeren Fassade entsprechen einer Differenz der Werthaltungen, die der- bzw. diejenige für richtig und wahr hält. Das bedeutet, die hier zu behandelnden Aspekte der persönlichen Fassade müssen als Ausdruck spezifischer Werthaltungen verstanden werden. Bezogen auf unsere Differenzierung einer teilkulturellen Variation des Geschlechtsrollenverständnisses heißt dies nun, daß diejenigen Jugendlichen, die aufgrund ihrer herkunftsfamilialen Wertorientierungen und der unter diesen Voraussetzungen selektierten 'peer group' einem eher komplementären Geschlechtsrollenverständnis verpflichtet sind, sich in ihrer persönlichen Fassade, von denjenigen unterscheiden, die eher egalitär orientierte Werthaltungen vertreten. Dies wird neben dem Bereich der Kleidung insbesondere hinsichtlich der Gestik und des Verhaltens zum Ausdruck kommen. So wird ein zurückhaltendes, sich sorgfältig schminkendes und seine weibliche Figur durch entsprechende Kleidung dezent zum Ausdruck bringendes Mädchen auf den ersten Blick weit eher dem komplementären Geschlechtsrollentyp zugeordnet werden, als ein burschikos und kumpelhaft wirkendes Mädchen, das sich strikt weigert Röcke anzuziehen und statt dessen Jeans als 'Dauerbekleidung' bevorzugt. Ebenso werden Jungen, die ein 'rauhes Männlichkeitsideal' darzustellen suchen, von ihrem äußeren Verhalten weit eher dem komplementären Geschlechtsrollentyp zugeordnet, als beispielsweise ein sensibler und weich wirkender Junge. Kurzum: Die persönliche Fassade verweist, wenn auch nur ansatzhaft und auf den '1. Blick', auf ein bestimmtes Geschlechtsrollenverständnis, so daß es

vorerst berechtigt erscheint, aufgrund äußerlich erkennbarer Symbole, auf die dahinter stehenden Werte und Überzeugungen, zumindest in gewissem Umfang, zu schließen. Daß die unter diesen Annahmen zu ziehenden Schlüsse nicht ganz unproblematisch sind und deshalb nur mit größter Vorsicht verallgemeinert werden dürfen, ist nicht zuletzt mit dem Hinweis auf die, eine Egalisierung des Geschlechtsrollenleitbildes propagierende Jugendkultur zu begründen.

In der Darstellung der persönlichen Fassade ist auch das Image des Einzelnen angelegt. Goffman führt aus, daß jedes Individuum ein gewisses Maß an Selbstachtung zeigen und in die Interaktion miteinbringen muß. Hierbei geht es um die Bewahrung, in unserem Fall wohl eher um die Produktion eines Image. (Goffmann, E., 1967:5)

Das Gelingen des Imageaufbaus, das im Sinn des Gegenübers von ihm als positiv bewertet werden kann, erscheint uns für eine erfolgreiche Kontaktaufnahme unerlässlich und trägt zur weiteren Erhöhung der Attraktivität des Partners bei, indem es mit in die persönliche Fassade integriert betrachtet werden muß. L. Krappmann gibt für diesen Imageaufbau ein eindrucksvolles Beispiel. Er beschreibt die Situation in der ein junger Mann auf einer Party ein ihm noch unbekanntes Mädchen trifft:

"Nachdem die beiden jungen Leute miteinander bekannt gemacht worden sind, spricht er sie an, um sich zunächst über allgemeine Themen zu unterhalten, über die jeder etwas sagen kann. Dabei versucht er, herauszufinden, 'wie sie ist', und auch sie bemüht sich, einen Eindruck von ihm zu gewinnen. Im allgemeinen ist er darauf bedacht, sich selbst in gutem Licht erscheinen zu lassen. Möchte sie gerne über ein Konzert plaudern, wird er darauf-wenigstens zu Beginn-eingehen, sofern er dazu überhaupt etwas zu sagen weiß. Ist er hierzu nicht imstande, wird er ein gleichwertiges Thema anschneiden, um nicht als geistlos und ungebildet eingestuft zu werden. Hält er selbst nichts von Politik, wird er mit politischen Argumenten solange vorsichtig sein, als er nicht weiß, was seine Partnerin denkt. Nehmen wir an, der junge Mann möchte die Bekanntschaft über diesen Abend hinaus fortsetzen. Er wird dann herausfinden müssen, ob das Mädchen bereit ist, sich mit ihm zu verabreden. Fordert er sie unvermittelt auf, am nächsten Wochenende allein mit ihm wegzufahren, riskiert er eine Absage und den Abbruch der Beziehung überhaupt. Lädt er sie hingegen ein, sich einer größeren Gruppe

von Freunden und Bekannten anzuschließen, die jeden Samstagnachmittag gemeinsam zum Schwimmen gehen, hat er größere Aussichten auf Erfolg. Sie wiederum hat sicher schon bald gemerkt, daß er 'Absichten' hat. Vielleicht ermuntert sie ihn. Ist er ihr jedoch unsympathisch oder fühlt sie sich schon an jemanden anderen gebunden, wird sie ihm zu erkennen geben, daß er sich keine Hoffnungen machen sollte, bei ihr etwas zu erreichen. Entweder lenkt sie das Gespräch beharrlich auf belanglose Themen oder sie erwähnt beiläufig ihren Freund. Will sie vielleicht doch diesen Abend mit ihm verbringen, da die anderen Gäste sie langweilen, ist es für sie wichtig, einerseits zu verhindern, daß sie feste Einladungen und konkrete Aufforderungen ausdrücklich zurückweisen muß, und andererseits nicht so zurückhaltend aufzutreten, daß ihr Gegenüber sein Interesse ganz verliert." (Krapmann, L., 1975:32 f.)

Somit muß Imageaufbau als explizit expressiver Prozeß verstanden werden, der neben einer Imagepflege auch eine prinzipielle Reziprozität beachten muß. Nicht nur das eigene Image muß gewahrt und gepflegt werden, sondern auch das Image des anderen. Goffman spricht hier von "two points of a view - a defensive orientation toward saving his own face and a protective orientation toward saving the other's face" (Goffman, E., 1967:14).

Nun stehen dem Akteur diverse Möglichkeiten zur Verfügung, um seine Darstellungsprobleme (Imagedarstellung, Eindrucksmanipulation etc.) zu realisieren. So existieren für sehr viele Rollen bereits bestimmte Fassaden, d.h. für die Rolle des sich stürmisch Verliebenden, aber auch für die des schüchtern Kontaktsuchenden existieren bestimmte Verhaltensstandards, die quasi auf Abruf bereitstehen.

Ein weiteres 'Hilfsmittel', das dem Darsteller hilft seine Eindrucksmanipulation leichter vollziehen zu können besteht in der Goffmanschen Differenzierung in Vorder- und Hinterbühne. Die Vorderbühne wird für ihn bestimmt, als "die Region, in der die Vorstellung stattfindet" (Goffman, E., 1976³:100), wobei das Repertoire (die Ausstattung) dieser Bühne in dem Bühnenbild, (sprich Fassade) zu sehen ist. Die setzt sich zusammen aus "Möbelstücken, Dekorationselementen, Versatzstücken, der ganzen räumlichen Anordnung...den Requisiten und Kulissen für menschliches Handeln." (Ebd.:23) Der Bühnenauftritt ist zum einen bestimmten Normen (Höflichkeitsregeln, Anstand) unterworfen (Ebd.:100) und andererseits nicht geographisch mobil, "so daß diejenigen, die ein bestimmtes Bühnenbild als Teil ihrer Vorstellung verwenden wollen, ihr

Spiel nicht beginnen können, bevor sie sich an den geeigneten Ort begeben haben, und ihre Vorstellung beenden müssen, wenn sie ihn verlassen". (Ebd.:23) So erscheint z.B. der nüchterne und zugige U-Bahnhof einer Großstadt sich dafür weniger anzubieten, als das vertraute Milieu eines Schulhofs, eine warme Sommernacht oder ein Freizeitheim. Mit anderen Worten: Die Wahl des situativen Bezugs kann entscheidend die Interaktionssituation verbessern oder sie vielleicht erst ermöglichen. 52)

Darüberhinaus beinhalten diverse Orte die Möglichkeit, die szenarischen Einrichtungen für seine Zwecke zu nutzen, denn ein situatives Arrangement kann die Situation strukturieren und damit - indem die Bedeutung der Situation zumindest präziser festgelegt ist - die erste Kontaktaufnahme erleichtern. Sei es nun die als zwanglos definierte Atmosphäre eines Freizeitheimes, dessen dort üblichen habitualisierten Verhaltenskodex man übernimmt und seine 'persönliche Fassade' darauf abstimmt und somit ganz bewußt imageproduzierende Arrangements schafft, oder die Umgebung der eigenen Ausbildungsstätte, die durch ihre Vertrautheit Verhaltenssicherheit produziert und andererseits über schon vorhandene, eher informelle Kontakte die Möglichkeit einer intensiveren Zuwendung zu einer selegierten Person besser ermöglicht, immer besteht ein Rahmen, innerhalb dessen agiert, aufgetreten wird und der durch seine szenische Beschaffenheit Kontaktaufnahme erleichtert.

Demgegenüber stellt die Hinterbühne den "zu einer Vorstellung gehörigen Ort (dar), an dem der durch die Darstellung hervorgerufene Eindruck bewußt und selbstverständlich widerlegt wird" (Ebd.:104) Uns scheint nun diese Rückzugsmöglichkeit von entscheidender Bedeutung zu sein, da hier das geprobt, revidiert und verworfen werden kann, was in der Realität (auf der Vorderbühne) noch problematisch ist.

Indem sich der Akteur auf der Hinterbühne zurückzieht - in Frage kämen hier die Eltern (Tiefenbindung!), bzw. die 'peer group' und auch das eigene Zimmer, aber auch die Phantasie und Vorstellungswelt des Ein-

zelenen - zieht er sich in für ihn sichere Bereiche zurück, die dann teilweise als Prohebühne fungieren und denen generell durch die oben dargestellten Möglichkeiten identitätsstabilisierende Funktionen zugeschrieben werden können. Hier kann der Akteur seinen Imageaufbau entwerfen und erproben, indem er sich die Originaldekoration vorstellt und darin seine Interaktionsstrategien entwirft. So kann der Jugendliche auf der Hinterbühne eine Rolle proben, die beispielsweise 'Erfahrung' auf dem Gebiet der Geschlechtsrollenbegegnung signalisieren soll. So ist z.B. denkbar, daß dann auf der Vorderbühne der 'alte Frauenkenner' oder der 'durchtriebene Verführertyp' auftaucht, oder im Fall des Mädchens das Image der 'Zurückhaltenden' dargestellt wird, die sich anfangs spröde gibt und erobert werden will, oder schließlich das Mädchen zur Schau gestellt wird, das durch ein bestimmtes Ausdrucksrepertoire zu verstehen gibt, daß es schon Erfahrung auf diesem Gebiet hat und durchaus weiß worauf es ankommt.

Bleibt noch auf ein weiteres hinzuweisen, das Goffman zwar erwähnt, aber nicht näher ausführt: den Kompromiß des Verhaltens auf der Vorder- und Hinterbühne. (Vgl. Ebd.:108) Uns scheint dieser Hinweis deshalb so wichtig zu sein, da die explizite Trennung von Vorder- und Hinterbühne im Verlauf der Festigung und zunehmenden Etablierung einer Beziehung, also mit fortschreitendem Kennen der beiden Partner, sich reduzieren muß. Wir können mit diesem Hinweis an unsere Überlegungen zur 'konvergierenden Identität' (IV.3.3.) anknüpfen und den Vollzug dieser Trennung als weitere Bedingung für einen 'normalen' Entwicklungsverlauf verstehen. In der Goffmanschen Theateranalogie würde dies heißen, daß eine Annäherung beider Partner auf der Ebene des Öffnens der eigenen Hinterbühne für den anderen und damit der Preisgabe der dramaturgischen Raffinessen im Zeitverlauf als immer mehr gegeben unterstellt werden muß. Mit anderen Worten: Die aufgrund von Unsicherheit und Unwissenheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht benötigten theatralischen Auftritte werden im Lauf einer intimeren Kenntnis der beiden immer unnötiger, bis hin zu dem Punkt, von dem ab die beiden eine gemeinsame Bühne etablieren, um von dort aus gegenüber anderen zu agieren. Dann ist - in Worten des in Kap. IV entwickelten Modells gesprochen - sowohl das Konzept der phantom normalcy als

auch das der phantom uniqueness innerhalb der Zeierbeziehung nicht mehr in dem Maß vonnöten, wie in allen anderen Beziehungsformen, bei denen eine Differenzierung in Vorder- und Hinterbühne unerlässlich erscheint.

3.3.2. DIE UNDEFINIERTHEIT DER SITUATION DER KONTAKTAUF- NAHME

In den folgenden Ausführungen werden wir auf den Aspekt der 'Definition der Situation' (Thomastheorem) zu sprechen kommen und diesen in einige Überlegungen zu einer 'Soziologie des Alltags' einbinden. Ausgangsüberlegung ist hierbei die, daß der Vollzug der ersten intensiveren Hinwendung zum anderen Geschlecht weitgehend ungesichert ist, d.h. von nur geringen diesbezüglichen Wissensbeständen vorgezeichnet und von keiner bisher erworbenen Routinisierung getragen ist.

Wir können bei der Behandlung dieser Problematik auf den Ansatz von Peter Berger und Thomas Luckmann (1972) zurückgreifen. Die beiden Autoren sprechen von einer Alltagswirklichkeit als einer, wenn auch zentralen Wirklichkeit neben anderen (z.B. die 'Wirklichkeit' meiner Träume, Phantasien etc.) und thematisieren damit nicht nur die Konstruktion dieser Wirklichkeit als Realität sui generis, sondern auch die Routinisierung von Teilen der Alltagswelt, verstanden - so könnte man Berger und Luckmann deutlicher als sie es tun, weiter interpretieren - als stabilisierender und prinzipiell Verhaltenssicherheit inudzierender Bereich.

Prinzipiell ist davon auszugehen, daß der Alltag insofern eine vertraute und bekannte Welt offeriert, als dieser von Routinehandlungen und -erwartungen getragen wird. "Voluntary coordination of action is achieved in which each of two parties has a conception of how matters ought to be handled between them, the two conceptions agree, each party believes this agreement exists, and each appreciates that this knowledge about the agreement is possessed by the other" (Goffman, E., 1971:17). Diese Übereinkünfte der Akteure, die in der Interaktion prinzipiell vorausgesetzt werden, erscheinen solange nicht als Problem, ja sie scheinen durch Routinisierung gar nicht existent, solange keine Handlungsauffor-

derungen existieren, die über das routinisierte Maß hinausgehen. Ist dies jedoch der Fall, dann kann der Akteur nicht mehr - um in der Terminologie von Berger und Luckmann zu sprechen - auf sein Alltagswissen, auf sein Rezeptwissen, bzw. seine subjektiven Relevanzstrukturen zurückgreifen, d.h. "die Gültigkeit meines Wissens in der und über die Alltagswelt garantiere ich selbst und garantieren andere sich und mir bis auf weiteres, das heißt bis zu dem Augenblick, indem ein Problem auftaucht, welches nicht im 'gültigen Sinne' gelöst werden kann" (Berger, P., Luckmann, T., 1972:45).

Übertragen auf das Problem der jugendlichen Partnerwahl bedeutet dies nun, daß der Jugendliche in der ersten Handhabung des Umgangs mit dem anderen Geschlecht nicht mehr auf seine bisherige Alltagsroutine zurückgreifen kann. Er ist hier mit einem Teil von Alltagswelt, mit einem Teil von Wirklichkeit konfrontiert, für die eine weitgehende Nicht-Routinisierung gilt, für die - so ein weiterer Begriff von Berger und Luckmann - keine Typisierungen ausgebildet wurden. Der Jugendliche muß Handlungsstrategien relativ eigenständig entwerfen, er muß sich diesen Bereich seiner Alltagswelt erst konstruieren.⁵³⁾

Wir gehen also davon aus, daß die Hinwendung zum anderen Geschlecht, die mit der Technik der Kontaktaufnahme, dem Management der Aufrechterhaltung dieses Kontaktes und der Beziehungsdefinition, sowie die generellen Verhaltensstandards im intimeren Umgang mit einem heterosexuellen Partner umschrieben werden kann, erst gelernt werden muß - oder: in der bislang verwendeten Terminologie ausgedrückt, als nicht routinisiert vorausgesetzt werden kann. Denn: Jeder Fall gemeinsamen Handelns ist notwendigerweise aus dem Hintergrund früherer Handlungen der Teilnehmer hervorgegangen, d.h. "the participants involved in the formation of the new joint action always bring to that formation the world of objects, the sets of meanings and the schema of interpretation that they already possess". (Blumer, H., 1969: 20, Vgl. auch Cohen, S., Taylor, L., 1980:61) Doch genau dieses Set von Bedeutungen und Interpretationsentwürfen fehlt dem Jugendlichen hinsichtlich der ersten heterosexuellen Kontaktaufnahme weitgehend.

Wir kommen hier auf das in der Phase I entwickelte Modell der Bedeutungsverleihung zurück. Diese Bedeutungsverleihungen werden zu entscheidenden Konstitutiva einer Realisation der 1. Kontaktaufnahme. Zu fragen ist hier nach den Sets von Bedeutungen, die bis zu diesem Zeitpunkt als ausgebildet verstanden werden müssen und die bei einer vollzogenen Kontaktaufnahme einer entscheidenden ersten Korrektur unterzogen werden, da sie sich als (mehr oder minder) falsch oder realitätsinadäquat herausstellen werden.

Einen Teil der Ergebnisse aus der Phase I zusammenfassend, kann davon ausgegangen werden, daß die bisherigen gegenseitlichen Beziehungen der Adoleszenten

1. entweder von relativ geringer und/oder vorwiegend zeitlich relativ kurzer emotionaler Dichte (z.B. Gleichaltrigengruppen) geprägt waren, oder
2. von starken affektiven Bindungen getragen wurden, doch in der Beziehungsstruktur assymetrisch (z.B. Eltern) oder grundsätzlich anders dimensioniert - via Inzesttabu - als die hier relevanten Beziehungsdefinitionen (z.B. Geschwister) waren, oder
3. indirekt durch Massenmedien oder direkt durch in der Regel alters- und geschlechtsgleiche Freunde vermittelt wurden.

Wir wollen die bislang ausgebildeten Bedeutungsverleihungen als eher 'generalisierte' und teilweise stark typisierte Routine im Umgang mit dem anderen Geschlecht bezeichnen. Dieser generalisierten Alltagsroutine in der Beziehung zum anderen Geschlecht stehen nun - im Rahmen der uns hier interessierenden 1. Kontaktaufnahme - Anforderungen gegenüber, die als relativ neu und unbekannt verstanden werden müssen. Zu denken ist hier an den Entwurf von Verhaltensstrategien, um zu dem - vorerst durch Attraktion selegierten Partner - Kontakt aufzunehmen und sein prinzipielles Interesse an einem Zustandekommen einer Beziehung zu thematisieren. Desweiteren bedarf es der Fähigkeit, symbolisierte Gesten des anderen wertend zu deuten und die eigene Reaktion darauf abzustimmen (findet der andere mich auch attraktiv?) Im Fall des Zustandekommens einer für beide Akteure befriedigenden Interaktionsebene sind weitere Bestätigungsprozeduren von Nöten, um die bisher ausgebildete Beziehungsstruktur zu stützen und weiter auszubauen. Dieser Katalog der Anforderungen ließe sich bis hin zu dem Meistern von

sexuell definierten Situationen erweitern. "Nicht zuletzt wegen diesem neuartigen und verunsichernden Strukturierungsaufgaben .. stehen heterosexuelle Beziehungen im Vordergrund des Problemhorizonts von Heranwachsenden und zählen aus diesem Grunde zu den wichtigsten Faktoren jugendspezifischer Verunsicherung wie Verselbstständigung" (Wurzbacher, G., 1972: 23).

Um diese Probleme zu meistern, gehen wir von der oben getroffenen Feststellung aus, daß der um Kontakt bemühte Jugendliche nur über eine 'generalisierte' Routine hinsichtlich des anderen Geschlechts verfügt. Gleichzeitig steht er neben dieser 'generalisierten' Routine vor einer weitgehend undefinierten Situation, wenn es um die eigentlich zu vollziehende Kontaktaufnahme geht.

Erving Goffman führt aus, daß bei einem Zusammentreffen von zwei Individuen diese bemüht sein werden, Informationen über den anderen zu erhalten und wenn (teilweise) schon vorhanden, diese in ihre Handlungsentwürfe mitzuintegrieren, denn " Informationen über den Einzelnen tragen dazu bei, die Situation zu definieren, so daß die anderen im voraus ermitteln, was er von ihnen erwarten wird und was sie von ihm erwarten können. Durch diese Informationen wissen die anderen, wie sie sich verhalten müssen, um beim Einzelnen die gewünschten Reaktionen hervorzurufen" (Goffman, E., 1976³:5). Bei der Frage, welche Informationen hier hinzugezogen werden, (in unserem Fall kennen sich die beiden Partner ja nicht) bestätigt Goffman im Grunde unsere obige Vermutung der Bedeutungsverleihung, wenn er schreibt: "Kennen sie den Einzelnen nicht, so können die Beobachter seinem Verhalten und seiner Erscheinung Hinweise entnehmen, die es ihm ermöglichen, entweder frühere Erfahrungen mit ähnlichen Personen auszuwerten oder - was entscheidender ist - nicht überprüfte Klischeevorstellungen auf ihn zu übertragen" (Ebd.:5).

Hartmut Esser (1976:691) bestimmt den Prozeß der Definition der Situation eher etwas formalistisch, "als Entstehung eines wechselseitig hergestellten Konsensus" wobei er davon ausgeht, daß "(prinzipiell) (Klammer v. Esser) gleichberechtigte Interaktionspartner einander als Bezugsrahmen wechsel-

seitiger und schließlich komplementärer Antizipationen über angemessenes Verhalten (dienen). Diese Antizipationen, die eigenen in die Interaktion eingebrachten Absichten und gewisse, vor Aufnahme der Interaktion schon als bedeutsam erkannte Normierungen, steuern dann, über die möglichst korrekte Identifikation der jeweils auftretenden Situationsstimuli, den - mehr oder weniger raschen - Prozeß der Erstellung einer gemeinsamen Deutung der Situation" (Ebd.:691).

Bevor wir diese Thematik noch weiter präzisieren, ist auf das ursprüngliche Konzept der 'Definition der Situation' einzugehen: Dieses Paradigma geht auf einen der Wegbereiter der Theorie der symbolischen Interaktion, nämlich W.I. Thomas zurück, der es in seiner 1923 erstmals veröffentlichten Arbeit "The unadjusted girl"⁵⁴⁾ formulierte und das in der Aussage gipfelt, daß Situationen, die als real definiert werden, auch in ihren Konsequenzen real sind (Vgl.hierzu auch Helle,H.J., 1977:60)

Thomas entwickelte dieses Konzept aus dem Gedanken der 'Selbstbestimmung im Handeln', wobei diese Selbstbestimmung sich durch ein, die Situation in der gehandelt werden soll, konstituierendes Überlegen und Prüfen auszeichnet. "Preliminary to any selfdetermined act of behavior there is always a stage of examination and deliberation, which we call the definition of the situation" (Thomas,W.IF,1967:42). Diese Definition der Situation bezieht sich nun nicht nur auf einzelne Handlungen, sondern erhebt u.a. hinsichtlich seiner Anwendung auf den gesamten Lebensbereich Gültigkeit.

Aber nicht vor jeder Situation muß der angesprochene Akt der Prüfung und Überlegung ("stage of examination and deliberation") eingeschaltet werden, sondern das Individuum muß nur in Ausnahmefällen Situationen neu definieren. Die Mehrzahl der Situationen, mit denen ein Akteur konfrontiert ist, sind schon im voraus definiert, d.h. im Lauf der Sozialisation erworben. (Vgl. Ebd.:42) Diese von der Gesellschaft bereitgehaltenen Situationsdefinitionen werden im Rahmen der familialen Sozialisation erlernt, wobei Thomas die Familie aufgrund ihrer Definitionsvorgaben als "primary defining agency" (Ebd.:43) bezeichnet.⁵⁵⁾ Im Zeitverlauf

der Entwicklung des Kindes entsteht somit eine Serie von Situationsdefinitionen, die - internalisiert - die von der Gesellschaft quasi bereitgestellten Situationsdefinitionen darstellen. Sie sind vordefiniert, "...and where he has not the slightest chance of making his definitions and following his wishes without interference" (Ebd.:42). Lediglich in unbekannten, d.h. noch nicht erlebten Situationen muß eine Situation von den Beteiligten in eigener Regie definiert werden. Hier erfolgt die spezifische eigenständige Leistung des Individuums.

Übertragen auf das hier zugrunde liegende Problem heißt dies nun, daß in dem Wunsch, intensiven Kontakt zum anderen Geschlecht aufzunehmen, es sich eben um, zumindest teilweise zu leistende Situationsdefinitionen handelt, da zwar Situationen, im Umfeld von engen zwischenmenschlichen Beziehungen durchaus gesellschaftlich vordefiniert sind, allerdings kaum jugendrelevante Situationsdefinitionen zur Verfügung stehen, um die erste Kontaktaufnahme zu initiieren.⁵⁶⁾

Gingen wir in unserer Darstellung von Partnerwahlprozessen bislang davon aus, daß der Jugendliche vor seiner tatsächlich ersten Kontaktaufnahme mit einem Partner des anderen Geschlechts steht, so müssen wir in unsere Überlegungen nun noch das Folgende miteinbeziehen: Wie schon mehrfach betont, ist Partnerwahl als prozessuales Geschehen aufzufassen, d.h. es werden immer wieder Beziehungen abgebrochen und neue eingegangen. Dies ist umso wahrscheinlicher, je zeitlich früher der Partnerwahlprozeß betrachtet wird und je konträrer die teilkulturelle Rückgebundenheit der beiden Partner ist. Dies bedeutet für unsere hier zu führende Diskussion aber, daß die Definition der Situation nur bei der de facto ersten Kontaktaufnahme problematisch erscheint und daß nur hier zentral auf bislang ausgebildete Bedeutungsverleihungen zurückgegriffen werden muß. Bei allen späteren Kontaktaufnahmen fließt die Erfahrung der vorangegangenen Beziehungen in die neu zu leistende Kontaktaufnahme mit ein, was freilich nicht heißt, daß diese sich ohne den Mechanismus der Bedeutungsverleihung in dem oben definierten Sinn vollzieht. Nur die Ausschließlichkeit von Bedeutungsverleihungen als entscheidendes Konstitutivum der Kontaktaufnahme scheint nicht mehr gegeben zu sein, sondern teilweise ersetzt und modifiziert

durch tatsächliche Erfahrungen mit heterosexuellen Partnern. Demnach ist davon auszugehen, daß die Kontaktaufnahme u.a. um so eher gelingt, je präziser Bedeutungsverleihungen vollzogen wurden und je mehr Erfahrung und Vertrautheit mit dem anderen Geschlecht vorhanden ist.

Bevor wir nun diesen Abschnitt abschließen, soll noch mittels der sehr aufschlußreichen Arbeit von Esser (1976) nochmals auf makrosoziologische Aspekte eingegangen werden. Esser fragt in seinem Ansatz danach, mit welchen Mitteln und unter welchen Voraussetzungen nicht definierte Situationen unter Anwendung interaktiver Strategien definierbar gemacht werden. Er unterscheidet hier generell zwei Möglichkeiten der Situationsdefinition, nämlich die der 'Präsentation' und die der 'Deferenz'. Ausgangspunkt ist für ihn "ein in der allgemeinen Handlungstheorie immer wieder genanntes Postulat, über eine allgemeine, sämtliche Situationen ... zugrundeliegende Motivationsbasis für Handeln und Interaktion: die Befriedigung von Bedürfnissen .. auf seiten des individuellen Akteurs das Motiv der Erlangung sozialer Anerkennung, bzw. das Vermeiden von Mißbilligung..." (Esser, H., 1976:692). Aus der Arbeit von E. Goffman 'Presentation of self in everyday life' (1959) leitet er den Begriff der 'Präsentation' ab, deren Ziel die "soziale Anerkennung (als) die wichtigste allgemeine Interaktionsstrategie ist" (Ebd.:692). Um dies zu erreichen, müssen Voraussetzungen gegeben sein, die - bezogen auf das Beispiel der undefinierten Situation - von der "vielfältigen funktionalen Verflechtung der Akteure" (Ebd.:692) über "eine ausgeprägte Fähigkeit zur raschen und korrekten Deutung auch sehr rudimentärer Situationsdefinitionen" (Ebd.:693), sowie der Fähigkeit "selbst bedeutungsvolle Situationsstimuli zu setzen" (Ebd.:693) bis schließlich zur hohen Ich-Leistung mit empathischen Einfühlungsvermögen reichen. Der Begriff der 'Deferenz' bezeichnet nun im Grunde genau das Gegenteil, nämlich Interaktionsstrategien, die gekennzeichnet sind durch geringes motivationales Involvement, durch Stimulusredundanz und durch eine reduzierte Möglichkeit zur Einbringung eigener Deutungsleistungen. Das heißt: "Personen mit geringer Motivation, Kognition und Ich-Leistung erleben alle Versuche eigener Situationssteuerung als Mißerfolg und Frustration" (Ebd.:694), während diejenigen, die nach dem Modell der 'Präsentation' undefinierte Situationen zu klären

suchen, deshalb erfolgreicher sind, da sie die "Bedingungen erfolgreicher Interaktion" (Ebd.:693) beinhalten.

Entscheidend ist nun, daß 'Präsentation' und 'Deferenz' nicht nur zwei Interaktionsstrategien für nicht definierte Situationen sind, sondern - und das klang oben schon an - Persönlichkeitsmerkmale beinhalten, die schichtspezifisch differieren und die Esser mit einer Vielfalt von schichtspezifischen Persönlichkeitsrelationen in Beziehung setzt. (Ebd.: 696). Demnach ist die Interaktionsstrategie der 'Präsentation' die der Mittelschicht, während die der Unterschicht die der 'Deferenz' ist.

Auf unseren Kontext übertragen kann mit diesem Ansatz von Esser die Problematik der nicht, bzw. nur mangelhaften Definition der Situation der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht präzisiert werden, indem wir die Überlegungen aus dem 3. Kapitel zur Differenzierung zweier Geschlechterrollelntypen hier mitintegrieren können. Dies kann insoweit geleistet werden, als offensichtlich bereits bei der Bewältigung der ersten Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht korrespondierende Momente zwischen vertretenen Geschlechtsrollenleitbildern einerseits und der Art der Bewältigung der oben angesprochenen nicht definierten Situationen andererseits bestehen. So weisen die Persönlichkeitsmerkmale, die Esser mit der Interaktionsstrategie 'Präsentation' in Verbindung gebracht hat, eindeutige Parallelen zu Fertigkeiten und Eigenschaften auf, die dem Typ des eher egalitären Geschlechtsrollenleitbildes entsprechen. So korrespondieren sie mit den benötigten intellektuellen und interaktiven Kompetenzen, um eine eher egalitäres Geschlechtsrollenleitbild in einer sich stabilisierenden jugendlichen Beziehungsstruktur auszuhandeln. Demgegenüber scheint das komplementäre Geschlechtsrollenleitbild eher mit der Interaktionsstrategie der 'Deferenz' zu korrespondieren, so daß die Vermutung statthaft zu sein scheint, daß nicht nur Geschlechtsrollenleitbilder teilkulturell variieren (Kap. III.2.), sondern auch die angewandten Strategien zur ersten Kontaktaufnahme. Gleichwohl muß darauf hingewiesen werden, daß es sich hier nicht nur um erste Tendenzen handelt, sondern damit auch nicht ausgeschlossen werden soll, daß im weiteren Verlauf der Beziehung sich Veränderungen ergeben.

Zusammenfassend kann für diesen Abschnitt festgehalten werden: Die Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht ist von einer weitgehenden Ungesicherheit getragen. Im Kontext einer Soziologie des Alltags heißt diese, daß dieser Prozeß des Kennenlernens nicht routinisiert ist. Diese fehlenden Routinisierungen werden zum großen Teil von den bislang ausgebildeten Bedeutungsverleihungen substituiert, wobei zum einen hervorzuheben ist, daß diese Bedeutungsverleihungen im fortschreitenden Modell einer Partnerwahl zunehmend ersetzt werden durch Erfahrungen, die aus einmal eingegangenen und dann aber wieder abgebrochenen Beziehungen resultieren, so daß sowohl mit zunehmender Kenntnis des anderen Geschlechts, als auch der Verfahrensweise der Kontaktaufnahme, immer wieder auf diese Bedeutungsverleihungen zurückgegriffen werden muß. Zm anderen ist die Situation der Kontaktaufnahme im gewissen Rahmen gesellschaftlich vordefiniert, so daß auch auf diese Definitionsleistungen zurückgegriffen werden kann, die sich jedoch als weitgehend ungenügend erweisen, da sie zu oberflächlich konstruiert sind.

Wie schließlich die Definition der Situation geleistet wird, hängt entscheidend von den jeweils zur Anwendung kommenden Interaktionsstrategien ab. Wir konnten hier zwei Differenzierungen zeigen, die in enger Korespondenz mit den Wertmustern eines komplementären resp. egalitären Geschlechtsrollentyps korrespondieren, nämlich die weitgehend aktiv gestaltete Interaktionsstrategie der 'Präsentation' und die weitgehend ohne oder nur mit geringer Eigenmotivation vollzogene Interaktionsstrategie der 'Deferenz'.

3.3.3. IDENTITÄT, IDENTITÄTSENTWICKLUNG UND ERSTE KONTAKT- AUFNAHME ZUM ANDEREN GESCHLECHT

Die Phase der Jugend wird oftmals als eine der verstärkten Identitätsdiffusion, aber auch Identitätssuche bezeichnet, deren Abschluß in einer mehr oder minder etablierten Ich-Identität gesehen wird. Der Jugendliche muß, wie H. Plessner es ausdrückte, eine "egozentrische Positionalität" (Plessner, H., 1976:56) gewinnen, die er mit den Anforderungen von seiten der sozialen Umwelt zu vereinen und auszubalancieren suchen muß. Dazu bedarf es bestimmter Freiräume, die "ein ständiges Sich-Einlassen auf

die soziale und kulturelle, die sachliche und räumliche Umwelt(erlauben) - ebenso aber auch Möglichkeiten und Fähigkeiten, sich auf sich selbst zu besinnen" (Schäfers, B., 1982:87). Wir gehen in Übereinstimmung mit Hornstein nun davon aus, daß diese Freiräume für die Identitätssuche und -findung vorallem in den Bereichen "die durch institutionalisierte Rollen (Familie, Schule, Betrieb) noch nicht präformiert sind" (Hornstein, W., 1975:143), also im sozialen Raum der Gleichaltrigengruppe gegeben sind.

Die Identitätsentwicklung im Jugendalter kann im direkten Zusammenhang mit der Aufnahme heterosexueller Kontakte gesehen werden, d.h. die Aufnahme intensiver heterosexueller Beziehungen des Jugendlichen hat grundsätzliche Folgen für die Identität und Identitätsentwicklung.

Ein entscheidendes Moment in der Entwicklung zur Ich-Identität besteht nach Habermas, darin, daß die Rollen-Identität der ödipalen Phase im weiteren Entwicklungsverlauf zugunsten einer flexiblen individualisierenden Rollenhandhabung der Ich-Identität wieder aufgegeben werden muß. Viele, dem Jugendlichen angesonnene Rollen induzieren nicht nur neue Probleme, sondern können auch zu einer vorübergehenden Identitätsdiffusion führen. Für unseren Zusammenhang sei nun der "hochindividualisierten Rolle eines sexuellen Partners" (Döbert, R., u.a., 1975:14) besondere Aufmerksamkeit geschenkt, vorallem im Kontext unserer Überlegungen zur 'konvergierenden Identität' (Vgl. IV.3.3).

Der Jugendliche, der sich in einer Phase der Distanzierung zur Rollen-Identität befindet, die vorallem im partikularistischen Bereich der Familie zu verorten war, sieht sich nun bisher unbekannten neuen Rollenanforderungen gegenüber: u.a. der eines(er) Freundes(in) auf die(den) ähnliche Erwartungen projiziert werden. Diese Rolle des (sexuellen) Freundes(in) ist nun inhaltlich von denen abzugrenzen, die dem Jugendlichen zur gleichen Zeit zum Problem werden, nämlich jenen, die eher universalistisch und sachlich orientiert sind (z.B. Staatsbürgerrolle, Berufs- und berufsvorbereitende Rollen) Demgegenüber ist die Rolle Freund(in) in dem oben verstandenen Sinn von ihrem emotionalen Engagement her teilweise vergleichbar

mit dem vertrauten familialen Rollengefüge, wenn sie auch eine deutlich andere Qualität aufweist, insbesondere des dennoch unvertrauten, neuen. Mit anderen Worten: Die Rolle des Freundes(in) ist mit dem bisherigen Erfahrungsschatz des Jugendlichen kompatibler, als beispielsweise die der Staatsbürger- und Berufsrolle. Es handelt sich also nicht um eine andere interaktive Qualität der Beziehung, sondern auch um eine andersgeartete inhaltliche Füllung der Rolle.

Wir können somit festhalten, daß durch ihren partikularistischen und emotional dichten Charakter die Rolle Freund(in) nicht nur einen wichtigen Übergangsbereich zwischen Rollen-Identität und Ich-Identität darstellt, sondern gleichzeitig als emotionales Reservoir fungiert, indem sie demonstriert, daß nicht allein, sondern zu zweit die gleichen Probleme (z.B. Ausweitung des Rollensets) gehandhabt werden.

Die heterosexuelle Paarbeziehung erleichtert damit den Aufbau von Ich-Identität durch ähnlich gelagerte Grundstrukturen (Intimität, hohe Emotionalität etc.) der Herkunftsfamilie und der Partnerbeziehung.

Ein entscheidender Unterschied zur familienzentrierten und eindeutig hierarchisch strukturierten Rollenidentität ist der, daß sich bei der Freundes-, resp. Partnerbeziehung keinesfalls um habitualisierte und (zumindest nicht in dem obigen Sinn) hierarchisierte Strukturen handelt, sondern diese Beziehung entwickelt und aufgebaut werden muß. Daraus folgt, daß vor allem individuelles Engagement in die neu zu etablierende Beziehung einzubringen ist, um die Beziehung eingehen und auch aufrecht-erhalten zu können. Es scheint also für die Aufnahme heterosexueller Beziehungen ein gewisses Maß an Ich-Leistungen von Nöten zu sein.

In dem vorangegangenen Abschnitt wurde darauf hingewiesen, daß die Situation der ersten Kontaktaufnahme als weitgehend undefinierte verstanden werden muß, zu deren Bewältigung vor allem auf die bislang ausgebildeten Bedeutungsverleihungen zurückgegriffen wird. Wir können diese Überlegungen hier nun insofern erweitern, als neben der Zuhilfenahme von Bedeutungsverleihungen die Kontaktaufnahme einer spezifischen Ich-Leis-

tung des, resp. der Akteure bedarf. Diese Ich-Leistung muß jedoch im mehrfachen Sinne verstanden werden. Zum einen setzt das prinzipielle Aufnehmen des Kontaktes zu einem anderen Akteur, mit dem Ziel diesen näher kennenzulernen, d.h. die via Attraktionsrelationen als sympathisch empfundenen äußeren Merkmale auch hinsichtlich anderer Kriterien zu bestätigen, voraus, diesen, in welcher Weise auch immer, anzusprechen. Das Individuum muß also aus eigener Initiative heraus, die Kontaktaufnahme eröffnen. Nun mag solch ein Schritt relativ unproblematisch in hinreichend definierten Situationen sein. In unserem Fall ist der Handelnde jedoch selbst viel stärker engagiert, da er zum ersten Mal vor solch einer Situation steht und da ihm der andere auf Grund der bisher vorhandenen Informationen, bzw. Sympathierelationen als wünschens- und begehrenswerter Partner erscheint. Es steht also mehr, als in x-beliebigen Situationen der Kontaktaufnahme auf dem Spiel, was die Vermutung des Erbringens von einer spezifischen Ich-Leistung, um überhaupt Kontakt mit dem anderen aufnehmen zu können, gerechtfertigt erscheinen läßt (Vgl. auch: Gehring, A., 1971:40 f.).

Durch die Aufnahme eines intensiven Kontaktes zum anderen Geschlecht entledigt sich der Jugendliche endgültig seiner kindlichen Rollen Identität, indem seine Identität nicht mehr in festgefügt und mit relativ stabilen Verhaltenserwartungen verbundenen Strukturen rückgebunden ist, sondern er selbst muß von sich aus aktiv werden und Interaktionen aufnehmen. Er ist somit auf einen Prozeß hin verwiesen, dessen 'Ende' Habermas mit der Ausbildung einer flexiblen und dennoch prinzipiengeleiteten Ich-Identität meint. Die Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht mit all ihren geschilderten Implikationen ist der erste Schritt hierzu. Das heißt: Das Erbringen von Ich-Leistungen, sowie das 'Eingehen-können' auf den anderen (Empathie) muß als Teil dieses Prozesses, von dem Habermas spricht, verstanden werden.

Allerdings sind nicht nur bei der ersten Kontaktaufnahme, sondern auch bei allen weiteren Partnerwahlen Ich-Leistungen, vornehmlich im Sinne von Identitätsdarstellungen erforderlich. Nur sind sie dann von anderer Qualität, da der Akteur bereits auf gewisse Erfahrungen in diesem Gebiet zurück-

blicken kann. Dennoch scheint diese Art der Beziehungsaufnahme von der Aura der Einzigartigkeit und Exklusivität getragen zu sein. So weisen Cohen und Taylor darauf hin, daß selbst Akteure, die zum x-ten Mal auf das Script 'Verliebtheit' zurückgreifen, sich verpflichtet fühlen, es immer wieder als etwas völlig neues zu definieren. (Cohen, S. Taylor, L., 1980:61)

In einem Prozeß der herkunftsfamilialen Ablösung ist sowohl die Generationen- als auch die Geschlechtsrolle neu zu interpretieren. Ist die Interaktion mit den Eltern vorwiegend durch Generationsgefälle und Autorität gekennzeichnet, so ist die Interaktion mit Gleichaltrigen vorwiegend durch symmetrische Machtbeziehungen bestimmt. Aufgrund dieser strukturellen Ungleichheit zwischen Familie und 'peer group' sind die beiden Bereiche diesbezüglich nicht kompatibel - sie müssen voneinander abgegrenzt werden. Der Gleichaltrigengruppe kommt in der Adoleszenz nicht zuletzt deshalb vermehrt Bedeutung zu, als sich auf einer prinzipiell gleichen Ebene ähnlich gelagerte adoleszente Betroffenheit verorten läßt, die durch das gemeinsame Thematisieren ähnlicher Inhalte zumindest teilweise aufgefangen werden kann. Unter Hinzunahme der Neudimensionierung von Geschlechtsrolle läßt sich diese 'peer group' Funktion auch auf die heterosexuelle Partnerschaft anwenden. Hier wird einerseits das Autoritätsgefälle aufgehoben und damit andererseits die Voraussetzung geschaffen auf einer - aus der emotionalen Perspektive - familienähnlichen Beziehung das bislang hingenommene zu relativieren und gemeinsam zu reflektieren. Diese Gemeinsamkeit der Neuinterpretation der Welt kann zum einen im Sinne von Berger und Luckmann als ein Nomos schaffender Prozeß verstanden werden, zum anderen wird die geforderte Distanzierung zu herkunftsfamilialen Bezügen durch die Kompatibilität der emotionalen Grundstruktur und nicht der durch Asymmetrie (Autoritätsgefälle) bedingten strukturellen, von Familie und Freundschaft erleichtert.

Hier ist somit eine weitere wichtige Funktion der gegenschlechtlichen Freundschaftsbeziehung zu sehen: sie erleichtert den Aufbau von Ich-Identität, indem zwar die Generationen und Geschlechtsrolle uminterpretiert werden muß, andererseits aber auch die oben schon erwähnten gleichen Grundstrukturen (Intimität, hohe Emotionalität etc.) nicht einen voll-

ständigen Wechsel psychosozialer Bezüge involvieren.

Gleichwohl können doch erhebliche Schwierigkeiten mit der Neuorganisation der Geschlechtsrolle auftreten. Dies kann unter Bezugnahme auf Pkt.IV.3.2. und einer daran vorzunehmenden Kritik nochmals verdeutlicht werden. In diesem Argumentationskontext bezieht sich die Frage nach der Neuorganisation der Geschlechtsrolle vor allem auf die Problematik, wie mit neu angesonnenen Rollenerwartungen (z.B. die eines sexuellen Partners) umzugehen sei. Wird nun die in dieser Arbeit referierte Annahme, daß im Rahmen der familialen Sozialisation der beide Partner je eine Geschlechtsrollenzuschreibung stattfand, die den Verhaltenskodex und Verhaltensspielraum von Geschlechtsrolleninhalten bestimmt, mitintegriert, so wird - nach Habermas - mit der sich auflösenden Rollenidentität diese Zuschreibung für den Einzelnen zunehmend problematischer und erreicht ihren Kulminationspunkt in der Hereinnahme völlig neuer damit verbundener Erwartungen (z.B. eben die des sexuellen Partners). Hier kann nun nicht die jugendliche Partnerschaft verhaltensstabilisierend einspringen, im Gegensatz: sie involviert dieses Problem ja in eklatanter Weise, so daß sich der Einzelne neben der Orientierung an Massenmedien und Gleichaltrigen - zur hochgradig autonomen Ausgestaltung dieser Rolle genötigt sieht. Das entspräche nun exakt den von Habermas im Rahmen der Ausbildung von Ich-Identität geforderten Autonomie- und Individualisierungsstreben. Dieses Individualisierungsstreben wird bei Habermas als eine Abkehr der Befolgung fest vorgegebener Normierungsansprüche verstanden, verbunden mit der Etablierung von Prinzipien, nach denen widersprechende Normen beurteilt werden.

Bezieht man nun an dieser Stelle sowohl die in Kap. III erarbeiteten beiden Typen von Geschlechtsrollenleitbildern, sowie die, teilweise im Anschluß an Eckert formulierten Implikationen hinsichtlich der Weitertradierung resp. Modifikation dieser Geschlechtsrollenleitbilder mit ein, so wird ersichtlich, daß der Argumentation von Habermas deutliche Grenzen gesetzt sind. Dies vorallem deshalb, da sie in geradezu idealtypischer Weise die Bedingungen angeben, nach denen das eher egalitäre Geschlechtsrollenleitbild im Rahmen von Partnerbezügen sich konstituiert. Gerade die oben erwähnte Etablierung

von Prinzipien, nach denen widersprechende Normen beurteilt werden, ist durchgängig kompatibel mit den von uns angegebenen typischen Prozessen des Aushandelns von Geschlechtsrollenleitbildern mittels Selbstreflexion, intellektueller Ressourcen und dem Verfügen über relativ frei disponible Zeiteinheiten. Anders formuliert: Habermas und Mitarbeiter favorisieren ein Geschlechtsrollenleitbild, das die unbedingte Modifikation herkunftsfamilialer Wertstrukturen zur Voraussetzung hat und vernachlässigen den Typ des Geschlechtsrollenleitbildes weitgehend, bei dem nur relativ geringfügige Modifikationen der elterlichen Wertstandards vorgenommen werden.

Nun kann allerdings, unter Einbezug unserer Erörterungen zur massenmedialen Einflußnahme und Gleichaltrigenkontakte, auch für den Typ des komplementären Geschlechtsrollenverständnisses eine gewisse Relevanz der Habermasschen Position abgeleitet werden, indem wir näher differenzieren. Wie ebenfalls in Kap. III schon angeführt, ist davon auszugehen, daß sich die herkunftsfamilial vermittelten Wertorientierungen von denen, die über Massenmedien und Gleichaltrigengruppen vermittelt wurden unterscheiden. Wir können nun davon ausgehen, daß Jugendlichen, die dem komplementären Geschlechtsrollenleitbild anhängen, die von Habermas postulierte reflexive Bearbeitung geschlechtsspezifischer Verhaltenserwartungen zum einen nicht in dem Maß leisten können, wie dies beispielsweise bei Jugendlichen mit höherem Ausbildungsgrad der Fall ist, zum anderen eher eine oberflächliche Übernahme von massenmedial und teilweise auch 'peer group' beeinflussten Werten vornehmen, gleichzeitig jedoch die herkunftsfamilial vermittelten Werte weitgehend unangetastet lassen. Demgegenüber folgen Jugendliche mit höherem Ausbildungsstand dem Habermasschen Ansatz, indem auch herkunftsfamiliale Wertstandards einer kritischen Reflexion unterzogen werden.

3.3.4. ZUSAMMENFASSUNG

Hinsichtlich eines mikrososiologischen Bezugsrahmens wurde der Prozeß der Kontaktherstellung über die Produktion eines ersten Eindrucks (Eindrucksmanipulation und Imageaufbau), über die Ungesicherheit der Situation der ersten Kontaktaufnahme, sowie über identitätstheoretische Implikationen dieser

ersten Kontaktaufnahme verortet. Ist das 'Hauptziel' der Eindrucksmanipulation, sich dem anderen als möglichst attraktiv darzustellen, so muß gleichzeitig gesehen werden, daß die Präsentation des Selbst in weitgehend ungesicherten Situationen, mit weitgehend ungesicherten Verhaltensstandards vollzogen wird. D.h. trotz einer Vielzahl von Vorgaben, die vorallem über den massenmedialen Einflußbereich, aber auch über die Gleichaltrigengruppe und-nur sehr bedingt-über die Herkunftsfamilie vermittelt werden und als Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht aufgefaßt werden können, muß von einer grundsätzlich neuen, d.h. nicht routinisierten Situation bei der ersten Kontaktaufnahme ausgegangen werden. Dies hat nun seinerseits Folgen für die Identitätsentwicklung. Wird zum einen durch bestimmte Parallelen in der Beziehungsstruktur (Intimität, Emotionalität etc.) zwischen Herkunftsfamilie und Paarbeziehung zwar der Aufbau von Ich-Identität erleichtert, so ist andererseits nicht nur in der prinzipiellen Aufnahme der Beziehung Ich-Leistung im Sinne von Identitätsdarstellung nötig, sondern vorallem auch in der Ausgestaltung der in der Paarbeziehung geltenden Geschlechtsrollenleitbilder.

Der makrosoziologische Bezugsrahmen wurde hierbei insofern integriert, als wir von der grundsätzlichen Überlegung aus - gingen, daß alle drei Bereiche des mikrosoziologischen Bezugsrahmens eine, zumindest annähernde, Kompatibilität der Wertstrukturen der beiden Partner voraussetzen. Ist dies nicht gegeben, so wird es entweder zu keinerlei Kontaktaufnahme kommen, da die beiden Partner aneinander vorbei agieren, oder die Beziehung wird in hohem Maße instabil und zeitlich äußerst befristet sein, da zu geringe Verständigungsmöglichkeiten existieren. Die Wertekompatibilität läßt sich sowohl an der Notwendigkeit von zumindest ähnlich gelagerten Bedeutungsverleihungen der beiden Partner, über eine vergleichbare Art der Selbststilisierung (persönliche Fassade), bis zu nicht zu sehr voneinander abweichenden Modi der Situationsdefinition aufzeigen. Als zentral wurden hierbei die herkunftsfamilial vermittelten 'Leit-' oder 'Grundwerte' betrachtet, die - über Selektion - in die Gleichaltrigengruppe hineinwirken und durch die erwähnten spezifischen Wertorientierungen einer relativ eigenständigen Jugendkultur ergänzt werden.

3.4. VOLLZOGENE KONTAKTAUFNAHME: 'ERSTE LIEBE' ALS SYMBIOTISCHER BINDUNGSTYP

In unseren Überlegungen gehen wir nun einen Schritt weiter, indem wir unterstellen, daß diese erste Kontaktaufnahme positiv verlaufen ist, d.h. daß die via Attraktionskriterien eingeleitete Interaktion eines Partners auch als bedeutungsgehaltig von dem anderen definiert wurde und beide eine gewisse gegenseitige Sympathie ⁵⁷⁾ ausgebildet haben.

Um nun zu zeigen, daß aus diesen Sympathierelationen, die in einer interpresonalen Attraktion der beiden Partner grundgelegt sind, sich 'symbiotische Liebesbindungen' ableiten lassen ⁵⁸⁾ beziehen wir uns nochmals auf den Ansatz zur jugendlichen Identitätsentwicklung.

Wir haben weiter oben schon darauf hingewiesen, daß die jugendliche Situation und Problematik auf typische Unsicherheitslagen zurückzuführen ist. Diese Ungesicherheit (Vgl. hierzu auch: Kluth, H., 1962:44, Ausubel, D., 1974:67), die Neidhardt durch den Begriff der 'Ambivalenz' ersetzt wissen möchte (Neidhardt, F., 1970:33), kann nun teilweise reduziert werden, indem man sich an Gleichaltrigengruppen rückbindet und sich der ähnlichen Problematik versichert und damit diese Verhaltensambivalenz zumindest partiell auffängt.

Analoges gilt, wenn auch im pointierteren Sinne für die gegengeschlechtliche Paarbeziehung.

Unter identitätstheoretischen Überlegungen ist nun nochmals daran zu erinnern, daß personale und soziale Identität nicht unabhängig voneinander existieren, sondern sich in einem spezifischen Ergänzungsverhältnis zueinander befinden. Je stärker und fordernder z.B. die äußeren Zwänge, die situativen Konstellationen sind, desto notwendiger erscheint das Erbringen persönlicher Konsistenz. Ebenso umgekehrt: Je stärker die persönliche Einzigartigkeit hervorgehoben wird, desto problematischer ist diese mit externen Anforderungen zu vereinbaren. Identität kann als das Verhältnis, als Prozeß des Zusammenspiels dieser beiden Ebenen verstanden werden. (Vgl. Hoff, E., 1981:101)

Aus diesem Argumentationskontext heraus kann nun weiter präzisiert werden. Wir vermuten, daß in der Phase der ersten Kontaktaufnahme, die man auch als Verliebtheitsphase bezeichnen könnte, beide Partner weit mehr dazu tendieren, sich sowohl an den eigenen Bedürfnissen und Ansprüchen zu orientieren (Rollendistanz), als auch verstärkt nur eine situative Bedingung (Ambiguitätstoleranz) zu beachten. Daraus leitet sich ein außerordentlich hoher und exklusiver Stellenwert dieser Paarbeziehung ab. Mit anderen Worten: Das Aufrechterhalten der Balance zwischen externen Anforderungen und persönlichen Interessen, und das flexible Handhaben dieser Anforderungen, erscheint angesichts der Betroffenheit der ersten Paarbeziehung als zweitrangig. Dem entspricht der Wunsch, mit der geliebten Person eine quasi symbiotische Beziehung einzugehen, verbunden mit der weitgehenden Vernachlässigung anderer interaktiver Bezüge.

Führten wir oben aus, daß jugendliche Paarbeziehungen eine gewisse Regenerationsfunktion erfüllen, daß darüber jugendliche Ambivalenz - und damit verbunden Verhaltensunsicherheit - zumindest teilweise aufgefangen werden kann, so ist gleichzeitig hinzuzufügen, daß dies nicht in einer psychosozial ausgewogenen Beziehungsstruktur stattfinden kann, wie dies z.B. im Bereich einer intakten Familie möglich wäre. Vielmehr müssen wir berücksichtigen, daß sich diese Paarbeziehung ja selbst in einer Phase des Umbruchs bildet und die erste ihrer Art darstellt. Daß die dann in sie hineingetragenen Wünsche und Hoffnungen, nämlich den beiden Akteuren Verhaltensstabilität zu geben, bereits relativ kurzfristig wieder scheitern muß, kann mit der mangelnden Kompetenz der beiden begründet werden, die sich ja selbst noch in einem Entwicklungsstadium hin zu einer Ich-Identität befinden. Andererseits scheinen es gerade die, in diese Beziehung gesetzten (irrealen) Forderungen zu sein, die die flexible Handhabung zwischen der Ebene der sozialen und personalen Identität verhindern. Um überhaupt diesen Forderungen vermeintlicherweise entsprechen zu können, wird auf Strategien zurückgegriffen, die mit der oben bezeichneten symbiotischen Beziehungsqualität umschrieben werden können. Indem man sich verstärkt an eigenen Bedürfnissen orientiert und nur bestimmte situative Konstellationen zuläßt, ist die Möglichkeit gegeben, sich eine 'heile Welt' zu zweit

aufzubauen, die allerdings an dem überwältigendem Druck der Realität relativ bald scheitern muß. 59)

Wir versuchten in Abschnitt IV.3.3.3. zu zeigen, daß der Typ 'Aufgehen in dem anderen' (verbunden mit der Beziehungsqualität 'selbstbezogener Rückzug zu zweit') eine erste intensive Paarbeziehung (1. Liebe) abbildet indem nicht wie in langandauernden, eheähnlichen Beziehungen die aus dem Konzept der sozialen Identität resultierenden Divergenzen der gegenseitigen Erwartungen in der Beziehung sich durch die Exklusivität der Bindung reduzieren (IV.3.3.1.) und ebenso eine realitätsadäquatere Darstellung personaler Einzigartigkeit (personale Identität) hier unabdingbar erscheint (IV.3.3.2.), sondern indem die beiden Akteure sich in eine 'dyadische Sozialidylle' zurückziehen. Diese Sozialidylle ist charakterisiert durch eine Idealisierung des jeweils anderen, was einer Minimierung der gegenseitig diskrepanten Erwartungen in der Beziehung entspricht (soziale Identität) und einer Überhöhung der Einzigartigkeit der Paarsymbiose (personale Identität).

Mit dieser Gegenüberstellung von zwei Typen ('1.Liebe', 'eheähnliche Bindung') einer konvergierenden Identität wurde das Konzept der sozialen und personalen Identität, bzw. das daraus abgeleitete Modell 'Aufgehen in dem anderen bei 'selbstbezogenen Rückzug zu zweit' für die Binnenbeziehung fruchtbar gemacht. Gleichzeitig wurde darauf verwiesen, daß sich beide Bindungsqualitäten in entscheidender Weise hinsichtlich ihres Kontaktes zur sozialen Umwelt unterscheiden: Separiert sich der Typ der 1. Liebe von der sozialen Umwelt deswegen weitgehend, da von einer noch nicht voll ausgebildeten sozialen und personalen Identität ausgegangen werden kann, so steht der Typ der eheähnlichen Beziehung in engem interaktiven Austausch mit der sozialen Umwelt, da er nur dann soziale und personale Identität reduzieren kann, wenn er sie auch für die Außenbereiche anwendet. Bezieht man nun diese Überlegungen in den hier zu diskutierenden Kontext mit ein, und beschränkt sich dabei auf den Typ der 1. Liebe, so kann dieser Ansatz nochmals präzisiert werden, indem wir jetzt die Vielzahl der weiteren Verhaltensanforderungen (Ausweitung des Rollensets etc.) an den Jugendlichen mitinter-

grieren können und damit das Konzept der sozialen und personalen Identität nicht nur für den Binnenbereich (für die interaktive Beziehung der beiden Akteure) Anwendung findet, sondern auch die Außenaspekte mitintegrieren können, die trotz der Abschottungstendenz der beiden Verliebten zur sozialen Umwelt nicht beiseite gelassen werden können.

Aus der Diskrepanz und der Vielzahl dieser Verhaltensanforderungen haben wir plausibel zu machen versucht, daß die '1. Liebe' als ein 'emotionales Reservoir' verstanden werden muß, das als Antwort auf jugendspezifische Unsicherheit aufgefaßt werden kann. Faßt man nun diese Vielfalt und Diskrepanz von Verhaltensanforderungen im Sinne des Konzepts der sozialen Identität als diskrepante Erwartungen auf, die andere dem Jugendlichen ansinnen, so ergibt sich, daß - als vorübergehender Schutzmechanismus - Handeln unter dem Primat der personalen Identität erfolgt unter gleichzeitiger Vernachlässigung der sozialen Identität, wobei die Dualität der beiden Identitäten der Interaktionspartner wohl in ihrer rigoresten Form angesprochen sein dürften. Erwartungen und Ansprüche anderer (soziale Identität) werden zugunsten der als dual erfahrenen Einzigartigkeit, wenn nicht völlig negiert, so doch als sekundär, so weit wie möglich zurückgestellt. Die Balance einer Ich-Identität ist zusammengebrochen.⁶⁰⁾

Dieser Zustand der 1. Liebe kann beispielhaft mit dem folgenden Tagebuchausschnitt einer 16 jährigen Hauptschülerin belegt werden:

Es ist Liebe. Ich weiß es, ja, jetzt weiß ich es! Es ist Liebe. Wir waren gestern abend im Astoria Club in O. Es war wunderschön, der schönste Abend meines Lebens. Wir sind beisammen. Die ganze Welt soll es wissen, es ist Liebe. Wir gehören zusammen. Toni, Toni, immer wieder Toni. Am Anfang glaubte ich er nützt es aus, weil er weiß, daß ich ihn brauche, ja, ich brauche ihn. Aber er hat mir bewiesen, daß er mich nicht ausnutzt. Er meint es ernst. Die ganze Welt will ich umarmen. Wir haben uns wieder gefunden. Ich möchte es hinausschreien. Er ist mein, er bleibt hier. Ich weine vor Glück. ...
Ja ich liebe ihn, ich liebe ihn. wir werden heute abend wieder fortfahren, nach Bad E. und dann nach N. Keine klaren Gedanken, nur Toni. Seine Augen, die bitten, sein Mund, seine Hände, ich brauche ihn, ich höre seine Stimme und er ist da. Er ist da.
Es wird schön, ich weiß es und werde es nie bereuen. Nein, nie. Wir haben getanzt, das erste Mal, daß ich Toni tanzen gesehen hab. Was heißt gesehen, er war mir nah, ganz nah. Jede seiner Bewegungen spürte ich. Wie er mich wiegte in seinen Armen. Er trug mich die Treppe hoch in sein Zimmer. Ich wollte nicht fort, nein, ich wollte ja gar nicht fort, es tut mir so leid was ich Dir sagte, ich weiß

es ja, daß es nicht stimmte, ich weiß es ja. Aber es ist alles wieder gut, denn ich brauche Dich so sehr. Ich tue alles für Dich, alles, was Du willst. Ich werde Dich verstehen in allem, was er tut. Denn es ist Liebe. Ja, Liebe!

(entnommen aus: Hornstein, W., 1982:36 f.)

Hier wird, wie wir meinen, der dargestellte symbiotische Bindungstyp nochmals nachdrücklich bestätigt und das Vorherrschen des 'I' in dieser Art von Beziehungsform deutlich unterstrichen. Endlich wird unsere Argumentation auch noch dadurch gestützt, daß das, was aus einem Abbruch der Beziehung resultiert - nämlich Liebeskummer - als "Zustand extremer Einsamkeit" (Dreitzel, H.P., 1970:29) verstanden werden kann. Der extrem idealisierenden Überhöhung einer Zweierbeziehung folgt die ebenso extreme Ernüchterung.⁶¹⁾

Wir können unsere bisherigen Überlegungen nun nochmals zusammenfassen, indem wir diesen symbiotischen Bindungstyp in mehrfacher Weise als für den Jugendlichen entlastend auffassen.

Unter Bezugnahme auf die am Ende des Kap. V.3.3.3. formulierte These knüpfen wir hier bei den obigen Überlegungen zu einer zeitlich begrenzten Negierung der Identitätsbalance an, indem wir davon ausgehen, daß die Existenz dieses Bindungstyps als Spezifikum der jugendlichen Entwicklungssituation zu verstehen ist. Wir haben im Lauf dieser Arbeit versucht darzustellen, welchen Anforderungen und Problemen der Jugendliche sich gegenüber sieht: sei dies allgemein mit dem Begriff der Ambivalenz, präziser mit dem Wechsel von einer Rollenidentität zur Ich-Identität oder mit der Unerfahrenheit der Situation und der daraus ableitbaren Routinisierung bei der ersten Kontaktaufnahme oder schließlich mit dem Modell der 'romantischen Liebe' charakterisiert. Der Rückzug in einen symbiotischen Bindungstyp, wirkt, zumindest vorübergehend insoweit entlastend, als eine weitgehende Abgrenzung und Abschottung zu der als fordernd und deshalb als bedrohlich empfundenen sozialen Umwelt stattfindet. Mit dem (vorübergehenden) Rückzug in den symbiotischen Bindungstyp wird somit eine Vielzahl von Schwierigkeiten und Problemen ausgeblendet und gleichzeitig ein Schonraum geschaffen, in dem sich die jugendliche Identität durch ein tentatives Durchspielen von Rollen (z.B. Geschlechtsrolle) und Deutungsmustern

weiter entwickeln kann. Gleichzeitig wirkt dieser Bindungstyp auch insoweit entlastend, als durch die hohe Exklusivität und starke emotionale Besetzung ein realitätsbezogenes Taktieren als nicht mehr in dem Maß notwendig erscheint, wie dies vor und zu Beginn der Beziehung der Fall war. Daraus folgt nach einer Phase, in der es notwendig war, in ganz entscheidendem Maß Ich-Leistungen zu erbringen (Kontaktaufnahme, Eindrucksmanipulation und Imagedarstellung), eine für das zeitliche Vorherrschen dieses Bindungstyps massive Reduktion von identitätsfördernden und - darstellenden Fähigkeiten. Mit anderen Worten: auch hinsichtlich der Weiterentwicklung von Ich-Identität im jugendlichen Entwicklungsverlauf ist dieser vorübergehende Bindungstyp ein Schonraum; hat dieser Bindungstyp spezifische Entlastungsfunktionen.

Unter Einbezug des makrosoziologischen Bezugsrahmens - den wir hier nochmals kurz aufgreifen - ist auf eine weitere Entlastungsfunktion dieses Bindungstyps zu verweisen: Am Ende des letzten Abschnitts gingen wir von der These aus, daß bei einem Vorherrschen von nur wenig teilkulturellen Bezügen der beiden Partner im Zeitverlauf Diskrepanzen auftreten, die den Fortbestand der Beziehung als zweifelhaft und problematisch erscheinen lassen. Wir können nun nach den in diesem Abschnitt vorgenommenen Überlegungen hinsichtlich des Entwicklungsprozesses jugendlicher Paarbeziehungen weiter präzisieren, indem wir davon ausgehen, daß diese Diskrepanzen über den symbiotischen Bindungstyp vorübergehend aufgehoben werden. Mit anderen Worten: aufgrund der realitätsnegierenden Beziehungsstruktur werden Divergenzen, die letztendlich auf unterschiedliche teilkulturelle Bezüge und damit unterschiedliche Wertstrukturen zurückgeführt werden können, nicht gesehen und nicht zur Kenntnis genommen. Hier liegt nun eine weitere realitätsentlastende Funktion dieses Bindungstyps. Gleichzeitig deutet sich jedoch, nach Beendigung des symbiotischen Bindungstyps eine denkbare Möglichkeit des Abbruchs der Beziehungen an, da die vorhandenen Diskrepanzen nun nicht mehr negiert und verschleiert sondern mit verhaltensbestimmend werden.

Dieser zuletzt vorgetragene Abschnitt läßt sich nun wie folgt thesenartig zusammenfassen: In der ersten Phase jugendlicher Beziehungsaufnahme zum anderen Geschlecht wird die Identität

beider Partner vorübergehend symbiotisch synthetisiert. Dies entspricht im Binnenbereich dem Bindungstyp 'Aufgehen in den anderen', indem gegenseitige diskrepante Erwartungen nicht zum Tragen kommen. Unter Einbezug der Forderungen und Erwartungen von seiten der sozialen Umwelt wird darüberhinaus vor allem das Modell der personalen Identität bevorzugt. (Vorherrschen des 'I') Durch diesen, weitgehend realitätsnegierenden Bindungstyp werden nun nicht nur die Schwierigkeiten die zu Beginn einer Beziehung vorhanden waren (z.B. Probleme der Kontaktfortführung, Ungesicherheit im Umgang mit einem Vertreter des anderen Geschlechts in der Rolle eines potentiellen Sexualpartners etc.) reduziert, sondern auch der evtl. vorhandene Wertdissens (unterschiedliche teilkulturelle Bezüge) der beiden Akteure vorübergehend verschleiert.

4. PHASE III: FORTFÜHRUNG DER BEZIEHUNG

War das Hauptcharakteristikum der Phase I die gedankliche Vorwegnahme von Partnerbezügen und die Erstellung von bestimmten Bedeutungsverleihungen gegenüber dem anderen Geschlecht, so wurde in Phase II die Problematik der ersten Kontaktaufnahme im Rahmen eines symbiotischen Bindungstyps erörtert. In der nun zu behandelnden Phase werden wir uns mit der weiteren Entwicklung einer jugendlichen Paarbeziehung - im Sinne einer zunehmenden Stabilisierung dieser - beschäftigen.

4.1. EINLEITUNG

War das entscheidende Kennzeichen der Phase II ein mangelnder Realitätsbezug, so ergibt sich für diese Phase die Forderung die Weiterführung und Etablierung einer jugendlichen Partnerbeziehung herauszuarbeiten. Wir werden uns also im folgenden mit Partnerbezügen beschäftigen, die von der Definition der beiden Akteure her als längerfristig konzipiert, als ehemalige Beziehungen definiert werden.

Unsere Ausgangsthese läßt sich dann folgendermaßen präzisieren: Im Zeitverlauf einer Paarbeziehung stellt sich nach und nach eine Kontinuität der Beziehung ein, wobei diese Kontinuität von gemeinsam geteilten, teilweise auch gemeinsam produzierten Wertstrukturen und einer gegenseitigen Annäherung der Identitäten der beiden Partner getragen ist (konvergierende Identität).

Für unsere parallel laufenden mikro- und makrosoziologischen Überlegungen lassen sich daraus die folgenden Annahmen ableiten:

1) Ist der symbiotische Bindungstyp als eine vorübergehende Abweichung von einer, dem jugendlichen Entwicklungsstand, in dem er auftritt, noch nicht voll ausgebildeten Balancefähigkeit zwischen sozialer und personaler Identität zu verstehen, so gilt es jetzt, die Herstellung dieser Balance auf eine eheähnliche Ich-Du-Beziehung theoretisch weiter aufzuzeigen.

Wir haben dazu in Pkt. IV.3.3. bereits das Konzept der konvergierenden Identität erarbeitet, das bei längerandauernden (eheähnlichen) Beziehungen die Herstellung einer Balance insofern erleichtert, als die dem Konzept der phantom normalcy und der phantom uniqueness grundgelegten 'als-ob-Aktionen' nicht in dem Maß benötigt werden, wie in allen anderen Sozialbeziehungen.

2) Wurde in den beiden vorangegangenen Phasen davon ausgegangen, daß beide Akteure Mitglieder zumindest ähnlich gelagerter Teilkulturen sein müssen um einen Kontaktaufnahme durchführen zu können, so muß diese Voraussetzung nun auch und insbesondere für die Fortführung dieser Beziehung gelten. Das heißt, die weitgehende Kongruenz von gemeinsam geteilten Wertstrukturen erscheint eine notwendige Bedingung für die Möglichkeit zu sein, die Beziehung fortführen zu können, da nur darüber sichergestellt werden kann, daß die oben erwähnte Annäherung der Identitäten (konvergierende Identität) sich vollziehen kann. Dies mag hier nur insofern angedeutet werden, als beispielsweise die zunehmende Kenntnis der gegenseitigen Erwartungen - und damit deren Reduktion - nur bei einer Übereinstimmung in grundsätzlichen Wertstandards gegeben scheint.

3) Schließlich ist davon auszugehen, daß bei der Existenz einer weitgehenden Ähnlichkeit der teilkulturellen Bezüge der Fortbestand einer Beziehung - zumindest unter diesem Aspekt - als relativ gesichert erscheint. Gleichzeitig ist anzunehmen, daß im weiteren Beziehungsverlauf diese gemeinsam geteilten Werte im Sinne der 'Konstruktion einer ehelichen Wirklichkeit' weiter modifiziert und damit auch für diesen einen Beziehungstyp spezifische Wertstandards produziert werden. (Vgl. III.1.5.)

4.2. IDENTITÄTSSICHERUNG ALS EINE ENTSCHEIDENDE DETERMINANTE DER BEZIEHUNGSFORTFÜHRUNG

Der oben formulierte Grundgedanke dieser Phase, daß sich im Zeitverlauf nicht nur eine gewisse Kontinuität, innerhalb der Beziehung ergibt, sondern diese Beziehung insbesondere von einer gegenseitigen Annäherung der Identitäten beider Partner getragen ist gilt es nun noch näher zu präzisieren. Wir werden uns deshalb vorerst mit dem Bereich der Identitätssicherung beider Beziehungspartner befassen, um daraus dann

die auch oben schon angesprochene Reduktion der 'als-ob-Interventionen' nochmals näher zu konkretisieren.

4.2.1. 'LIEBE' ALS KONSTITUTIVER BINDUNGSTYP

Dem oben erarbeiteten Bindungstyp einer - im Entwicklungsverlauf zeitmäßig begrenzten - symbiotischen Liebe, wollen wir einen anderen Typ entgegensetzen, von dem wir vermuten, daß er für die Fortführung einer Beziehung bis hin zur Ehe und darüberhinaus in ganz fundamentaler Weise konstituiv ist, den Bindungstyp 'Liebe'.

Damit begeben wir uns aber gleichzeitig auf ein wissenschaftlich höchst ungesichertes Terrain. Sowohl alltagssprachliche Begriffsbildung⁶²⁾, als auch die wissenschaftliche Definition⁶³⁾ bereiten erhebliche Schwierigkeiten.

Für unsere Argumentation zum Bindungstyp 'Liebe' werden wir davon ausgehen, daß Liebe als konstitutives Element einer emotional dichten gegengeschlechtlichen Paarbeziehung verstanden werden kann, wobei sie als dynamisches Geschehen zu interpretieren ist. Das heißt: Sie ist nicht einfach da, sondern hat ihrerseits Geschichte: Sie ist das Ergebnis zwischenmenschlicher verbaler und auch nonverbaler Interaktionsprozeduren, innerhalb derer sich Sympathierelationen bilden.

Wir wollen hier nun nochmals theoretisch ausholen, um das Phänomen 'Liebe' in Partnerwahlprozessen besser konkretisieren zu können. Hier beziehen wir uns wiederum auf G.H. Mead und wenden uns seinem Konzept der Geste zu. Er weist auf die hinter der Geste stehende Idee hin. Wird diese Idee von anderen in ihrer Bedeutungsgehaltigkeit geteilt, so spricht Mead von einem 'signifikanten Symbol' (Vgl. Mead, G.H., 1967:42). Über diese Konzeption der Geste als signifikantes Symbol, verortet Mead das menschliche Denken als "an internalized or implicit conversation of the individual with himself by means of such gestures". (Ebd.:47) Bezogen auf unseren Kontext stellt sich die Frage, ob von typischen Gesten im Bereich der zwischenmenschlichen Annäherung gesprochen werden kann.

Wenn sich auch Mead vorallem mit der vokalen Geste beschäftigt, so schließt er doch Gesten, die über eine Nicht-Verbalisierung vermittelt werden, nicht aus. Wir wollen uns vorallem auf letztere beziehen, da wir vermuten, daß die eigentliche Definitionsleistung von Sympathierelationen bis hin zu dem Gefühl des tatsächlichen 'Sich-Liebens' meist nonverbal erfolgt. D.h. die bewußt vorgetragene Geste "Ich liebe Dich" ist in ihrer Konstitution von einer Vielzahl nonverbal vermittelter Gesten beeinflusst und getragen. Diese hier gemeinten Symbolisierungen reichen von Verhaltensweisen, wie 'eingehackt gehen' über 'sich-umarmen' bis hin zu 'sich-küssen und sind generell gekennzeichnet durch die weitgehende Aufhebung körperlicher Distanz. Diese Gesten können in unserer Kultur als bedeutungsgehaltig vorausgesetzt werden, d.h. es wird sowohl von außen, als auch von den beiden Akteuren selbst, bei einer Umarmung die Bedeutung einer exklusiven Beziehung verliehen. Eine Umarmung, ein Kuß etc. signalisieren jedem die Beziehungsqualität der beiden Akteure. D.h. die hinter dieser Geste / Handlung stehende Idee drückt sowohl Sympathie und Zuneigung als auch Liebe aus. Nachdem diese Art des Sich-Verhaltens in unserer Kultur als Zeichen des 'Sich-näher-seins' gedeutet wird, stellt eine Umarmung, ein Kuß, ein signifikantes Symbol im Sinne Meads dar. Die Ausübung solcher Symbolisierungen können als Bestandteil dessen betrachtet werden, was wir unter Liebe verstehen wollen.

Allerdings handelt es sich hierbei um signifikante Symbole, die für eine Beziehung, die über Liebe definiert ist, ganz generell zutreffen, gleich welche Qualität diese Liebesbeziehung aufweist.

Ähnlich verhält es sich mit einer weiteren Geste, auf die insbesondere A. Strauss aufmerksam gemacht hat. Er wies darauf hin, daß Sprache ein entscheidender Stellenwert zukommt. Strauss beschäftigt sich hierbei mit dem Problem der Namensgebung, indem er eine enge Affinität zwischen Namen und Selbstbild des einzelnen sieht. Ausgangspunkt ist bei ihm die Überlegung, daß jeder Name einem Behälter gleicht, "in dem die bewußten oder unbeabsichtigten Bewertungen des Namensgebers hineingegossen werden" (Strauss, A., 1974:13) Somit hat Namensgebung Folgen für die weitere Inter-

aktion, zum einen in dem Selbstbild des einzelnen, zum anderen in Zuschreibungs- und Erwartungskategorien des anderen.⁶⁴⁾

Im Kontext der vorliegenden Problematik scheint nun dieser Ansatzpunkt von Strauss insofern bemerkenswert zu sein, als in engen zwischenmenschlichen Beziehungen die Verleihung eines Kosenamens häufig vorkommt.

Der Partner erfährt durch die Verleihung eines Kosenamens eine bestimmte - hier emotional definierte - Bewertung. Durch diese Verleihung eines Kosenamens, erfolgt, neben der expliziten Bewertung, gleichzeitig eine Kategorisierung, denn "ein Objekt benennen heißt es einstufen, d.h. durch den Akt der Benennung kann ein Objekt als eine bestimmte Art von Objekt identifiziert werden, der betroffene Gegenstand wird in eine Kategorie eingeordnet" (Ebd.:10) Dadurch wird dem Gegenüber eine bestimmte Bedeutung verliehen, die ihn gleichzeitig seinen Stellenwert in der Partnerbeziehung verdeutlicht: die Namensgebung trägt somit auch zur Identitätssicherung des einzelnen innerhalb der Partnerbeziehung bei. Verleihungen von Kosenamen haben somit Folgen für die Qualität der Beziehung - vorerst nach innen, gleichzeitig jedoch auch nach außen - , wenn die Namensgebung auch in dem engeren oder weiteren Freundeskreis aufrechterhalten wird.⁶⁵⁾

Festzuhalten bleibt hier nun, daß sowohl mit diesem Hinweis auf die Verleihung von Kosenamen, als auch der Realisation signifikanter Symbole (Umarmung, Küssen etc.) zwar die Beziehungen, die über Liebe definiert sind, weiter präzisiert werden konnten, dennoch aber keine bedeutsamen Unterschiede hinsichtlich der beiden Bindungstypen daraus abgeleitet werden konnten. Das heißt: Die Verleihung eines Kosenamens und der Austausch von signifikanten Symbolen, erscheint sowohl bei einem symbiotischen Bindungstyp, als auch bei dem Typ 'Liebe' konstitutiv zu sein.

Der Bindungstyp 'Liebe' kann nun mit den folgenden beiden Aspekten näher präzisiert werden:

E. Lau wies mit Recht darauf hin, "daß es nicht dem Zufall über-

lassen (bleiben kann), ob jemand die anderen findet, die er für seine soziale Bestätigung braucht. Es kommt vielmehr darauf an, daß soziale Beziehungen in einem gewissen Ausmaß garantiert sind, daß sich die Betroffenen auf sie verlassen können" (Lau,E.,1977:96). Eine Möglichkeit der Sicherung von Beziehungen bieten Institutionen, die A.Gehlen als "Instinktprothesen" (Gehlen,A.,1967: 47 f.) bezeichnete. Institutionen - so argumentiert Lau weiter - "sichern.... auch die Dauerhaftigkeit der sozialen Beziehungen" (Lau,E., 1977:97), indem sie das Aufrechterhalten von Beziehungsstrukturen in gewissem Umfang garantieren. Nach der Art ihrer Sicherung können zwei Typen analytisch differenziert werden, wobei in unserem Kontext vor allem ersterer interessiert: Soziale Beziehungen können 1. interaktiv-personell und 2. institutionell gesichert werden. Entscheidend ist nun, daß in der interaktiv-personellen Beziehung "die Chance, daß sich Interaktionen zwischen Partnern mit einer bestimmten Regelmäßigkeit wiederholen, durch Mechanismen gesichert (sind), die der Interaktion selbst intrinsisch sind" (Ebd.:97)⁶⁶). Unter anderen stellt nun Liebe solch einen Mechanismus dar, wobei die daraus sich konstituierende Beziehungsqualität in Form einer Eheschließung ihrerseits institutionell (Typ 2) gesichert werden kann. Dieses Moment der Identitätssicherung, der Bestätigung durch den signifikanten anderen über Liebe setzt eine gewisse Kontinuität der Beziehung voraus, die bei dem symbiotischen Bindungstyp eben nicht, bei dem Bindungstyp 'Liebe' dagegen wohl gegeben ist.

Läßt sich nun die Qualität der Liebe nach dem symbiotischen Bindungstyp mit der empathischen Überhöhung des über alles geliebten Partners umschreiben, die zwar interaktiv-personell vorübergehend gesichert ist, aber die aufgrund der spezifisch temporären Einzigartigkeit der Beziehung Kontinuität weitgehend vermissen läßt, so ist für den Bindungstyp 'Liebe' dieses Moment der Kontinuität von entscheidender Relevanz. Nur darüber kann eine Beziehung im gewissen Maß garantiert werden, nur daraus kann eine, auf Verlässlichkeit angelegte gegenseitige Bestätigung beider Partner abgeleitet werden.

Ein weiteres Merkmal des Bindungstyps 'Liebe' stellt schließlich seine Eingebundenheit in die Alltäglichkeit dar.

war es für den symbiotischen Bindungstyp geradezu konstitutiv, daß sich diese Beziehungsqualität in einer exklusiven außeralltäglichen Ebene vollzog und damit dies mit als ein Grund dafür verstanden werden kann, warum sich so definierte Beziehungen relativ schnell wieder auflösen, so scheinen die daran anschließenden Beziehungsdimensionen und damit auch das Liebesverhältnis beider Partner zumindest mehr in den Alltag eingebunden zu sein. Dem widerspricht nicht, daß Liebe - im Anschluß an die obigen Ausführungen von Simmel und Ludes - an sich immer einen besonderen Stellenwert - eine Sinnprovinz nach A. Schütz - für sich beanspruchen kann, dessen Grundlage aber letztlich immer die Alltäglichkeit der beiden Akteure mitreflektiert. D.h. die 'Welt der Liebenden' steht zwar im gewissen Gegensatz zu der Welt anderer Wirklichkeitserfahrungen, sie weist einen spezifischen Modus der Spontanität und Selbsterfahrung aus, (Ludes, P., 1976:372) aber sie muß, soll sie den Charakter der Kontinuität und Dauer aufweisen, mit dieser Alltagswelt verträglich sein. Liebe in dem so verstandenen Sinn, ist dann sehr wohl eine eigene Sinnprovinz, die sich von anderen gerade dadurch unterscheidet, daß sie die dort entstandenen Unsicherheiten, Spannungen, Mißerfolge etc. auffängt und verarbeitet. Dies scheint uns ein entscheidendes Moment der Abgrenzung zum symbiotischen Bindungstyp zu sein, der eben keiner Kompatibilität mit der Alltagswelt bedarf, sondern seine Spezifik aus der für diesen Typ typischen emotionalen Überfrachtung erfährt. ⁶⁷⁾

Endlich ist in diesem Zusammenhang noch darauf zu verweisen, daß der Bindungstyp 'Liebe' in weit höherem Maß von der sozialen Umwelt abgestützt und bestätigt wird, als der symbiotische Bindungstyp. Stehen für letzteren - wie in Kap. III schon ausgeführt - spezifische soziale Deutungen bereit, die die relative Kurzfristigkeit und die letztendlich weitgehende Unverbindlichkeit der '1. Liebe' betonen, so wird der Bindungstyp 'Liebe' von der sozialen Umwelt der Art abgestützt, als beide Akteure als zusammengehörig definiert werden. Dies hat wiederum Folgen für die Identitätssicherung der beiden und unterstreicht nochmals die Einbindung in die Alltagsstrukturen. Gleichzeitig nimmt die Beziehung einen gewissen verpflichtenden Charakter an, indem man sie nicht mehr sozial völlig folgenlos abbrechen kann, sondern sich.

bestimmten Erwartungshaltungen anderer gegenüber sieht.

Zusammenfassend ist nun festzuhalten, daß in der Phase III der Bindungstyp nicht nach dem Modell einer Symbiose verstanden werden kann, sondern daß die hier zu thematisierende Beziehung in ganz entscheidendem Umfang über 'Liebe' definiert ist. Das heißt wir haben es in der Phase III mit einem gänzlich anders gearteten Bindungstyp zu tun, wenngleich die Grenzen zwischen diesen beiden Typen fließend sind, was nicht zuletzt darauf zurückgeführt werden kann, daß sich Beziehung entwickelt und der Begriff 'Liebe' ein sehr schwer faßbares Konzept darstellt. Wir haben deshalb versucht, anhand verschiedener Dimensionen einige Abgrenzungen herauszuarbeiten. So konnten insbesondere hinsichtlich der symbolischen Gestik wie 'Sich-Umarmen', 'Sich-küssen' etc. und der gegenseitigen Verleihung von Kosenamen keine gravierenden Unterschiede zwischen den beiden Typen gezeigt werden. Als entscheidend für den Bindungstyp Liebe ist neben dem Merkmal der Kontinuität im Rahmen einer Sicherung der Identität die Eingebundenheit von Liebe in die Alltäglichkeit und schließlich eine Abstützung der Beziehung von seiten Dritter. Dem symbiotischen Bindungstyp fehlt demgegenüber aufgrund der spezifischen emotionalen Überfrachtung und seines transitorischen Charakters das Moment der Alltäglichkeit ebenso wie das der Kontinuität. Eine Identitätssicherung erscheint wegen der Spezifität der Bindung im Sinne eines gegenseitigen 'ganzheitlichen Ergriffenseins' ohnehin nicht in dem Maß vonnöten zu sein, wie bei dem Modell Liebe. Grundsätzlich können wir festhalten, daß Liebe in dem hier verstandenen Sinn als Garant für die Sicherung einer Beziehung verstanden werden kann, indem Liebe die Kontinuität einer Beziehung sowohl produziert, als auch im Sinne einer gemeinsamen 'ehelichen Wirklichkeitskonstruktion' zur Folge hat. Auf diesen letzteren Aspekt werden wir uns in dem folgenden Kapitel näher beziehen.

4.2.2. IDENTITÄTSSICHERUNG ALS KONSTRUKTION EINER BEZIEHUNGSWIRKLICHKEIT

Neben der Erörterung der Identitätssicherung im Rahmen des Bindungstyps 'Liebe' und der Abgrenzung von dem symbiotischen

Bindungstyp, wenden wir uns nun einem Bereich zu, der explizit und ganz eindeutig auf die Phase der Fortführung der Beziehung Bezug nimmt und damit auch für den Bindungstyp 'Liebe' konstitutiv ist. Wir beziehen uns hier auf den wissensoziologischen Ansatz von Berger und Luckmann (bzw. Berger und Kellner⁶⁸), deren Grundaussage in der Annahmegipfelt, daß zwei ursprünglich Fremde im Zeitverlauf eine gemeinsame Welt aufbauen. Dies kann zum einen als Identitätssicherung in dem oben definierten Sinn verstanden werden, indem der Beziehung eine gewisse Regelmäßigkeit und Kontinuität unterstellt wird, die als Voraussetzung zu einer interaktiv-personellen Sicherung der Identitäten notwendig ist. Zum anderen kann diese Kontruktion einer gemeinsamen Welt im Sinne unseres Konzepts der 'konvergierenden Identität' aufgefaßt werden. "Ein gemeinsamer Lebensplan (ist) nicht einfach durch bloßes 'Zusammenwerfen' der jeweils einzelnen zu erreichen... sondern(verlangt) eine gleichsam arbeitsteilige Definition der wechselseitigen Identitäten in einer gemeinsamen Systemidentität"(Leitner,H.,1976:39).

Die beiden Autoren räumen der Ehe, im Vergleich zu anderen signifikanten Beziehungen, einen zentralen Stellenwert in gesellschaftlichen Bezügen ein, indem sie Ehe als entscheidendes Nomos stiftendes Instrument auffassen. (Berger,P.,Kellner,H., 1965:222) Hierbei gehen sie von der wissensoziologischen Grundüberlegung aus, daß im Rahmen der Sozialisation Bewußtseinsstrukturen aufgebaut werden, d.h. der einzelne "mit einer spezifischen Garnitur der Typisierung und der Bezugskriterien ausgerüstet ist, die für ihn von der Gesellschaft vordefiniert und als Ordnungsmittel für sein alltägliches Leben verfügbar gemacht werden" (Ebd.:221). Diese Ordnung, durch die der Einzelne seine Welt begreift, wird von diesem nicht gewählt, sondern als Faktizität vorgegeben, ~~die~~er allerdings "beim Leben in ihr ständig modifiziert"(Ebd.:221). Bestätigung erfährt diese Ordnung der Welt über fortlaufende Interaktionen mit signifikanten anderen. Dadurch wird die Realität der Welt erhalten, wobei die wirklichkeitsschaffende Kraft der gesellschaftlichen Beziehungen:

1. von der Dichte der Interaktionen und
2. von ihrer Signifikanz abhängt.(Ebd.:222)

Folgerichtig ist es in erster Linie die private Sphäre - in Absetzung zur Öffentlichkeit - die vor allem Anonymität involviert, in der der einzelne "einen Teil der Realität auf seine eigene Welt übertragen und ihr einfügen kann" (Ebd.:224). Hier kann er sich selbst verwirklichen, hier - in dieser "liliputanischen Welt" (Ebd.:224) - ist für ihn Verständlichkeit und Transparenz gegeben - er ist jemand in Absetzung zur Welt da draußen. Ehe, verstanden als nomosbildendes Instrument - ist somit ein "gesellschaftliches Arrangement,..(das) dem einzelnen die Ordnung bietet, in der er sein Leben sinnvoll erfahren kann. Ehe wird hierbei definiert, als "ein dramatischer Vorgang, bei dem zwei Fremde aufeinander treffen und sich neu definieren" (Ebd.:222)

Thematisierten wir in der Phase II die Problematik der mangelnden Definition der Situation, die zu geringe Alltagsroutine in der Kontaktaufnahme und im Umgang mit dem anderen Geschlecht, so stützen Berger und Kellner diese Vermutung insofern, als sie davon ausgehen, daß in diesem Drama die "relativ leeren Entwürfe", die das Ergebnis bisheriger Sozialisation darstellen und das 'Ordnungselement' Ehe meinen"... von den Handelnden aktualisiert, durchlebt und mit Erfahrungsgehalten erfüllt werden. Dies erfordert eine dramatische Abänderung ihrer Wirklichkeits- und Eigendefinition" (Ebd.:226). Erleichtert wird dies dann, wenn die beiden Akteure "aus ähnlichen Bereich der weiteren Gesellschaft (ähnlich etwa ihres religiösen, Klassen- oder ethnischen Hintergrundes)" (Ebd.:226) kommen. Dann - so Berger und Kellner weiter - "werden ihre Erfahrungen in ähnlicher Weise geordnet vorliegen. Die beiden Menschen haben, anders gesagt, die gleiche Welt internalisiert bis hin zu den allgemeinen Definitionen der Erwartungen an die ehelichen Beziehungen selbst. Ihre Gesellschaft hat sie mit einem als selbstverständlich genommenem Image der Ehe versehen und so den Entschluß und ihre Erwartungen, die als Selbstverständlichkeit gegebenen Rollen in der Ehe zu übernehmen, sozialisiert" (Ebd.:226).

Hier wird von den Autoren relativ eindeutig unsere These belegt, daß bei einer auf weitgehende Beständigkeit und Kontinuität angelegte Beziehung eine gewisse teilkulturelle Ähnlichkeit gegeben sein muß. Nur dann kann eine eheliche Kon-

struktion der Wirklichkeit, eine gegenseitige Identitätssicherung geleistet werden. Gleichwohl sind sich die beiden Akteure fremd, wobei diese Fremdheit eben nicht darauf beruht, daß die beiden aus stark unterschiedlichen Gesellschaftsschichten kommen, sondern hier differenzieren Berger und Kellner sehr präzise: beide Akteure entstammen "unterschiedlichen face-to-face Beziehungen ... in denen das Handeln des einen gegenüber einem zweiten spezifisch ist" (Ebd.:223), und innerhalb dieser face-to-face Beziehungen ihre bisherige Welt als real bestätigt wurde. Obwohl also eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen den beiden Partnern als vorhanden gedacht wird, weisen Berger und Kellner gleichzeitig darauf hin, daß die Spezifität in der konkreten Situation des Gegenübers nicht verallgemeinerungsfähig und damit exklusiv und besonders ist. Deshalb muß die Konstruktion der ehelichen Wirklichkeit immer wieder neu geleistet werden. Dies stellt ein Spezifikum moderner Industriegesellschaften dar, indem die beiden Co-Autoren nochmals darauf aufmerksam machen, daß aufgrund einer relativ einheitlichen und sinnverleihenden Gesellschaftsstruktur früherer Gesellschaftsformationen diese Unterschiedlichkeit auch für die face-to-face Beziehung nicht gegeben war. (Ebd.:223)

Zu leisten ist also das Füllen der oben erwähnten realtiv leeren Entwürfe. Dies geschieht in einer dramatischen Abänderung der jeweiligen Wirklichkeits- und Eigendefinitionen. Hier ist der nomische Prozeß zu lokalisieren, von dem Berger und Kellner in ihrer Hauptthese ausgehen. Durch die Handlungsentwürfe aller eigenen Handlungen zu denen des Partners, durch das in Korrelation-Setzen der eigenen Definitionen von Wirklichkeit zu der Wirklichkeitsdefinition des Partners (Ebd.:226), wird eine neue Wirklichkeit produziert, wird die "Realität der (Ehe)Partner dabei zu einer einzigen zusammengefügt" (Ebd.:227). Somit wird im Rahmen einer spezifischen Dialektik neue Wirklichkeit begründet, da der einzelne diese Wirklichkeit in Übereinstimmung mit dem Partner produziert und sie auf ihn zurückwirkt. So ordnet sich ihre Welt neu und so kann Ehe schließlich als 'nomischer Bruch' (Ebd.:226) verstanden werden, indem die Einzelbiographien der beiden Partner in diesen nomischen Prozeß eingehen und dort Ver- und Abänderungen unterworfen werden, die schließ-

lich die eheliche Wirklichkeit ausmachen. Diese "Re-Definition der Welt" (Ebd.:228) erfolgt in einem fortwährenden Gespräch. "Dieses Gespräch kann als das Hervorbringen eines ordnenden und typisierenden Apparates ... verstanden werden. Jeder Partner trägt seine Konzeption der Wirklichkeit vor, die ... mehrmals 'durchgesprochen' und somit durch den Gesprächsapparat objektiviert wird. Je länger das Gespräch anhält, umso realer werden den Partnern die Objektivierungen. ... Durch das endlose Gespräch, das an dem zehrt, was sie gemeinsam und getrennt erfahren, wird das nomische Instrument der Ehe ständig konkretisiert" (Ebd.:228).⁶⁹⁾

Der andere wird für jeden Partner zum "sionifikanten Anderen par excellence - zum bedeutungsvollsten und entscheidenden Mitbewohner der Welt" (Berger, P., Kellner, H., 1965:227), mit dem - via Gespräch - Wirklichkeit erschaffen, modifiziert und neu ausgestaltet wird. Darüberhinaus fungiert das Gespräch nicht nur der gemeinsamen Teilhabe an gegenwärtigen Erfahrungen, sondern "die ausgeprägten und von den beiden Menschen durchlebten und subjektiv begriffenen Einzelbiographien werden nun im Verlauf des Gesprächs redigiert und neu interpretiert. Das Paar schafft sich also nicht nur eine gegenwärtige Realität, sondern durch Begründung gemeinsamer Erinnerungen, in die die Einzelerinnerungen der Partner integriert werden, auch eine neu interpretierte vergangene Wirklichkeit" (Ebd.:229).⁷⁰⁾

Dieser hier skizzierte wirklichkeitsschaffende Prozeß ist endlich auch ein Vorgang (das 'Ende' des Dramas), der zu einer (immer als vorläufig verstandenen) Stabilisierung führt, einer Stabilisierung, die wohl nie als statisches Konzept begriffen werden darf, sondern von einem, die dramatischen Handlung der beiden Hauptakteure, begleitenden Chor in Form von Verwandten, Freunden, Kindern etc. immer wieder gestützt wird. (Ebd.:230) Doch dieser Chorus hat noch weitere Funktionen. Er versichert den beiden durch seine Art der Reaktion (indem beide als zusammengehörig definiert werden), daß sie als Paar betrachtet werden. Diese Akzeptanz (oder auch Nicht - Akzeptanz, die sich gegen diese Verbindung ausspricht und durch dieses Nicht-Einwilligen die prinzipielle Existenz der Beziehung darüber dennoch be-

stätigt) wirkt wiederum wirklichkeitsstiftend, indem sie die Beziehung von außen (nicht notwendigerweise zustimmend) stützt, wenn nicht gar vorausgreifend definiert.

In unseren Erörterungen sind wir hier nun an einen Punkt angelangt, der es erfordert, ein Problem anzupprechen, das von Berger und Kellner zumindest explizit nie als solches hervorgehoben wird, dennoch als Annahme zugrunde liegt: die Frage des eigentlichen Aufbaues von (Ehe)Wirklichkeit. Das heißt: Berger und Kellner argumentieren immer schon mit einer Ehwirklichkeit, erwähnen aber nie den eigentlichen Prozeß der Partnerwahl. Genauer: Wie Wirklichkeit aufgebaut wird, bis sich beide Partner auf die erwähnte Statuspassage 'Ehe' einigen, ist relativ unklar, d.h. wird immer nur am Rande erwähnt. Dies ist in dem vorliegenden Text von Berger und Kellner mehrmals belegbar. Andererseits wird in der schon erwähnten Arbeit von H. Leitner deutlich, "daß ... der Prozeß der Konstruktion von Wirklichkeit mit dem formalen Akt der Eheschließung nicht erst beginnt, auch nicht mit dem ein- oder beiderseitigen Wunsch zur Heirat. Es erscheint dagegen plausibel, den Beginn dieses Prozesses dort anzunehmen, wo eine Beziehung zweier Partner für diese selbst einen Charakter objektiver Realität der Gestalt angenommen hat, daß das Thema Heirat oder nicht, sich aus dieser Realität selbst aufdrängt" (Leitner, H., 1976:41). In dieser Arbeit von Leitner wird partiell auf diese Problematik mit dem Begriff der "stabilen Unstabilität" eingegangen. Diese 'stabile Unstabilität' ist einer Zeit des Sich-näher-Kennenlernens zugeordnet und damit bewußt vor der eigentlichen Eheschließung angesiedelt. Stabil ist die Situation insofern, als "die Beziehung mittlerweile als Liebe definiert sein wird, die beiden Partner einander schon besser kennen, als es für Beziehungen anderer Art eigentlich erlaubt ist" (Ebd.:42). Andererseits auch insofern unstabil, da die "so geschaffene Realität nun auch der vielleicht stillschweigenden, gleichwohl unmißverständlichen Definition bedarf" (Ebd.:42). Stabilität wird erst erreicht durch eine gemeinsame Neudefinition der Beziehung, die nicht unbedingt 'Wir wollen heiraten' heißen muß, die aber das ausdrückt, was die beiden füreinander empfinden. Erst mit dieser Neudefinition, die ein gewisses Maß an 'wissen, woran man ist' impli-

ziert, wird - so ist Leitner weiter zu interpretieren - der nomos stiftende Prozeß begonnen.

Ein weiteres ist zu Berger und Kellner kritisch anzumerken: sie explizieren nicht das Problem des Abbruchs von Partnerbeziehungen und nur partiell die Integration früherer Partnererfahrungen in die aktuelle Beziehung. Hier ist ein entscheidendes Manko des vorliegenden Ansatzes zu lokalisieren, wenn auch pro Berger und Kellner argumentiert werden kann, daß es ihnen nur um den wirklichkeitsstiftenden Prozeß geht, d.h. alles vorausgegangene von keiner Relevanz ist. Allerdings, und diese Frage muß man den beiden Autoren stellen: wurden nicht in früheren Partnerbezügen "spezifische Garnituren der Typisierung" (S.221), spezifische "Bezugskriterien" (S.221) und spezifische Realitätserhaltungen durch Gespräche mit signifikanten anderen (S.222) produziert, die als Erfahrungsschatz, als sozialisierte Modi in eine neue Partnerschaft integriert werden? Anders formuliert: Es ist zumindest bei Individuen, die nicht in ihrer ersten Partnerbeziehung stehen, zu bezweifeln, ob die von Berger und Kellner als realtiv leere Entwürfe bezeichneten Ausgangsbedingungen der beiden Akteure wirklich so leer sind!

4.3. BEZIEHUNGSFORTFÜHRUNG UND KONVERGIERENDE IDENTITÄT

Wir hatten im Kap. IV.3.3. ausgeführt, daß das Konzept der konvergierenden Identität im Rahmen von engen zwischenmenschlichen und emotional sehr dichten Beziehungsstrukturen seine Anwendung findet und in einer prinzipiellen Reduktion des Interaktionsaufwandes in der Binnenbeziehung zur Herstellung der Balance zwischen sozialer und personaler Identität theoretisch abgesichert werden kann.

Mit unseren bisher geleisteten Ausarbeitungen zu der Phase III kann das Konzept der 'konvergierenden Identität' noch deutlicher und prägnanter als dies in Abschnitt IV.3.3. möglich war, herausgearbeitet werden.

So kann bereits das Grundkonstitutiva dieser Phase, nämlich 'Liebe', als ein zentraler Mechanismus interpretiert werden,

die oben erwähnten 'als-ob-Aktionen' zu reduzieren. Definierten wir oben 'Liebe' im Anschluß an G. Simmel als ein "Gefühl, das ...enger und unbedingter als irgend ein anderes an seinen Gegenstand geknüpft ist" (Simmel, G., 1921/22:10) und erweiterten diese Definition noch mit den Hinweisen, daß Liebe als Sinnprovinz verstanden werden kann, die sich durch ein intensives Gefühl des Zusammengehörens, des einander Verstehens und des einander Kennens auszeichnet und damit eine zwischenmenschliche Qualität thematisiert, die sich bewußt zu anderen Sozialbezügen absetzt, so scheint uns damit bereits die Grundbedingung gegeben zu sein, in dieser engen Zweierbeziehung die Handhabung von phantom normalcy und phantom uniqueness zu reduzieren. Liebe kann somit als zwischenmenschliche Beziehungsqualität verstanden werden, die sowohl die Vielzahl der diskrepanten Erwartungen, die an das Individuum herangetragen werden (soziale Identität), radikal minimiert, als auch eine nur scheinbare Übernahme der individuellen Einzigartigkeit verunmöglicht (personale Identität). So wurde auf das Konzept der Identitätssicherung verwiesen, das nicht nur eine gewisse Kontinuität in der Beziehung voraussetzt, sondern gleichzeitig den anderen in einem alltäglichen Bezugsrahmen als die geliebte Person bestätigt. Diese Identitätssicherung impliziert, durch die immer wieder von neuem zu vollziehende Bestätigung die realtiv grundlegende Kenntnis dieser Person, was gegenseitige Erwartungen antizipierbar und damit dem anderen gegenüber zumutbar macht, so daß hier eindeutig von einer Reduktion diskrepanter Erwartungen auszugehen ist. Zum anderen beinhaltet Identitätssicherung durch den signifikanten anderen die oben angesprochene Preisgabe der tatsächlichen Individualität. Anders formuliert: Konnte bei dem symbiotischen Bindungstyp noch davon ausgegangen werden, daß sich diese (symbiotische) Liebe auch ohne das tatsächliche Preisgeben und Erkennen der jeweiligen Identität bildet, da hier von einer, für die Adoleszenz typischen Überhöhung der individuellen Einzigartigkeit im Sinn einer gegenseitigen Idealisierung der Beziehung (selbstbezogener Rückzug zu zweit) ausgegangen wurde (IV.3.3.), so setzt der Bindungstyp 'Liebe' exakt diese tatsächliche Preisgabe und das Erkennen der jeweiligen Identität voraus, da sich sonst Liebe in dem oben definierten Sinn nicht einstellen kann. So wird die nur scheinbare Übernahme der individuellen Einzigartigkeit auch hier reduziert zu

einer tatsächlichen Übernahme der individuellen Einzigartigkeit.

Im Rahmen der Reduktion der phantom normalcy (soziale Identität) ist somit bei der Existenz der Bindungsform 'Liebe' davon auszugehen, daß die in Abschnitt IV.3.3. erwähnten Aspekte, wie die einer starken persönlichen Nähe und einer tiefen emotionalen Bindung, ebenso wie die Voraussetzungen eines bestimmten Maßes an gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung nochmals unterstrichen werden konnten. Aber auch die Tatsache, daß sich aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Vorgaben für diese Paarbeziehung eine Reduktion der als-ob-Interventionen ergeben kann, ist mit unseren obigen Ausführungen zu belegen.

Zentral wird freilich unser Konzept der konvergierenden Identität noch von dem Ansatz von Berger und Kellner bestätigt. Hier wird mit aller Nachdrücklichkeit darauf hingewiesen, daß sich im Lauf der Existenz der Beziehung nicht nur Veränderungen als solche ergeben, sondern das sich auch der Wirklichkeitsaufbau der beiden Individuen einander annähert. In dieser Neudefinition zweier Fremder, die über einen normischen Prozeß ihre vormals getrennten Realitäten zu einer einzigen zusammenfügen manifestiert sich konvergierende Identität. Durch das Neuordnen der Welt und durch die Tatsache, daß der Gegenüber zum signifikanten anderen par excellence, zum bedeutungsvollsten und damit entscheidendsten Mitbewohner der Welt wird, ergibt sich nicht nur nochmals relativ eindeutig die Reduktion diskrepanter Erwartungen, da diese im Rahmen einer gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion gegenseitig als immer bekannter vorausgesetzt werden können, sondern auch die Darstellung der tatsächlichen Individualität des anderen.

So kann für die fortgeschrittene Partnerbeziehung festgehalten werden, daß sich die jeweils zu leistenden subjektiven Interpretationen der Erwartungen des anderen reduzieren und diese in ihrer Individualität zunehmend klarer erkannt werden. Dies kann einerseits mit der relativ intimen Kenntnis der beiden Partner voneinander und andererseits auch aufgrund einer sich im Zeitverlauf einstellenden Habitualisierung der Beziehung begründet werden. Dies nicht zuletzt deshalb, da

Berger und Kellner das Gespräch als den entscheidenden Mechanismus der Wirklichkeitskonstruktion benennen. Im Gespräch aber werden diskrepante Erwartungen immer wieder von neuem ausgehandelt und damit die Kenntnis des Gegenübers vertieft, so daß im Zeitverlauf vermehrt davon auszugehen ist, daß sich diskrepante Erwartungen minimieren, gleichzeitig aber die Individualität des anderen immer prägnanter hervortritt.⁷¹⁾

'Konvergierende Identität' ist somit ein entscheidendes Merkmal von eheähnlichen oder Ehebeziehungen: Sie beinhaltet eine Vereinfachung der Identitätsbalance für den Sonderfall einer intensiven Ich-Du-Beziehung und ist damit Ausdruck der spezifischen Intensität und Qualität dieser Beziehung.

Nachdrücklich ist jedoch nochmals darauf zu verweisen, daß als grundsätzliche Voraussetzung dieser, dem mikrosoziologischen Ansatz verpflichteten Überlegung davon auszugehen ist, daß das Konzept der 'konvergierenden Identität' die weitgehende Übereinstimmung in grundlegenden Wertorientierungen zur Voraussetzung hat und gleichzeitig einen Prozeß der Präzisierung dieser Wertorientierungen in fortgeschritteneren Stadien der Partnerbeziehung impliziert. Diesen Fragen werden wir uns in dem nun folgenden Kapitel zuwenden.

4.4. MAKROSOZIOLOGISCHE PRÄZISIERUNGEN

War das Entwicklungsmodell von Partnerwahlprozessen bislang durchzogen von der grundlegenden Überlegung, daß für das Zustandekommen und die Fortführung einer Beziehung eine weitgehende Kongruenz der teilkulturellen Bezüge notwendig erscheint, so ist dieser Aspekt für die hier zu behandelnde Phase nochmals besonders hervorzuheben. Dies ist insbesondere damit zu begründen, als sich im Verlauf einer Beziehung - also auch im Ablauf der drei Phasen - eine immer größere Notwendigkeit ergibt, aus ähnlich gelagerten Wertdispositionen heraus zu argumentieren. So hatten wir in Phase I festgehalten, daß die dort relevant werdenden Wertorientierungen, wie gegengeschlechtliche Attraktion als erste Bedeutungszuschreibung gegenüber dem anderen Geschlecht weitgehend über Massenmedien und 'peer groups' vermittelt sind und somit im Sinne einer - bezogen auf diese Werthaltungen - relativ einheitlichen Jugendkultur argumentiert werden kann. Für diese Bedeutungsverleihung 'Attraktion' greifen die gleichwohl feststellbaren unterschiedlichen teilkulturellen Bezüge, die insbesondere auf herkunftsfamiliale Wertstandards und die nach diesen Werten selektierten 'peer groups' zurückgeführt werden können, nur in sehr geringem Maße. Dies ist auch insoweit zu belegen, als diese Bedeutungsverleihungen von einer relativen Oberflächlichkeit und Revisionsbedürftigkeit getragen sind.

Dagegen ist in der Phase II davon auszugehen, daß hinsichtlich des Prozesses der Kontaktaufnahme eine gewisse Kulturähnlichkeit der beiden Akteure notwendig ist. Wir haben dies im Bereich der Selbststilisierungen zu belegen versucht und konnten bezüglich der Situationsdefinition und der Identitätsentwicklung ebenfalls zeigen, daß auch hier zumindest ein gewisses Maß an gemeinsam geteilten Werten vonnöten ist. Diese, wenn auch noch sehr oberflächlich aufzufassende Affinität der teilkulturellen Bezüge, ist für das Eingehen, resp. Zustandekommen einer Beziehung von entscheidender Bedeutung. Gleichzeitig wurde in der Phase II gezeigt, daß diese Phase auch bei einer nur relativ geringen Korrespondenz der Teilkulturen beider Partner zu Ende geführt werden kann, da diese geringe Korrespondenz über den

symbiotischen Bindungstyp teilweise aufgehoben wird. Nach Beendigung dieser Bindung wird für die weitere Fortführung der Beziehung die Affinität der vertretenen Wertstrukturen allerdings zunehmend relevanter. Wir werden uns mit dieser Fragestellung nun noch kurz näher auseinandersetzen.

4.4.1. DIE WEITGEHENDE ÜBEREINSTIMMUNG IN ALLGEMEINEN TEIL- KULTURELLEN BEZÜGEN ZWEIER PARTNER ALS NOTWENDIGE BEDINGUNG EINER ERFOLGREICHEN PARTNERWAHL

In unserer bisherigen Argumentation konnte immer wieder gezeigt werden, daß mit zunehmender Beziehungsintensität sich immer wieder die Notwendigkeit ergab, daß beide Akteure zumindest ähnliche Wertorientierungen vertreten. Um dieser These der Notwendigkeit ähnlicher teilkultureller Bezüge mit einschlägiger Literatur nochmals näher abzusichern, kann - in Ermangelung einer 'Soziologie der Partnerwahl' auf einige Arbeiten zur 'Soziologie der Freundschaft' zurückgegriffen werden. Ebenso ist dazu der schon dargestellte Ansatz von Berger und Kellner heranzuziehen.

In seinem 1964 erschienenen Aufsatz "Freundschaft" zeigt F. Tenbruck die Relevanz privater Beziehungen in modernen Industriegesellschaften auf. Er bedient sich hierzu einer historischen Ableitung, indem er der Frage nachgeht, womit der von 1750-1850 beobachtbare typische Freundschaftskult zu erklären sei. Dabei verweist er auf einen Aspekt, der für unsere Überlegungen von entscheidender Relevanz ist, indem er argumentiert, daß sich die Frage nach individualisierten persönlichen Beziehungen aus der Situation eines sozialen Umbruchs ergab. Der Mensch war demzufolge nicht mehr in eine weitgehend einheitliche soziale Ordnung, in eine Kultur eingebunden, sondern sah sich mit "einer gewissen Offenheit seiner sozialen Situation" (Tenbruck, F., 1964:438) konfrontiert. Die Lebenswelt wurde pluraler und damit widersprüchlicher, der einzelne war aus einem festen Sinngefüge ent wurzelt, er befand sich in einem Zustand weitgehender Orientierungslosigkeit. "In dieser Situation nun, in der die gegebenen sozialen Beziehungen und Rollen nicht mehr zur Orien-

tierung des Individuums in der ganzen Breite seines Handelns ausreichen, werden die persönlichen Beziehungen wichtig und wird unter ihnen insbesondere die Freundschaft wichtig" (Ebd.:440). Freundschaft (und Liebe) werden in dieser Situation zu den am höchsten individualisierten Formen der persönlichen Beziehung. (Vgl. Ebd.:445)

Nicht nur, daß Tenbruck damit die bereits thematisierte Individuierung der Partnerwahl (I.3.2.) betont, sondern er verweist auch auf unsere Hauptthese, daß nämlich die moderne Industriegesellschaft nicht mehr als eine einheitliche sondern als eine teilkulturelle, ausdifferenzierte aufgefaßt werden muß und mit "persönliche Beziehungen zu verstehen (sind) als die Ergänzung eine inkompletten sozialen Struktur" (Ebd.:453). Diese persönlichen Beziehungen bedürfen nun - angesichts der gesamtgesellschaftlichen Desorganisation - einer allgemeinen Gemeinsamkeit, einer, wie A. Gehring (1971:45) dies ausdrückt "relativ kongruenten Rahmeninterpretation von 'Welt'", um sich nicht nur zu konstituieren, sondern auch unter der Annahme einer weitgehenden Kontinuität fortgeführt werden zu können.

Diese 'Rahmeninterpretation der Welt' ist von ihrer inhaltlichen Aussagen her nun durchaus als kongruent zu unserer Annahme einer weitgehend ähnlichen Teilkultur zu verstehen. Gehring entwickelt dieses Konzept der Rahmeninterpretation in einem explizit interaktionistischen Kontext, wenn er davon ausgeht, daß der Handelnde als einzelnes Gesellschaftsmitglied "in einer Pluralität wechselnder Handlungssituationen steht" (Ebd.:43), die einer angemessenen Interpretation bedürfen. Er führt weiter aus, daß die jeweiligen Einzelinterpretationen nicht unvermittelt nebeneinander stehen, sondern "sie werden 'überwölbt' von einer Rahmeninterpretation von Welt, einer grundsätzlichen Interpretation der Welt in der Pluralität ihrer komplexen Inhalte". Und weiter: "Wo wir von Rahmeninterpretation sprechen, mögen sonstige Ausdrücke, wie 'Weltbild', 'Grundsatz Einstellungen', 'Grundüberzeugungen' gebräuchlich sein. Die Rahmeninterpretation gibt ein Orientierungsgerüst für das Verhalten in der Vielzahl der Handlungssituationen..." (Ebd.:43). Auf die Soziologie von Freundschaft bezogen meint dies nun, daß "Freunde

...relativ kongruente Rahmeninterpretationen von Welt" (Ebd.: 44) besitzen, d.h. ähnliche, resp. gleiche grundsätzliche Werte ihrer Beziehung voranstellen. In einer, schon im Jahr 1954 vorgelegten Arbeit von P. Lazarsfeld und R.K. Merton, 1964²:24 ff.) wird dies nachdrücklich bestätigt, indem der Einfluß von Wertähnlichkeit und Wertverschiedenheit auf den Prozeß der Freundschaftsbildung bezogen wird. Sie gelangen hierbei zu dem Ergebnis, daß die Bildung und der Erhalt von Freundschaft förderlich ist. Umgekehrt werden Wertunterschiede "entweder zur Auflösung der Freundschaft oder zur gegenseitigen Anpassung führen" (Berghaus, M., 1982:11).

Führten wir oben aus, daß der Bindungstyp der symbiotischen Liebe eine Wertediskrepanz durch die spezifische Qualität der Beziehung noch überdecken konnte, so wurde eine weitgehende Kongruenz der Wertorientierungen für den Bindungstyp Liebe als notwendiges Kriterium unterstellt. Nun kann mit dem wissenssoziologischen Ansatz von Berger und Kellner sehr gut gezeigt werden, wie bei dem Fortbestand einer Beziehung obige gegenseitige Anpassung der Wertorientierungen im Aufbau einer gemeinsamen Wirklichkeit vonstatten geht. Wenn auch sowohl in der Arbeit von Berger und Luckmann (1972) als auch in der von Berger und Kellner (1965) nicht explizit von einer gemeinsamen Partizipation an ähnlichen, resp. gleichen Teilkulturen gesprochen wird, so wird ihr Konzept doch von diesen Grundgedanken mitgetragen. Dies wird deutlich, wenn sie beispielsweise das Gespräch als zentralen Mechanismus der gesellschaftlichen bzw. eheähnlichen Wirklichkeitskonstruktionen verstehen, das "in dem Umfang, in dem es geführt wird, ... es immer von neuem die grundsätzlichen Definitionen der Realität (bestätigt) ..., weniger durch ausdrückliche Formulierungen, als stillschweigende Übernahme vorgesehener Definitionen und mittels des Gesprächs über alle vorstellbaren Fragen auf der Grundlage dieser als Selbstverständlichkeit vorgegebenen Basis" (Berger, P., Kellner, H., 1965:222). Darüberhinaus verweisen die beiden Autoren darauf, daß die Akteure zwar aus unterschiedlichen Gesprächskreisen kommen und keine gemeinsame Vergangenheit haben, aber ihre Vergangenheit gleichwohl ähnlich strukturiert sein muß. (Ebd.:223) So ist als notwendige Ausgangsbedingung davon auszugehen, daß, um diese Konstruktion von Wirklichkeit zu leisten, die beiden Akteure aus zumindest ähnlich strukturierten Teilkulturen

entstammen müssen, um dieses Gespräch überhaupt initiieren und sodann fortführen zu können. Ist das Gespräch erst einmal in Gang gebracht, dann vollzieht sich immer intensiver das, was wir mit der gegenseitigen Anpassung an gemeinsame Wertstrukturen bezeichnet haben, dann vollzieht sich die besagte Konstruktion von Wirklichkeit.

Doch über diese Konstruktion einer ehelichen Wirklichkeit wird nicht nur eine Anpassung gemeinsamer Wertstrukturen geleistet, sondern darüberhinaus generieren sich auch Werte in dem Sinne neu, als Wertstrukturen im Sinne einer Modifikation von bislang sozialisierten und geglaubten Werten in der Paarbeziehung entstehen. Wir greifen hier nochmals Pkt. III.1.5. auf, indem es einerseits um die Konkurrenzierung von herkunftsfamilial vermittelten Wertstandards mit Werten aus Gleichaltrigengruppen und Massenmedien ging und andererseits ein Modell des 'Abtauchens' thematisiert wurde. Nach diesem Modell ist die Herkunftsfamilie die zentrale Institution der Wertvermittlung, deren Wertstrukturen allerdings in der Jugendzeit zugunsten von jugendspezifischen Orientierungsmustern (Gleichaltrigengruppe, Massenmedien) partiell in den Hintergrund treten, um im weiteren Entwicklungsverlauf - zusammen mit den bislang sozialisierten jugendrelevanten Standards - als Grundlage einer Modifikation im Rahmen der Konstruktion von ehelicher Wirklichkeit zu dienen. Wir haben dieses Konzept als in den Kontext einer Theorie sozialen Wandels integriert verstanden, indem im Rahmen der Wirklichkeitskonstruktion Werte verändert werden, die eine Grundlage für die Sozialisation der nächsten Generation bilden.

Auch diese Konstruktion und Modifikation von 'neuen' Wertstrukturen läßt sich deutlich aus dem Ansatz von Berger und Kellner herausarbeiten. Insbesondere ist hier auf den Charakter des nomos schaffenden Wirklichkeitskonstruktion zu verweisen. So müssen "die Definitionen der Wirklichkeit durch den einen...fortwährend in Korrelation zu denen des anderen gesetzt werden" (Berger, P., Kellner, H., 1965:226). Die Einzelbiographien (inklusive deren Wertorientierungen) werden aufeinander und zueinander bezogen, so daß die "beiden Realitäten der Ehepartner .. zu einer einzigen zusammengefügt"

(Ebd.:227) werden. Das Ergebnis ist "die Erhärtung und Stabilisierung (einer) gemeinsam objektivierten Welt" (Ebd.:228) - einer Welt, die sich durch gemeinsam geteilte Wertstandards auszeichnet.

Wir können hier nun festhalten, daß eine Übereinstimmung hinsichtlich teilkulturell rückgebundener Wertmuster der beiden Partner sich aus der vorgetragenen theoretischen Position in mehrfacher Hinsicht ergibt. Neben den in Phase II bereits ausgearbeiteten Hinweisen (Selbststilisierung, Situationsdefinition etc.) wurde dieser Sachverhalt hier nochmals unter Rückgriff auf eine 'Soziologie der Freundschaft' gezeigt. Darüberhinaus ergab sich unter Hinzuziehung des Ansatzes von Berger und Kellner eine weitere Präzisierung unserer These, als im fortschreitenden Verlauf der Paarbeziehung sich Wertorientierungen über die enge interaktive Verknüpfung der beiden Akteure als deren Eigeninterpretationen von - via Sozialisation - grundgelegten Werten neu generieren.

4.4.2. DAS KOMPLEMENTÄRE UND DAS EGALITÄRE GESCHLECHTS- ROLLENLEITBILD - EINE ZUSAMMENFASSENDE BEWERTUNG

Wir gingen in dieser Arbeit von zwei Typen eines Geschlechtsrollenverständnisses aus: der komplementäre und der egalitäre Typ. Mit dem vorgetragenen Ansatz von Eckert, kann nun gefolgert werden, daß ein Partnerwahlprozeß der das komplementäre Geschlechtsrollenleitbild bevorzugt, sich in mehreren Punkten von einer Partnerwahl unterscheidet, bei der beide Individuen dem Typ des egalitären Geschlechtsrollenleitbildes folgen. Dies gilt es nun näher zu präzisieren, indem wir von der These ausgehen, daß die Ausgestaltung des egalitären Geschlechtsrollenleitbildes sich als weit schwieriger und problematischer erweist, als die Realisation einer Paarbeziehung, die nach dem komplementären Geschlechtsrollenleitbild aufgebaut ist.

1) Bei der Erörterung der Konstruktion von Bedeutungsverleihungen konnten wir insbesondere im massenmedialen Bereich das zumindest teilweise Vorherrschen eines komplementären Geschlechtsrollenleitbildes zeigen. Ebenso konnte im Rahmen der Ungesicherheit der ersten Kontaktaufnahme hervorgehoben

werden, daß von einer eher komplementären Geschlechtsrollenverteilung ausgegangen wird. Dies wurde zum einen damit begründet, daß das komplementäre Modell eine geschlechtsspezifische Ergänzung favorisiert, die in einer ohnehin relativ ungesicherten Situation eher verhaltensbestimmend wird, als die, das egalitäre Leitbild fordernden Aushandlungsprozesse der Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern. Zum anderen dürfte in der Situation der ersten Kontaktaufnahme den elterlichen Wertorientierungen ein noch stärkeres Gewicht zukommen als in fortgeschritteneren Stadien einer Paarbeziehung. Bedenkt man nun gleichzeitig, daß sich erst in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten ein 'partnerschaftliches' Geschlechtsrollenleitbild allmählich entwickelte (Vgl. III.2.3.2.), so daß davon auszugehen ist, daß Eltern von Jugendlichen der 70er und 80er Jahre zumindest noch eher dem Typ eines komplementären, als dem eines egalitären Leitbildes verpflichtet sind, so stützt dies unsere Vermutung, daß komplementäre Geschlechtsrollenleitbilder in der Phase der 1. Kontaktaufnahme herangezogen werden, nochmals ab.

Somit ist der Schluß zu ziehen, daß bei Jugendlichen, denen komplementäre Wertorientierungen hinsichtlich geschlechtsspezifischer Rollenverteilungen vermittelt wurden, die erste Kontaktaufnahme leichter fällt, als Jugendlichen, die dem eher egalitären Typ zuzuordnen sind und die aufgrund der Ungesicherheit der Situation bei der 1. Kontaktaufnahme auf komplementäre - da einfacherere - Geschlechtsrollentypen zurückgreifen. Gleichzeitig wirken die in den Massenmedien (insbesondere im Bereich der Werbung) vertretenen Wertorientierungen im Sinne schablonisierter Rollenklischees (Vgl. V.2.2.1.3.) eindeutig in die Richtung einer komplementären Geschlechtsrollenauffassung.

2) Als entscheidendes Kennzeichen des komplementären Typs wurde die relativ klare und eindeutige Absicherung einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung hervorgehoben. So sind an die weiblichen (Sensitivität, Fürsorge, Mütterlichkeit etc.) und die männlichen (Zweckrationalität, Dominanz, emotionale Kontrolle etc.) Rollen klare Wertvorgaben geknüpft, die nicht nur im Sinne einer Komplementarität als relativ starr und personenunabhängig, sondern auch in weit höherem Maß als 'traditional' verbindliche verstanden

werden können. Demgegenüber ist beim egalitären Typ von einer weitgehenden Undefinierbarkeit und Beliebigkeit der Rollenverteilungen auszugehen. So wird hier die Offenheit und Flexibilität der Rollendefinitionen hervorgehoben und ein Prozeß der Reflexion und des Aushandelns, was Zeit, gesellschaftliche Freiräume und intellektuelle Ressourcen erfordert, vorausgesetzt. Als grundlegende Wertorientierung kann hier lediglich die Vorstellung einer weitgehenden Substituierbarkeit geschlechtsspezifischer Aufgabenverteilung genannt werden.

Die Realisation eines egalitären Geschlechtsrollenleitbildes ist also als ein weit aufwendiger und mit viel größeren Unsicherheiten verbundener Prozeß zu verstehen, als der der Realisation des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes.

3) Schließlich wird die Ausgestaltung eines egalitären Geschlechtsrollenleitbildes aufgrund der oben genannten, viel komplexeren Anforderungen, in weit entscheidenderem Maß von dem Partnerwahlprozeß mitkonstituiert, als dies beim komplementären Typ der Fall ist. In dem, in dieser Arbeit herangezogenen Theoriekontext kann dies insoweit an der Arbeit von Kellner und Berger gezeigt werden, als sie das Gespräch als nomos-schaffendes Instrument einer Wirklichkeitskonstruktion verstehen. Die Realisation eines egalitären Geschlechtsrollentyps bedarf dieses Instrument 'Gespräch' in weit größerem Umfang, als dies beim komplementären Typ der Fall sein dürfte, da zur Konstitution des egalitären Typs eine reflexiv intellektuelle Bearbeitung und Auseinandersetzung benötigt wird, während der komplementäre Typ internalisierte und damit fest vorgegebene Wertorientierungen weitgehend 'ungebrochen' weitergibt. Somit kommt dem Ansatz von Berger und Kellner(aber auch dem von Habermas) für den egalitären Typ eine ungleich höhere Bedeutung zu.⁷²⁾

4) Sowohl in einer historischen Perspektive, als auch in der konkreten Situation, in der der Jugendliche sich befindet, kann die Auseinandersetzung mit dem komplementären Konzept als ein entscheidender Aspekt der Konstitution und der Realisation des egalitären Typs verstanden werden. Dies ist insbe-

sondere damit zu belegen, als erst über das Infragestellen und die Kritik am komplementären Typ eine entgegengesetzte Position bejaht werden kann. Bei Jugendlichen, die dem eher komplementären Typ folgen ist diese Auseinandersetzung nicht, bzw. nur in geringen Umfang von Nöten. Berührungspunkte zu Wertorientierungen, die dem eher egalitären Typ nahestehen, ergeben sich vor allem aus den erwähnten gemeinsam geteilten Wertorientierungen einer Jugendkultur. Wir wiesen jedoch bereits mehrmals darauf hin, daß diese Wertorientierungen im Sinn einer relativ oberflächlichen Übernahme gelebt werden und darüber hinaus teilweise in Dissens zu Wertorientierungen stehen, die dem komplementären Typ verpflichtet sind.

Als gemeinsames Merkmal der oben vorgetragenen Argumentation, die unsere These abstützen soll, wonach die Realisation des egalitären Geschlechtsrollenleitbildes schwieriger durchsetzbar ist, als die des komplementären Typs, kann festgehalten werden, daß Modelle mit geringerer Komplexität die größere Chance der Durchsetzung, resp. Anwendung aufweisen, als komplexe Modelle. Daß nun der egalitäre Typ differenzierter und in seiner Realisation komplexer als der komplementäre Typ ist, wurde in dem bisher Entwickelten mehrfach bestätigt.

Doch auf einen weiteren Aspekt in dieser zusammenfassenden Diskussion der beiden Geschlechtsrollentypen ist noch zu verweisen: Wir haben bisher aufzeigen können, daß die Wertorientierungen einer Jugendkultur der Tendenz nach eher dem egalitären Typ folgen, während die herkunftsfamilial vermittelten Wertorientierungen eher nach dem komplementären Typ organisiert sind. Wird nun über die Partizipation an Wertorientierungen einer Jugendkultur hinaus eine Auseinandersetzung mit dem egalitären Typ geleistet, so deutet dies auf die oben schon erwähnten Konversionsprozesse hin.

Eine Wertekonversion ist in dem hier zu diskutierenden Modell nur über einen plötzlichen oder sich allmählich einstellenden Bezugsgruppenwechsel denkbar, da der Entwicklungsverlauf von Partnerwahlprozessen nach dem komplementären Typ nicht nur als ein unproblematischerer als der des egalitären Typs zu verstehen ist, sondern auch als ein geradlinigerer,

der sich nur zum geringen Teil mit anderweitigen Geschlechtsrollenkonzeptionen auseinandersetzen muß. So haben wir bereits darauf verwiesen, daß lediglich die Wertorientierungen einer Jugendkultur Berührungspunkte mit dem egalitären Typ involvieren. Ansonsten werden die herkunftsfamilialen Wertorientierungen weitgehend von der nach diesem Muster selektierten 'peer group' weitergelebt. Desweiteren werden die komplementären Werte auch von bestimmten Massenmedien (z.B. Bravo und Werbung) weiter bestätigt. Ebenso bewähren sie sich im Rahmen der erläuterten Unsicherheitsreduktion bei der ersten Kontaktaufnahme und der Situationsdefinition (Vgl. die Interaktionsstrategie 'Deferenz' nach Esser!), so daß lediglich ein Bezugsgruppenwechsel die weitere Perpetuierung komplementärer Geschlechtsrollenleitbilder unterbinden kann.

Dieser Bezugsgruppenwechsel dürfte insbesondere im Bereich der Gleichaltrigengruppen zu lokalisieren sein, die im Rahmen einer institutionellen Eingebundenheit Sozialdruck ausüben und dadurch Konversionsprozesse im Sinne einer, von der Herkunftsfamilie abweichenden Werteorientierungen einleiten und durchführen.

Beziehen wir uns in unseren Überlegungen nochmals auf den Ansatz von R. Eckert, der den komplementären Typ insbesondere durch die Übernahme elterlicher Werthaltungen charakterisiert hat und ihn im Rahmen einer Schichtungssoziologie der Unterschicht zuordnete, so kann der oben angesprochene Bezugsgruppenwechsel insbesondere im Rahmen einer sozialen Mobilität erläutert werden. Mit anderen Worten: Vollzieht ein Jugendlicher, der aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer Herkunftsfamilie die komplementären Geschlechtsrollenleitbilder vertritt und nach Eckert dadurch eher der Unterschicht zuzurechnen ist, einen sozialen Aufstieg über eine höhere Schulbildung, so besteht die Möglichkeit des Durchbrechens des oben erwähnten relativ geradlinigen Entwicklungsverlaufs einer Tradierung komplementärer Geschlechtsrollenleitbilder. Dieser Prozeß kann im Sinne eines allmählichen Wechsels der Bezugsgruppenmitglieder verstanden werden, wenn man den Annahmen Eckerts weiterfolgt, daß mit der Zunahme der Ausbildungszeit (und damit verbunden einer Zunahme der frei disponiblen Zeit sowie der vermehrten Bereitstellung von gesell-

schaftlichen Freiräumen) sich zunehmend eine Orientierung am egalitären Typ ergibt. Daraus resultiert aber gleichzeitig, daß als Folge dieser sozialen Mobilität der Jugendliche mit Gleichaltrigengruppen in Kontakt gerät, die andere Wertorientierungen vertreten, als er sie in seiner Herkunftsfamilie internalisiert hat. Je intensiver nun der Kontakt und die Partizipation mit diesen, vorerst über Schule definierten neuen Bezugsgruppen ist, desto wahrscheinlicher ist die Annahme einer Wertekonversion und desto eher wird sich - damit einhergehend - das 'field of elegibles' im Rahmen eines Prozesses der Partnerwahl verändern. Gleichzeitig wird sich ein zunehmender Wertedissens zur eigenen Herkunftsfamilie ergeben, der spezifische Konflikte in sich birgt und evtl. als verstärkendes Moment benannt werden kann, die Wertekonversion zu radikalisieren.

Damit ist nun gleichzeitig auf einen weiteren Aspekt verwiesen, der im Rahmen einer Orientierung an egalitären Geschlechtsrollendefinitionen noch hervorzuheben ist. Sprachen wir oben von einem sich verschärfenden Konflikt zwischen den Generationen als Folge einer Wertekonversion, so ist dieser - wenn auch nicht in dem Ausmaß - Generationenkonflikt in viel stärkerem Maß im Bereich des egalitären Geschlechtsrollenleitbildes zu lokalisieren als beim komplementären Typ.

Dies kann in zweifacher Weise näher begründet werden. Zum einen haben wir oben bereits darauf hingewiesen, daß aufgrund der sich erst in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten vermehrt etablierenden 'partnerschaftlichen' Beziehungsformen davon auszugehen ist, daß das elterliche 'Vorleben' einer eher egalitären Beziehungsdefinition noch vermehrt von komplementären Aspekten beeinflusst ist. Wenn aber nun die junge Generation im Rahmen einer Gleichaltrigeninteraktion und insbesondere in Partnerwahlprozessen ein konkreteres egalitäres Geschlechtsrollenleitbild generiert, so ist auch hier von einer Wertekonkurrenzierung zur Herkunftsfamilie auszugehen. Der Gleichaltrigengruppe käme dann eine entscheidende Korrekturfunktion zu.

Ebenso läßt sich eine Wertedivergenz zu herkunftsfamilialen Werten aus der Tatsache ableiten, daß das egalitäre Ge-

schlechtsrollenleitbild einer Fülle von Voraussetzungen bedarf, die zum einen als gesellschaftlich vorgegeben zu verstehen sind (gesellschaftliche Freiräume, frei disponibel Zeiteinheiten etc.) andererseits aber herkunftsfamilial vermittelt und erworben sind (Intellektuelle Kapazität, Fähigkeit und Durchführung von Reflexionen etc.). Diese Voraussetzungen produzieren aber ihrerseits Konflikte und Divergenzen, indem sie quasi nicht punktuell wirken. (z.B. Kritik am komplementären Geschlechtsrollenleitbild) sondern umfassenderere Zusammenhänge mitthematisieren und notwendigerweise in Dissens zu herkunftsfamilial vermittelten Wertorientierungen gelangen.

Zusammenfassend können wir somit festhalten, daß nicht nur die Wertorientierungen aus dem Bereich einer relativ eigenständigen Jugendkultur in weit größeren Maß bei dem Aufbau eines egalitären Geschlechtsrollenleitbildes von Bedeutung sind als im Umfeld des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes, sondern daß sich darüberhinaus die Realisation dieses egalitären Geschlechtsrollenleitbildes weit problematischer erweist, als wiederum das des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes.

5. BEZIEHUNGSTYPEN UND BEZIEHUNGSSTABILITÄT - ÜBERLE- GUNGEN ZU EINEM VERLAUFSMODELL JUGENDLICHER PARTNER- WAHL

Die im Rahmen dieser Arbeit mehrmals erwähnten und herausgearbeiteten Hinweise eines Wertkonsens und Wertdissens sollen abschließend in ein Schema zusammengefaßt werden, um daraus Aussagen über Beziehungsqualität und Beziehungszufriedenheit im Rahmen eines Partnerwahlprozesses machen zu können. Wir werden hierbei wiederum mikro- und makrosoziologische Argumentationen miteinander verknüpfen.

Grundsätzlicher Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist hierbei der, daß mittels der Kategorie 'Wertkonsens' und 'Wertdissens' die Beziehungsqualität präziser herausgearbeitet werden kann. Unter Wertkonsens verstehen wir hierbei allge-

mein die Übereinstimmung zwischen zwei Individuen, oder zwischen Individuum und und sozialen Gruppen hinsichtlich zentraler Grundüberzeugungen. Bei Wertdissens ist diese Ähnlichkeit der gemeinsamen Überzeugungen nicht gegeben.

Bezieht man sich vorerst nur auf das Binnenverhältnis(IV.3. 3.) zweier Individuen, so ergeben sich die beiden folgenden grundsätzlichen Differenzierungen.

Tab.19: Beziehungsqualität der Binnenbeziehung

Wertkonsens	Wertdissens	Beziehungsqualität
x	x	stabil instabil

Bezogen auf die in Kap.II referierten, weitgehend sozialstrukturellen Ergebnisse bisheriger soziologischer Beschäftigung mit Partnerwahl und Ehe, kann die Beziehungsqualität 'stabil' (Wertkonsens) im Sinne einer weitgehenden Endogamie gedeutet werden. Diese Deutung setzt jedoch den Einbezug von Außenbeziehungen des Paarverhältnisses voraus, die wiederum nach Wertkonsens und Wertdissens differenziert und in Beziehung zur Binnenqualität gesetzt werden müssen. D.h. das Konzept der Endogamie der Partnerwahl ist nur schlüssig, wenn der Wertkonsens (oder der Wertdissens - bei Nicht-Endogamie) innerhalb einer Zweierbeziehung mit dem gleichzeitigen Wertkonsens (oder Wertdissens) zu Außenkontakten erklärt werden kann. Diese Differenzierung nach Wertkonsens und Wertdissens zur sozialen Umwelt drückt dabei die Partizipation an gemeinsamen oder nicht gemeinsamen Teilkulturen aus. Das 'Verhältnis zur sozialen Umwelt' bezieht sich dann auf jeweils signifikante andere und thematisiert nicht grundsätzlich alle denkmöglichen und eher peripheren Außenkontakte des jugendlichen Paares.

Grundüberlegung ist hierbei also, daß ein Wertkonsens (Wertdissens) in der Binnenbeziehung (im nicht pathologischen Fall) einen Wertkonsens (Wertdissens) in den Außenbeziehungen (denen die beiden Partner entstammen) zur Voraussetzung hat. Somit sind makrosoziologische Bedingungen für die Beziehungsqualität auf der Mikroebene verantwortlich. Dabei ergibt sich das folgende grundsätzliche Schema:

Tab.20: Beziehungsqualität nach Außenkontakten und Binnenbeziehung

Typ	Außenkontakte zu signifikanten Anderen		Binnenbeziehung		Beziehungsqualität
	Wertkonsens	Wertdissens	Wertkonsens	Wertdis.	
1	x		x		stabil, zeitlich längerfristig
2		x		x	instabil, temporär
3	x			x	im Grunde nur idealtyp. möglich, praktisch kaum denkbar
4		x	x		längerfristig destabil, Harmonisierung nach innen

Als Ergebnis dieser Verbindung von mikro- und makrosoziologischen Überlegungen ergeben sich demnach vier Typen von Beziehungsqualitäten, die wir in ihrer idealtypischen Form kurz skizzieren werden, um anschließend die im Entwicklungsverlauf jugendlicher Paarbeziehungen sich typischerweise ergebenden Beziehungsqualitäten unter zugrundeliegung dieser Axiomatik näher zu bestimmen.

Typ 1: Dieser Typ stellt den Idealfall einer endogamen Partnerwahl dar, indem sowohl die Außenbeziehungen, als auch die Innenbeziehungen von einem weitgehenden Wertkonsens getragen sind. In diesem Fall dürften die beiden Partner ähnlich gelagerten Teilkulturen entstammen, die den Aufbau einer tragfähigen gemeinsamen Beziehung ermöglichen, da dadurch nicht nur der Aufbau einer Beziehung (Bedeutungsverleihung, Situationsdefinition) sondern auch die Konstruktion einer ehelichen Wirklichkeit grundsätzlich positiv ermöglicht wird. Die Beziehung ist stabil und unter diesen Aspekten zeitlich längerfristig prognostizierbar. Die Möglichkeit, eine konvergierende Identität auszubilden, ist im hohen Maße gegeben.

Typ 2: Diese Typ stellt die Umkehrung von Typ 1 dar und ist sowohl von einem Wertdissens in den Außenbeziehungen, als auch in der Binnenbeziehung getragen. Es besteht keine teilkulturelle Entsprechung. Die Beziehung ist hochgradig destabil und deshalb zeitlich befristet, da von keinen gemeinsam geteilten Bezügen ausgegangen werden kann. Sie müßte über ständig von neuem auszuhandelnden Situationsdefinitionen, gegenseitigen Erwartungshaltungen etc. mühsam aufrechterhalten werden. Im Grunde handelt es sich hier eher um einen 'Nicht-

Bindungs-Typ'. Die Voraussetzungen, eine 'konvergierende Identität' auszubilden sind nicht gegeben.

Typ 3: Dieser Typ ist aufgrund unserer bisherigen Überlegungen nur als theoretischer denkbar. Er dürfte in der empirischen Realität kaum anzutreffen sein, da ein Wertkonsens in den Außenbeziehungen einem Wertdissens in den Binnenbeziehungen entspricht. Diese Verbindung widerspricht in fundamentaler Weise unserer bisherigen Argumentation, da die Wahrscheinlichkeit, daß sich trotz gemeinsam geteilter Wertorientierungen in den Außenbeziehungen (was auf einen ähnlichen teilkulturellen Hintergrund der beiden Partner verweist) sich ein Wertdissens in der Binnenbeziehung ergibt unwahrscheinlich ist. Die Ausbildung einer 'konvergierenden Identität' ist kaum denkbar.

Typ 4: Hier ist von einem Wertdissens in den Außenbeziehungen und von einer von Wertkonsens getragenen Binnenbeziehung auszugehen. Mit anderen Worten: Trotz nicht oder nur gering vorhandener teilkultureller Bezüge ist die Binnenbeziehung von Wertkonsens getragen. Die Beziehungsqualität kann dann als längerfristig instabil verstanden werden; sie ist von einer Harmonisierung nach innen gekennzeichnet, die durchaus eine konvergierende Identität ausbilden kann, die jedoch nicht von außen abgestützt wird und deshalb ebenfalls als zeitlich befristet verstanden werden muß.

Als grundsätzliche Folgerung und Annahme einer 'Endogamie der Partnerwahl' ergibt sich aus diesem Schema, daß bei dem Vorherrschen von Wertkonsens eine Beziehungsaufnahme, Beziehungsfortführung und die Bildung einer 'konvergierenden Identität' weit realistischer erscheint, als bei einem weitgehenden Wertdissens. Hierbei hat sich gezeigt, daß für eine erfolgreiche Beziehung sich die Forderung ergibt, mit fortschreitender Beziehungsdauer und Beziehungsintensität von einer größeren Notwendigkeit eines Wertkonsensus zwischen den Partnern auszugehen. Demgegenüber muß Wertdissens dahingehend interpretiert werden, als er als eine entscheidende Grundvoraussetzung für einen Beziehungsabbruch verstanden werden muß, bzw. bei nicht vollzogenem Abbruch als Indikator für eine zumindest problematische Freundschafts- bzw. Eheprognose gewertet werden muß.

Betrachtet man nun den Entwicklungsverlauf von jugendlichen Paarbeziehungen, wie wir ihn in dieser Arbeit näher dargestellt haben, so läßt sich anhand des obigen Schemas, resp. der daraus sich ergebenden Typologie, unsere Argumentation, wie wir sie insbesondere in diesem V. Kapitel führten nochmals zusammenfassend verdeutlichen.

Wenden wir uns unter dieser Perspektive nochmals dem Bereich der ersten Kontaktaufnahme (Phase II) zu, so ist für die, in dieser Phase zu leistende Kontaktherstellung, die wir näher mit dem Aspekt der 'persönlichen Fassade', der Eindrucksmanipulation und des Imageaufbaues, sowie eines Ego-Involvement und der Bewältigung von Situationsdefinitionen präzisiert haben, davon auszugehen, daß - soll die Kontaktaufnahme positiv verlaufen - insbesondere im Bereich der Außenkontakte ein zumindest gewisser Wertkonsens besteht. Dieser Wertkonsens in den Außenbeziehungen kann hier definiert werden als die weitgehende teilkulturelle Übereinstimmung der beiden Partner. Ist auf dieser Ebene bereits ein Wertdissens vorhanden (z.B. unterschiedliches Verständnis der Geschlechterrolleninterpretation), so ist die prinzipielle Möglichkeit einer Kontaktaufnahme oder deren Vollzug gefährdet, da die Deutung, Erwartungen etc. der beiden Partner hinsichtlich einer Eindrucksmanipulation, Imageaufbau, Geschlechterrollenausgestaltung etc. als zu diskrepant voneinander verstanden werden müssen.

Die Bewertung der Binnenbeziehung setzt somit nicht nur die Kontaktaufnahme als solche voraus, sondern erfordert in hohem Maße einen Wertkonsens im Bereich der Außenbeziehungen, der im fortschreitenden Beziehungsverlauf als immer notwendiger gedacht werden muß.

Nun haben wir, aufgrund jugendspezifischer Unsicherheit und Ambivalenz die erste intensive Paarbindung als Entlastungsmechanismus von einer Vielzahl diskrepanter, widersprüchlicher und neuer Erwartungen, die an den Frühadoleszenten herangetragen werden verstanden. Diese '1.Liebe' kann somit als 'emotionaler Rückzugsbereich' aufgefaßt werden, die konsequenterweise - bei gleichzeitiger Abschottung der 'symbiotischen Paarbeziehung' zur Außenwelt - jugendliche Unsicherheit zeitlich befristet auffängt. Der Partner wird hierbei in

so hohem Maße idealisiert, daß im Binnenbereich von einer Minimierung diskrepanter Erwartungen (soz. Identität) und einer irrealen Überhöhung der Paarbeziehung (Symbiose!) (personale Identität) gesprochen werden kann. Bezogen auf unser obiges Schema ließe sich diese Beziehungsqualität wie folgt verdeutlichen:

Tab.21: Beziehungsqualität des 'symbiotischen Bindungstyps' nach Außenkontakten und Binnenbeziehung

Außenkontakte zu signifikanten Anderen		Binnenbeziehung		Beziehungsqualität
Wertkonsens	Wertdissens	Wertkons.	Wertdis.	
-	-	x		Typ: 'Aufgehen in dem anderen bei selbstbezogenen dualist. Rückzug

Für diese Sonderform jugendlichen Bindungsverhaltens ergibt sich somit eine Sonderform unseres Schemas. So ist zum einen von der Notwendigkeit eines Wertkonsenses im Bereich der Außenbeziehungen auszugehen, um den Kontakt überhaupt erstmal herstellen zu können. Zum anderen realisiert sich der symbiotische Bindungstyp zwar unter der Voraussetzung dieses Wertkonsensus (Außenbeziehungen), negiert aber in der Zeit seines Bestehens diese Außenkontakte weitgehend, um im Binnenbereich einen Wertkonsens, eine 'Sozialidylle' zu leben. Mit anderen Worten: Die Realisation einer - einen 'normalen' Entwicklungsverlauf unterstellt - zeitlich befristeten Bindungsform dieses Typs setzt die Mitgliedschaft beider Partner in einer weitgehend ähnlichen Teilkultur voraus. Gleichwohl ist bei der Realisation dieses Bindungstyps eine weitgehende Reduktion von Außenkontakten festzustellen. Dieser Sachverhalt läßt sich in unserem Schema wie folgt verdeutlichen:

Tab.22: 'Symbiotischer Bindungstyp': Binnenbeziehung und Außenkontakte

Außenkontakte zu signifikanten Anderen		Binnenbeziehung	
Wertkonsens	Wertdissens	Wertkonsens	Wertdissens
x _n		- _n	
- _{n+1}		x _{n+1}	

(Die hierbei zum Tagen kommende zeitliche Differenz ist mit $n + 1$ symbolisiert)

Bei fortschreitender Beziehungsdauer und Beziehungsintensität haben wir die gegenseitige Identitätssicherung (über den Aspekt der 'Liebe' und den Aufbau einer 'ehelichen Wirklichkeit' und die Ausbildung einer 'konvergierenden Identität') als zentrale Aspekte hervorgehoben (Phase III). Hier kommt dem Moment des Wertkonsenses eine überaus entscheidende Bedeutung als Determinante einer erfolgreichen Fortführung der Beziehung zu. Bezogen auf unser Schema kann somit sicher Typ I (Wertkonsens im Innen- und Außenbereich) als der Typ benannt werden, der die unkompliziertesten Realisierungschancen einer erfolgreichen Beziehungsfortführung beinhaltet, insbesondere - und wir greifen hier wieder unsere Überlegungen zu den beiden Geschlechtsrollenleitbildern auf - hinsichtlich des Typs der komplementären Geschlechtsrollenausgestaltung. Hier wird sowohl zwischen den beiden Partnern als auch im sozialen Umfeld signifikanter anderer das komplementäre Modell bewußt gelebt und positiv bejaht. Für den egalitären Typ gilt dies zwar in ähnlichem Ausmaß, doch sind hier, wie in V.4.4.2. ausgeführt, zumindest vorübergehende Konvergenzen festzustellen, so daß wir hier wiederum von einer zeitlichen Verschiebung der Herstellung eines weitgehenden Wertkonsensus ausgehen müssen.

Tab.23: Binnenbeziehung und Außenkontakte im Rahmen der Realisation eines Geschlechtsrollenleitbildes nach dem egalitären Typ

Außenbeziehungen zu signifikanten Anderen		Binnenbeziehung	
Wertkonsens	Wertdissens	Wertkonsens	Wertdissens
x_{n+1}	x_n	x_n x_{n+1}	

Diese zeitliche Verschiebung ergibt sich insbesondere aus dem in Kap. III.1.5. formuliertem Modell des 'Abtauchens'. Mit anderen Worten. In der jungen Generation ist die Beziehungswirklichkeit eher nach dem egalitären Typ ausgebildet, der von herkunftsfamilialen Grundorientierungen her zwar grundgelegt sein mag, jedoch in der Ambivalenz zwischen komplementärem und egalitärem Geschlechtsrollenleitbild verhaftet blieb. (Vgl. V.4.4.2.) Daraus ergibt sich eine, wenn auch in der Regel nicht gravierende Diskrepanz zwischen Wertorientierungen im Binnenbereich und Wertorientierungen im Außenbereich signifikanter Anderer (hier: Eltern). Mit dem im Modell des

'Abtauchens' grundgelegten Überlegungen ist jedoch von einer sich im Zeitverlauf ergebenden Annäherung der diskrepanten Auffassungen zu rechnen, so daß sich wiederum ein Wertkonsens (x_{n+1}) einstellen wird. Somit gilt, um es nochmals zu unterstreichen, auch für den egalitären Typ des Geschlechterrollenverständnisses der Typ I unseres Schemas, zumal wir uns in den obigen Ausführungen vor allem auf die Herkunftsfamilie und nicht auf die Freundesgruppe der 'Peers' bezogen haben und wir von der Annahme ausgehen können, daß die Beziehung zu der Freundesgruppe (da diese 'frei' wählbar ist) von einem Wertkonsens auszugehen ist.

Der Typ 2 unseres Schemas dürfte für die Phase III von geringer Relevanz sein, da - wie oben schon angesprochen - davon auszugehen ist, daß bei einem Wertdissens in den Außenkontakten und in den Binnenbeziehungen ein sehr früher Abbruch prognostiziert werden kann, falls es überhaupt zu einer Kontaktaufnahme kommt. Somit besitzt dieser Typ, wenn überhaupt, dann allenfalls für die Phase II eine gewisse Relevanz, wenngleich auch hier von einer sehr kurzfristigen Beziehungsdauer ausgegangen werden kann.

Ebenso ist bei Typ 3 von einer geringen Besetzung in der empirischen Realität auszugehen: er ist praktisch kaum denkbar. Lediglich unter Zugrundelegung einer Zeitperspektive (Beziehungsdauer) ist die Existenz dieses Typs möglich. Dann würde sich Typ 3 aus Typ 1 entwickelt haben. Das heißt: Im Binnenbereich haben sich im Zeitverlauf Desorganisationserscheinungen der Art ausgebreitet, daß einer der Partner eine Wertekonversion vollzogen hat und damit in seinem geschlechtsspezifischen Verhalten nicht mehr den Werten der Teilkultur entspricht, der er und der andere Partner entstammten, während der andere Partner diese Wertorientierungen jedoch nach wie vor vertritt.

Mit Typ 4 kann schließlich der in V.4.4.2. beschriebene Fall einer relativ radikalen Wertekonversion zum Teil nochmals veranschaulicht werden. Wir führten aus, daß diese Wertekonversion nur über das Konzept eines Bezugsgruppenwechsels denkbar ist. Faßt man nun mit der Kategorie 'Außenkontakte zu ungleichwertigen Anderen' die herkunftsfamilial vermittelte

Teilkultur und setzt den Prozeß der Wertekonversion als vollzogen voraus, dann ist die gleichzeitige Existenz eines Wertedissens in den Außenbeziehungen und eines Wertekonsens in den Innenbeziehungen evident. Vernachlässigt man dagegen die herkunftsfamilial vermittelte Teilkultur in der Kategorie 'Außenkontakte', so würde sich Typ 1 ergeben, indem wiederum auf die Freundesgruppe des Paares zu verweisen ist, zu der ein Wertekonsens besteht.

Wir können zusammenfassend festhalten, daß nicht nur mikrosoziologische Bedingungen im Sinne einer längerfristig positiven Beziehungsqualität von makrosoziologischen Aspekten (Wertekonsens) abhängen, sondern daß generell Wertekonsens als entscheidende Determinante für eine befriedigende Partnerschaft verstanden werden muß.

In Kapitel II wurde darauf hingewiesen, daß die bisherige Forschung zur Partnerwahl das Konzept der Endogamie im Sinne einer Bestandsaufnahme soziostruktureller Daten eindeutig bestätigen konnte. Hierbei wurde allerdings (wie in Kap. II.2.1. ausführlich dargestellt) vorallem die Messung einer 'Oberflächenstruktur' durchgeführt. Die hier vorgetragenen Ergebnisse versuchten nun u.a. auf einer kultursoziologischen Ebene dieser Endogamiethese nochmals nachzugehen. Hierbei konnte das Konzept der Endogamie im Sinne eines sich im Beziehungsverlauf immer dringlicher erweisenden Wertekonsens der Partnerschaft (sowohl im Innenbereich, als auch im Außenbereich) herausgestellt werden.

VI. ERGEBNISSE UND ZUSAMMENFASSUNG

In der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen den Prozeß der Partnerwahl Jugendlicher dazustellen und näher zu analysieren. Das Ergebnis ist ein kompliziertes Gefüge von Daten, Interpretationen und theoretischen Ableitungen, das in den folgenden Seiten kurz zusammenzufassen ist. Dieses 'komplizierte Gefüge' hat jedoch seinerseits Ursachen, nämlich eine sich entwickelnde, verändernde und mit einer Vielfalt neuer Erwartungen konfrontierte Jugend in der Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht. Zum anderen ist für dieses 'komplizierte Gefüge' ein wissenschaftsgeschichtlicher Tatbestand mitverantwortlich, da die 'Soziologie der Partnerwahl', eine 'Soziologie der Gleichaltrigengruppe' etc. so gut wie nicht existieren. Letzterer Sachverhalt hat die fatale Konsequenz, daß auf wenig, bzw. kein gesichertes wissenschaftliches Material zurückgegriffen werden konnte, um hieran 'weiterzuarbeiten', sondern daß breite Passagen der Argumentation im Rahmen dieser Arbeit erst entwickelt werden mußten.

Die Arbeit steht in der Spannung zwischen einem mikrosoziologischen und einem makrosoziologischen Bezugsrahmen. Geht es im ersten insbesondere um die Präzisierung interaktionistischer Konzepte, so befaßt sich der zweite mit kultursoziologischen Überlegungen. Wir haben aus der Vielzahl der in einem makrosoziologischen Bezugsrahmen zu bearbeitenden Bereichen einen - für diese Themenstellung allerdings zentralen - Aspekt herausgegriffen, nämlich den der Geschlechtsrolle und daraus zwei idealtypische Präzisierungen abgeleitet: das komplementäre und das egalitäre Geschlechtsrollenleitbild. Diese beiden Typen zeichnen sich durch unterschiedliche Wertorientierungen aus, die ihrerseits in zwei voneinander zu differenzierenden gesellschaftlichen Teilkulturen rückgebunden sind. Beide Typen lassen sich darüberhinaus schichtspezifisch unterscheiden, wobei wir es vermieden haben zu sehr auf ein soziologisches Schichtenmodell mit all seinen Problemen einzugehen, sondern vielmehr mit der Länge und der Qualität der Ausbildung Jugendlicher argumentierten, woraus sich eine Vielzahl von weiteren Implikationen ergab (z.B.: Existenz gesellschaftl. Freiräume, Reflexivität, intellektuelle Ressourcen etc.).

Auf der mikrosoziologischen Ebene geht es insbesondere um ein Identitätskonzept, das nicht nur hinsichtlich der jugendlichen Entwicklung darzustellen, sondern vorallem auch in engen Zusammenhang mit der gegengeschlechtlichen Beziehungsaufnahme und -fortführung erst zu erarbeiten war. In Anlehnung an die Einzigartigkeit und Exklusivität emotional dichter Ich-Du-Beziehungen entwickelten wir aus dem Modell der Identitätsbalance zwischen sozialer und personaler Identität heraus das Konzept der 'konvergierenden Identität', das zum Ausdruck bringen soll, daß sich in diesen Beziehungsformen die Identitätsbalance vereinfacht, indem in der Binnenbeziehung sowohl eine Reduktion gegenseitiger diskrepanter Erwartungen (phantom normalcy) vorausgesetzt werden muß, als auch eine nur scheinbare Übernahme individueller Einzigartigkeit (phantom uniqueness) verunmöglicht wird. Allerdings mußte auch hier dem jugendlichen Entwicklungsverlauf insoweit Rechnung getragen werden, als diese identitätskonstituierenden Aspekte nicht als von Anfang an vorhanden vorausgesetzt werden können, sondern sich erst (weiter) entwickeln müssen. Wir differenzierten deshalb zwei spezifische Formen der konvergierenden Identität, nämlich den 'symbiotischen Bindungstyp' (1. Liebe) und den Bindungstyp 'Liebe' (eheähnliche, längerfristig existierende Paarbeziehung).

Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit sollen nun im Rahmen einer kurzen zusammenfassenden Darstellung in den folgenden Punkten festgehalten werden:

1) Um die Bedeutung und den Stellenwert jugendlicher Gleichaltrigengruppen - aus denen heraus in aller Regel die Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht vollzogen wird - herauszuarbeiten, war eine Gegenüberstellung von Herkunftsfamilie und Gleichaltrigen-gruppe vonnöten. (Problem der Wertkonkurrenz) Dies geschah insbesondere unter Berücksichtigung der in diesen Sozialisationsagenturen vorgenommenen Wertesozialisation, um daraus die Frage nach verhaltensleitenden Wertorientierungen im Jugendalter beantworten zu können. Hier muß von einem komplizierten Wechselverhältnis ausgegangen werden, wobei insbesondere nach zwei Dimensionen zu differenzieren war. Zum einen stellen die herkunftsfamilial vermittelten Wertorientierungen längerfristig wirksame Perspektiven dar: sie zeichnen sich durch größere Verbindlichkeit und Gewichtigkeit aus und verweisen auf grundlegende Überzeugungen. Demgegenüber stellen die Wertorientierungen der 'peer

group' eher kurzfristige, gegenwartsorientierte und bestimmten Modetrends unterworfenen Perspektiven dar. Zum anderen unterscheiden sich die in beiden Bereichen sozialisierten Wertorientierungen auf der inhaltlichen Ebene. Beziehen sich die herkunftsfamilial vermittelten Orientierungen auf prinzipielle Grunddispositionen (allg. Zielvorstellungen, kulturelle Muster etc.) so beinhalten die 'Peer-relevanten' Orientierungen Dimensionen des expressiven Bereichs, Verhaltensweisen im Umgang mit dem anderen Geschlecht, jugendlicher Moralkodex und Sexualverhalten. Hinsichtlich dieser Orientierungen in Gleichaltrigengruppen ist von der Existenz einer weitgehend autonomen Jugendkultur auszugehen, die - zumindest auf einer 'Oberflächenstruktur' - teilkulturell kaum differiert. Das heißt bei einer oberflächlichen (und nicht kultursoziologischen Betrachtung) sind die in den Gleichaltrigengruppen vermittelten und vertretenen Wertorientierungen für weitgehend alle Jugendlichen bestimmend. Gleichwohl ist nicht von der Jugendkultur auszugehen, da mit in Rechnung zu stellen ist, daß herkunftsfamiliale Wertorientierungen entscheidend mit in den Peer Bereich hineinwirken (Leitfunktion der Herkunftsfamilie), damit aber die Zugehörigkeit des Jugendlichen zu einer 'peer group' entscheidend mitbestimmen. Somit variiert auch die Zusammensetzung von Gleichaltrigengruppen - in der 'Tiefenstruktur' teilkulturell, d.h. es ist unter dieser Perspektive nicht von einer geschlossenen Jugendkultur auszugehen.

2) Wie bereits einleitend erwähnt, wurde im Rahmen dieser Arbeit mit zwei sich gegenseitig ausschließenden Idealtypen einer Geschlechtsrollenorientierung argumentiert. Betont die eine - bezugnehmend auf die Parsonsche Differenzierung in expressiv vs. instrumentell - die grundsätzliche Verschiedenartigkeit von Mann und Frau im Sinne eines sich gegenseitig ergänzens (komplementär) so setzt das andere dem den Wert der absoluten Gleichheit der beiden Geschlechter gegenüber, wobei per definitionem eben nicht hinsichtlich geschlechtsspezifischer Werte differenziert werden kann (egalitäres Modell). Die Konstitution und Fortführung einer jugendlichen Paarbeziehung läßt sich nun unter Zugrundelegung dieser beiden Typen näher analysieren, wobei realtypisch von einer mehr oder minder großen Annäherung an diesen oder jenen Typ ausgegangen werden muß.

Ist bei dem komplementären Typ von einer größeren Vertrautheit und traditioneller Abstützung auszugehen, da er im Alltagsbe-

wußtsein eine gewisse Affinität zu einer, wertmäßig gefaßten, 'traditionellen' Geschlechtsrollenverteilung aufweist, so könnte der egalitäre Typ mit sog. 'partnerschaftlichen' Beziehungen in Verbindung gebracht werden. Das egalitäre Modell muß von einem Prozeß des Aushandelns, von der Notwendigkeit der Biographiekenntnis des anderen (und der Beziehung) ausgehen, bedarf der fortwährenden Interaktion, benötigt gesellschaftliche Freiräume und frei disponible Zeit, sowie ein vermehrtes Maß an Reflexivität. Der komplementäre Typ kann dagegen weitgehend flexibilitätslos gedacht werden und etabliert sich relativ personenunabhängig. Freilich folgen aus ihm zum einen auch nicht die Verunsicherungs- und Orientierungsschwierigkeiten, wie sie beim egalitären Modell festzustellen sind, zum anderen ist das komplementäre Modell auch leichter zu realisieren als das egalitäre.

Im Rahmen des weiter unter noch zusammenfassend darzustellenden Verlaufsmodell einer jugendlichen Partnerbindung ist nun noch nach dem Stellenwert der beiden entwickelten Geschlechtsrollentypen zu fragen - insbesondere hinsichtlich ihrer Stabilität und Veränderung. Als generelle Tendenz konnte hierbei herausgearbeitet werden, daß im Verlauf einer jugendlichen Paarbildung um so eher auf komplementäre Orientierungen zurückgegriffen werden wird, je 'anfänglicher' die Beziehung und je jünger die beiden Partner sind. Dies ist insbesondere mit der Verhaltenssicherheit induzierenden Funktion dieses Geschlechtsrollentyps zu belegen. Dies um so mehr, als in dieser Zeit der Jugendliche vor eine Vielzahl jugendspezifischer Problemlagen steht (neu angesonnenen Erwartungen, Rollenpluralität etc.) und die Kontaktaufnahme selbst eine weitgehend undefinierte Situation darstellt (Unsicherheit und Unvertrautheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht als potentieller Sexualpartner). Darüberhinaus besteht in den ersten Anfängen einer Paarbindung noch eine relativ starke Verbundenheit des Jugendlichen mit der Herkunftsfamilie (Tiefenbindung). Die Herkunftsfamilie aber vertritt - qua traditionaler Abstützung - Geschlechtsrollenleitbilder, die zumindest eher dem komplementären, als dem egalitären Typ entsprechen, so daß auch aus dieser Perspektive vermutet werden kann, daß die 'erste' Orientierung des Jugendlichen in den anfänglichen Stadien einer Geschlechterbegegnung eher komplementärer Natur ist.

Schließlich konnte auch im Bereich der Massenmedien ('Bravo') einerseits eine eindeutige Tendenz der Favorisierung des komplementären Typs gezeigt werden, andererseits ist gleichzeitig auch im massenmedialen Bereich eine Abstützung der Jugendkultur (z.B. Moralkodex, Attraktivitätsrelationen etc.) festzustellen, die eher egalitäre Tendenzen zeigen.

Neben dieser anfänglichen Orientierung an komplementäre Geschlechtsrollenmuster in der jugendlichen Paarbindung, konnte desweiteren gezeigt werden, daß sich die Chancen einer Modifikation der Geschlechtsrollendefinition mit zunehmender Beziehungsdauer und einer zunehmenden Vertrautheit mit dem anderen Geschlecht ergeben kann. Dies setzt jedoch neben der schon erwähnten reflexiven und intellektuellen Kompetenz des Jugendlichen, sowie der Existenz und Nutzung von gesellschaftlichen Freiräumen und freidisponibler Zeit, bestimmte herkunftsfamiliale Wertorientierungen voraus und verweist somit wieder auf eine teilkulturelle Variation. Eine Wertekonversion ist ansonsten nur über einen radikalen Bezugsgruppenwechsel denkbar.

Bezieht man sich auf die in einer Jugendkultur vertretenen Wertorientierungen (z.B. Aufnahme vorehelicher sexueller Beziehungen bei gleichzeitiger Relevanz der Werte wie Liebe und Treue), so wird der hier vorgetragene Sachverhalt noch dadurch verkompliziert, daß die Jugendkultur offensichtlich nur in sehr geringem Ausmaß teilkulturell zu differenzieren ist und darüberhinaus Tendenzen vertritt, die eher mit dem egalitären Modell Affinität aufweisen. Unter dieser Perspektive würde sich die Frage nach einer Modifikation von Geschlechtsrollentypen eher im Sinne des egalitären Modells beantworten lassen. Um diesen komplizierten Sachverhalt transparenter zu machen, muß nochmals auf die oben schon erwähnte Oberflächen-, resp. Tiefenstruktur eingegangen werden. Hier ist zwischen den Jugendlichen zu differenzieren, die - entlang einer Oberflächenstruktur - zwar (die eher egalitären) Wertmuster einer Jugendkultur übernehmen, diese aber nicht kompatibel mit herkunftsfamilial vermittelten langfristig wirkenden Wertorientierungen sind (Tiefenstruktur). Demgegenüber stehen diejenigen Jugendlichen, bei denen zumindest eine gewisse Kompatibilität zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur gegeben ist. Somit kann nochmals gezeigt werden, daß sich nicht nur die These einer homoqamen Jugendkultur als zu wenig differenziert erweist, wenn nur die Oberflächenstruktur (in Form der Erhebung von Struk-

turdaten) betrachtet wird und keine vertiefende kultursoziologische Interpretation erfolgt, sondern auch die in der wissenschaftlichen Literatur oft zu findende Feststellung, daß die Jugend der Industriegesellschaft eine zunehmende Egalisierung der Geschlechter aufweise in ihrer vorgetragenen Rigorosität als nicht korrekt bezeichnet werden muß. Durch die Tiefenwirkung und Leitfunktion herkunftsfamilialer Wertorientierungen sind die Wertorientierungen der 'peer group' zwar in gewissen Sinn diejenigen einer eigenen Jugendkultur, gleichwohl sind sie in ihrer Tiefenstruktur teilkulturellen Variationen unterworfen.

3) Im Rahmen eines Verlaufsmodells jugendlicher Partnerwahl wurde zwischen drei Phasen differenziert, die einer nur analytisch trennbaren Abfolge von der ersten Auseinandersetzung und temporär sehr befristeten Annäherung an das andere Geschlecht bis zu einer längerfristig stabilen (eheähnlichen) Beziehung reichen. Gleichzeitig ist das Durchlaufen der einzelnen Phasen im Sinne eines Lernprozesses als notwendige Voraussetzung für die je nächste Phase anzusehen.

Grundüberlegung war hierbei, daß Partnerwahl und Partnerbindung einem einschneidenden Lernprozeß unterliegen und hinsichtlich des Umgangs und der Begegnung mit dem anderen Geschlecht die jugendliche Interaktionsstrategie von einer weitgehenden Unsicherheit getragen ist. So zeichnet sich die Phase I dadurch aus, daß Bedeutungsverleihungen (im Rahmen eines intra-individuellen Dialogs) gegenüber dem anderen Geschlecht produziert werden. Diese Bedeutungsverleihungen können ihrerseits nicht voraussetzungslos gedacht werden, sondern sind insbesondere von den Sozialisationsagenturen Massenmedien, 'Peers' und Familie beeinflusst. Als entscheidend erweist sich hier insbesondere die gleichgeschlechtliche Gleichaltrigengruppe, die nicht nur als Schon- und Schutzraum aufzufassen ist, sondern gleichzeitig dazu dient, die im intraindividuellen Dialog erstellten Bedeutungsverleihungen gegenseitig zu vergleichen, zu bestätigen und zu modifizieren. Ein erstes 'Erproben' dieser Bedeutungsverleihungen erfolgt dann in einem 'Übungsraum' für die Annäherung an das andere Geschlecht, nämlich in der gemischtgeschlechtlichen 'peer group'.

Als entscheidendes Kriterium erweist sich bei der ersten Kontaktaufnahme das der heterosexuellen Attraktion, wobei gleich-

zeitig insofern auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung hinzuweisen ist, als bei Mädchen Attraktionsrelationen (i.S. eines 'äußerlichen Erscheinungsbildes') gekoppelt und bezogen sind auf diffus und vage angelegte romantische Liebesideale, während Jungen sich vornehmlich nur an (und verstärkt) Attraktionsrelationen (gute Figur etc.) orientieren. Die erste Kontaktaufnahme erfolgt in der Regel an jugendzentrierten Orten ('Erwachsen-freie-Bereiche') aus der gleichgeschlechtlichen Gruppe innerhalb der heterosexuellen 'peer group' heraus. Sie bewegt sich durchweg im expressiv orientierten Bereich und unterliegt hinsichtlich Aufnahme (temporär noch sehr befristet) und Fortsetzung einer relativ starren Ritualisierung.

Die Kontaktaufnahme und -fortführung beinhaltet desweiteren spezifische Aspekte einer Identitätsentwicklung. So involviert sie zum einen in hohem Maße Ich-Leistungen (Eindrucksmanipulation, Imagedarstellung, Situationsdefinition etc.), schafft andererseits aber auch spezifische Entlastungsmechanismen, durch teilweise ähnlich gelagerte Grundstrukturen, wie in der Herkunftsfamilie (Emotionalität, personale Nähe etc.)

Einen entscheidenden Aspekt bei der ersten intensiven Zuwendung zum anderen Geschlecht stellt der oben schon kurz angesprochene 'symbiotische Bindungstyp' als eine für die Phase II typische Form der 'konvergierenden Identität' dar. Die jugendliche Paarbeziehung kann hier als 'emotionales Reservoir' verstanden werden, indem man sich - ist die Kontaktaufnahme mit all ihren Implikationen erst einmal vollzogen - der ähnlichen, resp. gleichen (jugendspezifischen) Problemen versichert und damit jugendspezifische Ambivalenz vorübergehend reduziert. Dieser Vorgang ist gleichzeitig verbunden mit weitgehend irrationalen Hoffnungen und Wünschen. Differenziert man nun im Anschluß an die Überlegungen zu einer 'konvergierenden Identität' theoretisch weiter, dann ist von folgender Annahme auszugehen. Die Binnenbeziehung ist charakterisiert durch die Existenz einer dyadischen Sozialidylle, die sich aus einer Idealisierung und emotionalen Überfrachtung des je anderen ergibt und was gleichzeitig die Minimierung von gegenseitigen diskrepanten Erwartungen im Sinne des Konzepts der sozialen Identität zur Folge hat. Daneben ist eine Überhöhung der Exklusivität und Einzigartigkeit der Paarsymbiose festzustellen, was einer Sonderform der personalen Identität ent-

spricht. Wir haben diese Beziehungskonstellation mit dem Typ 'Aufgehen in dem anderen' bei gleichzeitigem 'symbiotischen Rückzug zu zweit' definiert, womit - anders formuliert - zum Ausdruck gebracht wurde, daß aufgrund der Tatsache, daß man sich verstärkt an den eigenen (=Paar!) Bedürfnissen orientiert und nur bestimmte situative Konstellationen zuläßt, die Möglichkeit besteht, sich eine 'heile Welt' zu zweit aufzubauen.

Wird nicht nur die Binnenbeziehung betrachtet, sondern auch die Erwartungen der sozialen Umwelt miteinbezogen (die ja trotz der dyadischen Struktur und Abschottungstendenz bestehen), dann läßt sich als Spezifikum herausarbeiten, daß dann das Hauptgewicht auf der (dual verstandenen) personalen Identität liegt, bei gleichzeitig weitgehender Vernachlässigung der sozialen Identität (Erwartungen der sozialen Umwelt). Entscheidend scheint hier zum einen die Tatsache zu sein, daß dieser symbiotische Bindungstyp eine Sonderform der 'konvergierenden Identität' darstellt, d.h. die gleichen identitätsrelevanten Folgen, aber aufgrund einer noch nicht fertig ausgebildeten Identität andere Voraussetzungen als der Bindungstyp 'Liebe' hat, der 'konvergierende Identität' in einer tatsächlichen Reduktion diskrepanter Erwartungen ausbildet. Zum anderen ist dieser Bindungstyp in mehrfachem Sinne entlastend, da er:

1. einen Schonraum gegenüber der fordernden Umwelt (Vielfalt der Rollenerwartungen etc.) darstellt,
2. eine Reduktion der Ich-Leistungen nach sich zieht
3. vorhandene Diskrepanzen, die aus einer mangelnden teilkulturellen Übereinstimmung beider Partner resultieren (Wertedissens) vorübergehend ausblendet.

Ist dieser symbiotische Bindungstyp endlich noch dadurch charakterisiert, daß er (im nicht pathologischen Fall einer Beziehung) nur kurzfristiger Natur ist, so besteht das Hauptmerkmal des Bindungstyps 'Liebe' (der für fortgeschrittene, eheähnliche Paarbeziehungen - Phase III gilt) darin von Kontinuität getragen zu sein. Darüberhinaus bedarf er einer Einbindung in die Alltagsstruktur und einer Abstützung von seiten Dritter. Demgegenüber konnten wir zeigen, daß sowohl symbolische Gesten (sich umarmen, sich küssen etc.), als auch die Verleihung von Kosenamen für beide Bindungstypen zutreffen und somit kein Differenzierungskriterium sind. Im Bindungstyp 'Liebe' realisiert sich nun das Konzept der

'konvergierenden Identität' wie es oben kurz aufgezeigt wurde. Dies ist insbesondere über die zentralen Charakteristika dieses Bindungstyps zu belegen. So impliziert eine Beziehung, die sich u.a. durch Kontinuität und Einbindung in die Alltagswelt (Liebe) auszeichnet und die Reduktion diskrepanter Erwartungen (soziale Identität) und die Darstellung von tatsächlicher Einzigartigkeit (personale Identität) ermöglicht. Desweiteren wird unsere These einer 'konvergierenden Identität' in solchen Bindungsformen sowohl von dem Ansatz von Berger und Kellner, als auch durch das Konzept einer Kumulierung von Interaktion ('Verwicklung' - A. Strauss) bestätigt. So weisen insbesondere Berger und Kellner auf den Aspekt der Produktion von, sich im fortlaufenden Bindungsprozess ergebenden, Konstruktionen gemeinsam geteilter und nur für diese Beziehung geltender Wertstrukturen hin, die ihrerseits gegenseitige Erwartungsdiskrepanzen minimieren. (Konstruktion einer ehelichen Wirklichkeit). Darüberhinaus ist - in Absetzung zum symbiotischen Bindungstyp - hier davon auszugehen, daß nun von einer weitgehend ausgebildeten Identität gesprochen werden kann und sich somit die Reduktion der Identitätsbalance in der Binnenbeziehung vereinfachen kann, da sie in den Außenbezügen in ihrer eigentlichen Form (so zu sein wie alle und so zu sein wie keiner) angewandt wird.

Als grundsätzliche Folgerung ergibt sich dann daraus, daß erst mit der Realisation des Bindungstyps 'Liebe' sich eine Beziehungsqualität einstellt, die als stabil und zeitlich längerfristig definiert werden kann und die die Möglichkeit bietet eine 'konvergierende Identität' auszubilden, indem nicht nur die Binnenbeziehung von einem weitgehenden Wertkonsens getragen ist, sondern auch das Außenverhältnis der Beziehung einem Wertkonsens folgt. Würde sich dieser Wertkonsens in den Außenbeziehungen nicht realisieren und sich lediglich das Binnenverhältnis in einem Wertkonsens befinden, so ist die Beziehungsqualität von einer Harmonisierung nach innen gekennzeichnet. Sie muß als längerfristig instabil verstanden werden. Eine kultursoziologisch argumentierende Vorgehensweise kommt somit zu dem Ergebnis, daß eine 'Endogamie der Partnerwahl' nur über den Wertkonsens in Innen- und Außenbeziehungen erklärt werden kann.

4) Trotz der aus analytischen Zwecken gemachten Trennung in drei

Phasen unterliegt das vorgetragene Verlaufsmodell einem explizit dynamischen Aspekt. Dieser läßt sich nicht nur in der schon erwähnten Abfolge der einzelnen Phasen lokalisieren, wonach das Durchlaufen der einen als Voraussetzung für die darauf folgende verstanden werden muß, sondern auch mit den folgenden Aspekten belegen: So ist zum einen auf die, das gesamte Modell über bestehende Möglichkeit des Abbruchs einer Beziehung hinzuweisen, wenngleich mit fortschreitender Beziehungsdauer der Abbruch für beide Betroffene mit größeren psychischen Belastungen verbunden sein dürfte, da mit 'steigender Phase' die Beziehung einen intensiveren Charakter annimmt. Mit anderen Worten: Das Modell beinhaltet hinsichtlich der Abbruchquote (d.h. der dann je neu einzugehenden Beziehung) einen pyramidalen Aufbau: Je weiter der Jugendliche in dem Verlaufsmodell fortgeschritten ist, desto geringer sind die Chancen eines Abbruchs - und umgekehrt.

Darüberhinaus existieren aber bestimmte, sich aus dem Modell ergebende Ansätze, die die Möglichkeit des Abbruchs als wahrscheinlich erscheinen lassen. Neben den anfänglichen, noch weitgehend unverbindlich eingegangenen 1. Kontaktaufnahme ist dies insbesondere nach Beendigung des 'symbiotischen Bindungstyps' (Erkennen der Diskrepanz in teilkulturellen Bezügen) gegeben. Im Kontext einer makrosoziologischen Argumentation formuliert hieße dies dann, daß ein Abbruch der Beziehung um so wahrscheinlicher wird, je diskrepanter der Wertdissens zwischen beiden Partnern ist. Auch hier ist auf den pyramidalen Aufbau des Verlaufsmodells verwiesen: je höher die Phase, desto notwendiger ergibt sich die Forderung eines Wertkonsenses, was gleichzeitig einer Reduktion von Beziehungsabbrüchen gleichkommt.

5) Die Verbindung von mikro- und makrosoziologischen Aspekten wurde in dem vorgelegten Verlaufsmodell dadurch möglich gemacht, daß für die Realisation und Fortführung des gegengeschlechtlichen Kontaktes bestimmte, im mikrosoziologischen Bereich verortbare Bedingungen gegeben sein müssen, die von der Kompatibilität der teilkulturellen Rückbindung (makrosoziologischer Bezugsrahmen) der beiden Partner abhängig gedacht werden müssen. Diese im Mikrobereich lokalisierbaren Bedingungen sind z.B. die Produktion eines 1.Eindrucks, der Imageaufbau, die Situationsdefinition, sowie der Aufbau von Ich-Identität. So konnte z.B. gezeigt werden, daß die Eindrucksproduktion vor allem über Attraktivität vollzogen wird und diese hinsichtlich der Werte einer Jugendkul-

tur (Körperlichkeit, gute Figur etc.) nur im geringen Maße teilkulturell variiert, während aber bei näherer Differenzierung (z.B. nach dem Konzept der 'persönlichen Fassade') sehr wohl teilkulturelle Variationen feststellbar waren. Ähnlich bei der Situationsdefinition. Auch variiert die Interaktionsstrategie (Präsentation, Deferenz) teilkulturell. Ebenso erscheint bei fortgeschrittenen Beziehungen die Konstruktion einer ehelichen Wirklichkeit im entscheidenden Maß davon abzuhängen, ob die beiden Partner ähnlichen Teilkulturen entstammen. Es kann somit davon ausgegangen werden, daß die Lösung von mikrosoziologischen Aspekten (Beziehungsaufnahme, -fortführung, Etablierung einer 'konvergierenden Identität' etc.) von makrosoziologischen Voraussetzungen abhängig sind.

Betont werden muß hier aber nachdrücklich, daß wir von einer Kompatibilität der Teilkulturen ('Rahmeninterpretation von Welt' - A. Gehring) ausgehen und nicht auf eine Kompatibilität bezgl. individueller Motive und Interessen Bezug nehmen. Mit anderen Worten: Die These, daß je diskrepanter die makrosoziologischen Orientierungen sind, desto problematischer sich der Beziehungsaufbau erweisen wird, sich hinsichtlich der oben erwähnten individuellen Motiv- und Interessensausrichtungen nicht duplizieren läßt. Diese Fragestellung ist in einem (kultur)soziologischem Konzept auch nicht zu klären, sondern muß der Psychologie überantwortet werden.

Diese Verbindung von mikro- und makrosoziologischer Fragestellung kann abschließend auch noch aus einer weiteren, den jugendlichen Entwicklungsverlauf berücksichtigenden Perspektive erläutert werden, indem der Stellenwert von Wertkonsens resp. Wertdissens in den verschiedenen Phasen des Verlaufsmodells von unterschiedlicher Notwendigkeit und Intensität ist. So ist Wertkonsens bei der 1. Kontaktaufnahme zwar nötig, um diese überhaupt zu realisieren aber insgesamt von geringerer Relevanz als in der Phase III, da dort die Beziehung ansonsten z.B. in ständig von neuen zu vollziehenden Aushandlungsprozessen (Erwartungsdiskrepanzen, Situationsdefinitionen etc.) zerrieben werden würde. Auch aus dieser Blickrichtung können die oben erwähnten Abbruchmöglichkeiten in diesem Verlaufsmodell nochmals hervorgehoben werden.

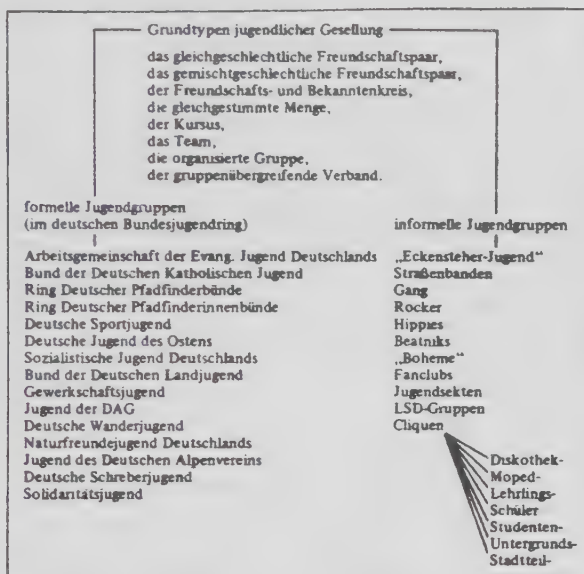
ANMERKUNGEN

- 1) Die folgende Aufstellung beinhaltet die deutschsprachigen Veröffentlichungen die sich explizit mit der Thematik Partnerwahl auseinandersetzen. Die - vorwiegend in Form von kurzen Artikeln - erschienen Arbeiten aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum sind in das Literaturverzeichnis alphabetisch integriert.

HORNEY,K., Über die psychische Bestimmung der Gattenwahl, In: Marcuse,M. (Hg.) Die Ehe, Berlin,Köln 1927,S. 470-483
KEYSERLING,H.,Graf, Von der richtigen Gattenwahl, In: Ders.,Das Ehe-Buch, Celle 1926
SCHULTZE-NAUMBURG,B, Wenn soll man heiraten? , Ffm 1935
DAHN,H., Die Partnerwahl, Stgt. 1955
GROEGER, G.N.,Die Geschlechter: Begegnung und Partnerschaft, 1956
BEYER,A.,Untersuchungen zum Ehepartnerideal in Anlehnung an die Partnerwahlhypothese von S. Freud, Giessen 1957 (Dipl.Arbeit)
MOSER,U., Psychologie der Partnerwahl, Bern,Stgt. 1957
FISCHER-ERLING,J., Die Eheanbahnung, In: Dornreich,J.,Ehe und Familie, (Wörterbuch zur Politik) Freiburg 1959,S.679-686
HOFMANN,A.C., Ehevorbereitung, 1960
KOESTLER,A, Vom Liebeswerben, In: Giese,H.(Hg.), Geschlecht - Gesellschaft, Baden - Baden 1961
MEYERHOFF,H., Begegnung-Liebe-Bindung. Gründe und Hintergründe der geschlechtlichen Partnerwahl, München 1961
TROST,J., Theorien der Partnerwahl auf Grundlage des Symbolverständnisses, o.O. 1964
KAUPP,P., Das Heiratsinserat im sozialen Wandel. Ein Beitrag zur Soziologie der Partnerwahl, Stgt. 1968
DOUCET,F.W., Psychologie der Partnerwahl. Die rätselhafte Sphinx im Mann und der unbekannte Held in der Frau, München 1970
ROBRA,D., Die Partnerwahl. Einige Gedanken zur psychoanalytischen Grundlegung einer Theorie, In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 21,1972,4,130-143
RUTHE,R., Partnerwahl - Spiel mit vielen Unbekannten. Informationen und Beispiele über unbewußte Motive bei der Wahl des Partners,München 1972
HINKELMANN,K., Die Partnerwahl als ein strukturierter und selektierender Prozeß, In: Soziologenkorrespondenz, Heft 1 (NF) 1974
JÜRGENS,H.W., Partnerwahl und Ehe - Theorie und Praxis, Hamburg 1976
JAIDE,W., Die psychologisch - pädagogische Vorbereitung des jungen Menschen auf die Ehe in den beiden deutschen Staaten, In: Kurzrock,P. (Hg.) Die Institution der Ehe, Berlin 1979,S.86-94
RÜCKERT,G.R., Partnerwahl, Wiesbaden 1979
HENKE,W., Partnerwahl und sozialer Aufstieg der Frau, In: Homo,31,1980, 2,124-139
JÄCKEL,U., Partnerwahl und Eheerfolg, Stgt. 1980

- 2) "It is evident, that the term peer is only an approximation, since no child ist exactly on a par with any other. The status of each derives from a multiplicity of shifting social and psychological forces, and in some aspects it is likely to fluctuate from situation to situation. ... Broadly speaking however, and with all these individual disparities in status, young people of like age are on an par with one another, are contemporaries and peers. It is in this broad sense that these words are here used." (Zachary,C.B.,1940:278)
- 3) B. Wendt (1980:70) stellte die folgende Übersicht zusammen, die ein relativ umfassendes Bild einer ideal- und realtypischen Ausbildung jugend-

licher Gesellungsformen wiedergibt.



- Bei dem Bemühen einen Wandel der Sexualmoral empirisch zu belegen, tauchen insofern Schwierigkeiten auf, als es zwar heute relativ breit angelegte Datensätze bezüglich des Sexualverhaltens Jugendlicher gibt, daß diese aber nur dann sinnvoll zu einem Nachweis über sexuellen Wandel herangezogen werden können, wenn Vergleichszahlen aus früheren Jahren vorliegen würden. Doch genau hier beginnt das Dilemma, da es in der Natur der Sache zu liegen scheint, daß bei geringerer, d.h. bei so gut wie keiner sexuellen Freizügigkeit auch keine Erhebungen dieser Art angestellt wurden.
- Lediglich in theatralisch und lyrisch überhöhten Überlieferungen (wie z.B. dem Nibelungenlied) finden sich Ansätze von gegenseitiger Zuneigung von Siegfried und Krimhild zum einen und Giselher und Dietlind zum anderen, die als Kriterien von Partnerwahl und Ehe angegeben werden. Diese dichterische Einschätzung widersprach jedoch der historischen Realität in eklatanter Weise. (Vgl. Weber-Kellermann, I., 1974:23)
- Der Schweizer Refomator Calvin ging in seinen Bestrebungen noch einen Schritt weiter, indem er genaue Ehebestimmungen erließ. So galt die Zeugung als Leistung im Dienste Gottes. (Vgl. Saller, K., 1966:127 ff.) Ehebruch sollte mit dem Tode bestraft werden, die Frau durfte nicht älter als der Mann sein und die Verbindung eines alten Mannes mit einem jungen Mädchen war untersagt.
- Das Inzesttabu muß im Kontext einer Soziologie der Familie nicht nur als ein Faktor der Heiratsbeschränkung gesehen werden, sondern auch unter dem Gesichtspunkt einer gesellschaftlichen Ausdifferenzierung (Scheffert und er Zeugungsfamilien). Darüberhinaus hat es zur Konsequenz, daß eindeutige

familiale Rollenverteilungen hinsichtlich der Dimension 'Geschlecht' vorgegeben werden.

Für unsere Zusammenhänge soll Inzest als " die gesellschaftliche Verbindung zweier Individuen, die als nahe blutsverwandt angesehen werden" (Schmitz, C.A., 1964:79) definiert werden. Dieser Begriff der 'nahen Blutsverwandtschaft' ist für die Bundesrepublik Deutschland im StGB (§ 173) eindeutig festgelegt.

Helmut Schelsky geht in seiner Arbeit 'Soziologie der Sexualität' von einem sexuellen Antriebsüberschuß aus, dem eine praktisch unendliche Verschiebbarkeit sexueller Zielrichtungen entspricht, jedoch in höheren Sozialsystemen jeweils kanalisiert ist, das heißt "auf bestimmte sozial zugelassene Verhaltensformen und Verhaltensziele beschränkt und hingeleitet" (Schelsky, H., 1960:88) wird. Daneben existieren - und jetzt weist Schelsky auf das Inzesttabu hin - sog. "sexuell neutralisierte Zonen", die vor allem die drei primären Verwandtschaftsbeziehungen (Vater - Tochter; Mutter - Sohn; Bruder - Schwester) tangieren, wenn auch hier bezüglich einer weiteren Ausbreitung dieser sexuell neutralen Zonen kulturspezifische Variationen zum Tragen kommen. Präziser: Inzestverbote sind abhängig von den jeweiligen Exogamieregeln einer Gesellschaft, d.h. von dem Gebot, außerhalb einer bestimmten Gruppe oder Sozialbeziehung zu heiraten. "Das Inzestverbot ist nur die negative Seite eines Sozialgebotes, der Exogamie, das in allen Gesellschaften erforderlich wurde, um die über die familiäre Einheit hinausreichenden sozialen Strukturen und kooperativen Verbindungen zu erreichen und zu sichern " (Schelsky, H., 1960:89).

Zur Voraussetzung hat das Inzesttabu freilich den Austritt aus der Einheit der Herkunftsfamilie, um ein Mitglied einer anderen Herkunftsfamilie zu selektieren, mit dem dann eine eigene Zeugungsfamilie gegründet wird. Ein Heiratsgebot, dem nicht ein Inzestverbot zugrunde liegt, würde Integration und Kooperation auf höherer Ebene verhindern und zur sozialen Isolierung des Einzelnen in der Familie beitragen. Das Inzesttabu erzwingt somit die Vermischung von Sozietäten und Familieneinheiten, (Vgl. Vohland, K., 1973: 193) stellt dadurch aber auch gleichzeitig eine explizite Heiratsbeschränkung dar.

- 8) So wird beispielsweise der im statistischen Bundesamt Wiesbaden zur Anwendung kommende Familienbegriff so eng definiert, daß in den Familienstatistiken lediglich die folgenden Unterscheidungen vorgenommen werden:

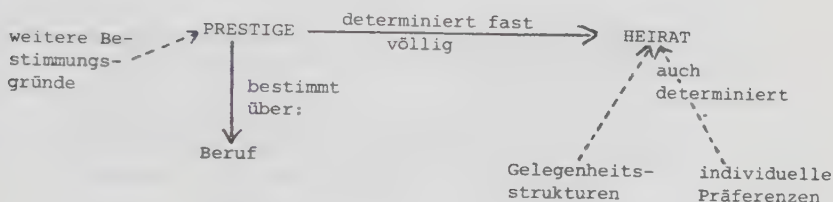
- verheiratet
- ledig
- verheiratet, aber getrennt lebend
- verwitwet
- geschieden

Alle anderen 'familienähnlichen' Formen des privaten Zusammenlebens, wie z.B. eine Haushaltsgemeinschaft von zwei nicht verheirateten gegengeschlechtlichen Personen mit/ohne Kinder oder das Zusammenleben mehrerer gleich- oder gegengeschlechtlicher Personen mit/ohne Kinder entfallen bei der Zugrundelegung der Definition des statistischen Bundesamtes. Dadurch wird von vornherein eine Auswahl getroffen, die die empirische Realität mehr oder minder deutlich verzerrt, da eben nicht alle Formen privater Lebensgemeinschaft erfaßt werden. Für die hier vorzunehmende Bestandsaufnahme von beispielsweise 'Eheschließungen' heißt dies nun, daß all diejenigen nicht erfaßt werden, die unter durchaus eheähnlichen Verhältnissen zusammenleben und wohnen, aber eben nicht verheiratet sind. (Vgl. hierzu differenzierter: Kürn, Ch., 1981:25 ff.)

Desweiteren ist zu dem vorhandenen statistischen Material kritisch anzumerken, daß bei den uns hier interessierenden Zahlen lediglich Bestandsgrößen angegeben werden, was den Vergleich im Sinne einer zeitlichen Trendanalyse fast nicht erlaubt. Aufgrund einer mangelnden Gewichtung von beispielsweise der Eheschließungsziffer pro Jahr mittels der quantitativ veränderten heiratsfähigen Bevölkerung, sagt eine Abnahme von Eheschließungen von 1980 im Ver-

gleich zu 1950 relativ wenig aus. Mit anderen Worten: die vorliegenden Zahlen sind hinsichtlich einer quantitativen Veränderung der Bevölkerung nicht gewichtet.

- 9) Mayer schlägt im Anschluß an eine Kritik der Schichtungszuweisung über berufliche, ökonomische und bildungsspezifische Indikatoren vor, "ob sich aus den Mustern der sozialen Beziehungen zwischen Familien eine hierarchische Struktur ergibt.." (Mayer, K., 1977 A:156) Diese Struktur versucht er an den Heiratsbeziehungen nachzuweisen, d.h. er versucht, die Ableitung einer Skala des sozio-ökonomischen Status aus Heiratsbeziehungen zu gewinnen. Ohne hier näher auf die einzelnen Analyseschritte von Mayer einzugehen, seien zwei Aspekte kurz angemerkt. Zum einen knüpft Mayer trotz aller vorgetragenen Bedenken an der in diesem Kapitel immer wieder erwähnten Kategorie des Berufs als Schichtindikator an, indem er Prestige weitgehend über die berufliche Tätigkeit definiert. Er geht davon aus, daß die über Beruf definierten Statusgruppen mit den Heiratsmustern nicht voll kongruent sind. (Mayer, K., 1977A:171) Die folgende Skizze soll diesen Zusammenhang verdeutlichen:



Anmerkungen zur Skizze:

Vergleiche hierzu auch die weiterführende Arbeit von G. Handel. Handel untersuchte, inwieweit Eheschließungen von Seiten der Frau als alternative bzw. zusätzliche Möglichkeit zur Veränderung des über die eigene Berufstätigkeit erworbenen soz. Status betrachtet werden kann. (Vgl. Handl, J., o.J. (1980):31)

Zum anderen macht Mayer auch auf methodische Probleme aufmerksam, die nicht nur für seine Arbeit zutreffen, sondern ebenso für eine Vielzahl von bereits referierten empirischen Ergebnissen von Relevanz sind. Auf der Grundlage des Mikrozensus von 1971 mißt den Beruf der heiratenden Männer und den Beruf des Vaters der Ehefrau, als diese 15 Jahre alt war. Er begründet insbesondere letztere Messung mit dem Hinweis, daß die Verknüpfung (Partnerwahl und Heirat) zweier Partner auch als Verknüpfung zweier Familieneinheiten verstanden werden muß und daß ihm keine repräsentative Berufsverteilung der Frauen vor der Eheschließung vorlagen. Hierbei nimmt er freilich Meßfehler in Kauf. Einerseits kann sich die Berufsposition des Vaters der Ehefrau zwischen deren Adoleszenz (15 Jahre) und ihrer Heirat verändert haben, andererseits kann die Ehefrau zum Zeitpunkt der Heirat de facto einen wesentlich höheren Status innehaben als ihr Vater, wobei dieser höhere Status der Frau als Faktor der Partnerwahl die Einflüsse der Herkunftsfamilie verdrängt. (Mayer, K., 1977 A:172)

Die beiden Tabellen auf der folgenden Seite weisen, jeweils nach Frau und Mann getrennt, differenziert die jeweilige Berufsposition aus. Zur besseren Verdeutlichung wurde von uns die jeweils endogame Zone, als auch die Bereiche des Auf- und Abstiegs besonders hervorgehoben.

Als Ergebnis seiner Untersuchung hält Mayer folgendes fest:

- Die 'Eingeschlossenheit in das Arbeiterdasein' gilt auch für den Bereich der Heiratsbeziehungen.
- Die Auffassung, daß Heiraten zwar auch von ökonomischen und sozialen Faktoren bestimmt sei, aber persönliche, körperliche und sexuelle Aktivitäten

solche sozialen Barrieren beiseite schieben würden, muß aufgrund der vorliegenden Daten als modifiziert angesehen werden.

- Heiratsbeziehungen erweisen sich als 'offene Sozialbeziehungen', wennngleich sie auch starken hierarchischen Strukturierungen unterliegen. "So steigt etwa die Chance einer Arbeitertochter, einen mittleren Angestellten zu heiraten konsistent mit dem Qualifikationsniveau ihres Vaters, umgekehrt sinkt die Chance einer Beamtentochter, einen Facharbeiter zu heiraten, Stufe um Stufe mit der Laufbahngruppe." (Ebd.:174)
- Die Chance, daß Frauen durch Heirat sozial aufsteigen, ist um ein Vielfaches höher als die Chance eines sozialen Abstiegs. Gleichzeitig ist aber auch darauf zu verweisen, daß die Tendenz zur Hypergamie nur für die jeweils nächste Schicht gilt: der 'Sprung' über zwei Schichten ist sehr selten.

Tab.:24 Soziale Herkunft der Ehefrauen nach den Berufen der Männer
(Zustromquote für zusammengefaßte Herkunftsgruppen)

Beruf des Ehemanns 1971	Beruf des Vaters der Ehefrau				
	Land- wirt	Arbei- ter	einfache mittlere Beamte	gehob. höhere Angest.	Selb- ständige
1 Landwirte	80,9	11,5	2,2	1,0	4,4
2 ungel. Arbeiter	21,3	63,7	7,1	0,9	6,9
3 angel. Arbeiter	15,3	67,4	9,0	1,3	6,9
4 Facharbeiter	10,1	66,3	12,5	2,2	8,9
5 Vorarbeiter, Meister	10,6	60,7	14,4	3,5	10,8
6 einfache Beamte	13,2	54,3	18,9	3,5	10,1
7 einf. Angestellte	8,9	54,9	19,5	4,3	12,5
8 mittlere Beamte	8,3	50,0	24,1	5,8	11,9
9 mittl. Angestellte	6,3	49,0	22,0	8,2	14,5
10 gehobene Beamte	7,6	28,4	25,4	21,7	16,9
11 geh. Angestellte	5,3	34,4	23,8	17,3	19,2
12 höhere Beamte	4,9	11,7	16,3	43,6	23,4
13 höh. Angestellte	3,9	22,1	20,1	29,2	24,7
14 Selbst. -9 Mitarb.	11,4	41,5	16,1	8,7	22,4
15 Selbst. 10+ Mitarb.	10,0	31,5	17,2	13,5	27,9
N = 67569	13,3	51,8	15,3	6,9	12,7

(Mayer, K., 1977A:180)

- = Schichtenendogamie
 : = Sozialer Aufstieg d. Mannes (Hypogamie)
 | = Sozialer Abstieg d. Mannes

Tab.:25 Verteilung von Heiratschancen; Berufe von Haushaltsvorständen nach den Berufen des Vaters der Ehefrau (Abstromquoten für zusammengefaßte Zielgruppen)

Beruf des Vaters der Ehefrau	Beruf des Ehemanns 1971				
	Landwirt	Arbeiter	einfache mittlere Beamte	gehob. höhere Angest.	Selbstständige
1 Landwirte	24,6	48,5	12,4	6,4	8,1
2 ungel. Arbeiter	1,5	73,9	15,8	3,9	4,9
3 angel. Arbeiter	0,7	66,7	19,8	6,6	6,2
4 Facharbeiter	0,7	58,1	23,3	9,9	8,0
5 Vorarbeiter, Meister	0,7	44,6	25,6	18,7	10,3
6 einfache Beamte	1,1	50,1	27,9	13,2	7,7
7 einfache Angest.	0,4	39,9	32,1	17,0	10,6
8 mittlere Beamte	0,4	30,6	31,4	25,9	11,7
9 mittl. Angestellte	0,5	22,4	30,4	29,6	12,0
10 gehobene Beamte	0,7	13,4	21,1	49,1	15,6
11 geh. Angestellte	0,5	16,9	24,7	43,5	14,4
12 höhere Beamte	0,5	3,6	14,1	64,1	17,7
13 höh. Angestellte	0,6	9,3	14,7	55,4	20,0
14 Selbst. -9 Mitarb.	1,8	38,3	22,8	18,5	18,5
15 Selbst. 10+ Mitarb.	1,0	25,7	22,8	29,4	21,1
N = 67569	4,0	49,0	21,6	15,4	10,1

(Mayer, K., 1977A:178)

- = Schichtenendogamie
 | = Sozialer Aufstieg der Frau (Hypergamie)
 : = Sozialer Abstieg der Frau

10) Die Winche Komplementaritätstheorie wurde vorallem hinsichtlich der folgenden Punkte kritisiert:

1. Im Rahmen der methodischen Vorgehensweise ist von einer Reihe von Ungeheimtheiten auszugehen. So wird nirgends vermerkt nach welchen Kategorien die Antworten des halbstandardisierten Interviews zugeordnet werden. Desweiteren bleibt die Auswahl der verwendeten Variablen weitgehend unklar. Wie weiter oben schon bemerkt, wählten Winch und Mitarbeiter aus der durch einige Dichotomisierungen vervielfachten Menge von Variablen 388 Korrelationen aus. "Wenn nun die ausgeschiedenen Kombinationen auch tatsächlich keine komplementären Bedürfnisse sind, ist daraus zu folgern, daß ohne die Vorauswahl die Theorie nicht unterstützt worden wäre". Denn: " Wenn sich nur bei einer kleinen Anzahl bestimmter, nach Plausibilitätserwägungen ausgewählter Bedürfnisse Komplementarität bei Paaren zeigt, so ist davon nicht die Aussage ableitbar- daß sich das 'Bedürfnismuster' der Partner eher komplementär als ähnlich erwiesen habe" (Jäckel, U., 1980:33)
2. Winch unterstellt seinen impliziten Grundthesen, nämlich dem generellen menschlichen Streben nach Bedürfnisbefriedigung und dem sich-angezogen-fühlen von Menschen, die diese Bedürfnisbefriedigung garantieren, Richtigkeit. Er übersah dabei allerdings, daß bestimmte Bedürfnisse miteinander konkurrieren können, d.h. zueinander in Konflikt geraten können. (Vgl. Mühlfeld, C., 1982: 96)
3. Rosow, der sich ausführlich mit der Theorie von Winch auseinandergesetzt hat, kritisiert Winch in mehreren Punkten. Zum einen gäbe es keinen Grund, die Reichweite dieser Theorie nur auf den Bereich der Partnerwahl zu beschränken. (Vgl. hierzu nochmals: Jäckel, U., 1980:34) Vielmehr ist diese Theorie auch auf andere soziale Klein- und Gruppen anwendbar. (Vgl. Rosow, J., 1957:217) Zum anderen kritisiert Rosow ebenfalls die methodischen Implikationen der Untersu-

chung von Winch, um schließlich zu bemerken, daß keine thematische Basis für die Entscheidung erkennbar sei, welche Bedürfnisse mit anderen komplementär seien. Rosow geht in dieser Theoriekritik sogar noch einen Schritt weiter, wenn er meint, daß es keine theoretische Notwendigkeit für die alleinige Wirksamkeit des Komplementaritätsprinzips vorhanden sei und führt - wenn auch implizit - die Kompatibilität als Oberbegriff der Similarität und der Komplementarität ein. (Vgl. Ebd.:229)

4. Endlich ist noch auf die Arbeit von G. Levingers (1964) hinzuweisen, der insbesondere in der Theoriekritik Rosow zustimmt, gleichzeitig aber auch eine Weiterführung des Winchen Ansatzes mit der Firo-Theoriy (Fundamental Interpersonale Relations Orientation) von W.G.Schutz (1958) verweist - Vgl. auch: Kerckhoff, D., (1962) Grundgedanke dieser Firo-Theory ist es, daß interpersonales Verhalten durch soziale interpersonale Bedürfnisse verursacht ist, die auf drei Dimensionen reduzierbar sind, nämlich: Zugehörigkeit, Kontrolle und Sympathie. Aufnahme und Ergebnis von Interaktion zwischen zwei Partnern hängt nun davon ab, ob ihre Verhaltensmuster hinsichtlich dieser drei Hauptdimensionen interpersonalen Verhaltens so kompatibel sind, daß sie gegenseitig ihre interpersonalen Bedürfnisse befriedigen.

- 11) Vergleiche in diesem Zusammenhang z.B. die Arbeit von R. Lautmann, der nach extensiver Literaturdurchsicht von 400 Arbeiten, die sich explizit auf die Thematik 'Wert' beziehen, allein 180 (!) verschiedene Definitionen zusammenstellte, die er dann in ihre Bedeutungselemente und Wertklassen zerlegte, um sie daraufhin auf ihre Brauchbarkeit abzuwägen. (Vgl. Lautmann, R., 1969)
- 12) Die weiteste Verbreitung fand der Begriff 'Teilkultur' in der theoretischen Diskussion zur Jugendsoziologie. Wir setzen mit unseren Überlegungen hier insofern an, als wir uns nochmals auf F. Tenbruck beziehen können, der 'moderne Jugend' bewußt als eigene Teilkultur auffaßt. Als Teilkultur bezeichnet er eine gesellschaftliche Gruppierung, die sich "...hinlänglich und bewußt von anderen unterscheidet" (Tenbruck, F., 1962:49) Hierbei ist entscheidend, daß - um von Teilkultur sprechen zu können - "...eine Selbstständigkeit erforderlich (ist), die wissenschaftlich, religiös, politisch oder sonstwie fundamentiert" (Ebd.: 49) ist. Soweit folgen wir im Rahmen unserer Überlegungen dem jugendsoziologischen Ansatz von Tenbruck, der - wenn er es auch nicht so formuliert hat - die jugendliche Teilkultur als eine auffaßt, die spezifische Werte für sich in Anspruch nimmt, diese lebt, vertritt und sich dadurch von anderen gesellschaftlichen Gruppen (Teilkulturen) unterscheidet. Gestützt wird diese Auffassung von Tenbruck in dem jüngst erschienen Jugendbericht der Deutschen Shell, in dem davon ausgegangen wird, daß "in der gegenwärtigen Gesellschaft ein System von Alterskulturen" (Jugenderk d. deutschen Shell, 1981, I:422) existiert (z.B. Kinder-, Jugendkultur etc.), deren Besonderheit darin besteht, "daß... (z.B. die vertretenen Werte und Normen) von den Altersgleichen selbst ausgehen und von ihnen selbst organisiert und kontrolliert werden" (Ebd.:422)

Nicht folgen wir dagegen z.B. der Auffassung von Hollstein, der nach Teilkulturen und Gegenkulturen differenziert, wobei er diese Differenzierung dahingehend verstanden haben möchte, daß er dann von Teilkultur spricht, wenn die jeweiligen Mitglieder in entschiedener Opposition zum bestehenden gesellschaftlichen System stehen, andererseits diejenigen Gesellschaftsmitglieder, die innerhalb der Gesamtgesellschaft quasi ein Eigenleben führen, als Angehörige einer Gegenkultur differenziert. (Vgl. Hollstein, W., 1969:17) Die in diesen jugendsoziologischen Kontext verwandten Btgriffe wie Subkultur oder Kontrakultur finden in unsere Überlegungen zur Teilkultur keinen Niederschlag, da sie sich in ihrer inhaltlichen Füllung als zu diskrepant und als zu unsystematisch verwandt erweisen.

- 13) Diese Trennung geht auf eine funktionalistische Argumentation zurück, wonach von qualitativen Unterschieden der Wertorientierungen und Sozialbeziehungen innerhalb und außerhalb der Familie auszugehen sei. "Die außerfamiliale Welt

fördert relativ einseitig spezifische Leistungen, belohnt und bestraft im Prinzip ohne Ansehen der Person und stellt verschärfte Konkurrenz von Einzelinteressen dar" (Neidhardt, F., 1975:69). Demgegenüber wird der Familie oft die Funktion des emotionalen Spannungsausgleichs zugeschrieben, da sie als "Raum der Selbstdarstellung" (Claessens, D., 1972³:148 f.) Individualität und Selbsterfahrung eher als andere soziale Gruppen und Institutionen zuließe. Ohne diese grundsätzlich verschiedenartigen Charaktere von familialen Binnenraum und außerfamilialen Bereich in Abrede zu stellen, wird diese Trennung mit dem oben vorgetragenen Konzept weitgehend umgangen, wenn nämlich Familie nicht als isoliertes Gruppenphänomen verstanden wird, sondern als eine zu der jeweiligen Teilkultur im reziproken Austauschverhältnis stehende interagierende Einheit.

- 14) Hier ist insbesondere an die in Kapitel I im Anschluß an F. Tenbruck geführte Diskussion zu erinnern, inwieweit von einer eigenen Teilkultur der Jugend gesprochen werden kann.
- 15) Diese Ergebnisse widersprechen nun in eklatanter Weise der schon fast klassischen Position von J. Coleman (Vgl. ausführlicher: I.2.3.) der die These vertritt, daß die Jugend auf ihresgleichen einen überragenden Einfluß ausübe, was die Schlußfolgerung zuläßt, daß die Tradierung von gesellschaftlichen Normen und Werten (wie sie - so müßte hier Coleman ergänzt werden - insbesondere von der Herkunftsfamilie vermittelt sind) als immer gefährdeter erscheint. (Vgl. Coleman, J., 1961:27 ff.)
- 16) Dies ist u.a. auch darauf zurückzuführen, daß "fast alle Jugendlichen bis 18 Jahren noch in der Familie der Eltern (leben); drei Viertel der 18 - 21 jährigen ebenfalls - ein höherer Prozentsatz als jemals zuvor in der Geschichte" (Schäfers, B., 1982:100)
- 17) Der Psychoanalytiker C.G. Jung (Vgl. 1962:37; 1960:509) knüpft an diese chinesische Lehre an, indem er 'Animus' und 'Anima' als den männlichen und den weiblichen Archetypus versteht. Jung läßt sich hierbei von dem Gedanken leiten, daß jedem Geschlecht ein gegengeschlechtlicher Pol, ein Urbild des anderen Geschlechts zugeordnet ist, das im Bereich des Unbewußten seinen Platz hat und in Träumen, in kreativen, künstlerischen Akten, aber auch in der Partnerwahl, sowie im generellen Umgang mit sich selbst und den anderen Individuen zum Tragen kommt. Animus und Anima werden jedoch nicht nur durch die jeweils andersgeschlechtliche Disposition bestimmt, sondern sind "noch mitbedingt, durch die Erfahrung, die jeder im Verlauf seines Lebens mit dem anderen Geschlecht macht und durch das ererbte kollektive Bild, das der Mann von der Frau und die Frau von dem Manne in sich trägt" (Jung, E., 1967:12)
- 18) So wird die Thematik der Geschlechtsrolle in einer Vielzahl von bildungspolitischen Arbeiten, die sich vorallem mit der Benachteiligung von Mädchen im Bildungswesen befassen, angesprochen (u.a.: Borris, M., 1972; Reitz, G., 1973, 1974) ebenso in Veröffentlichungen zur schichtspezifischen Sozialisationsforschung (u.a.: Claessens, D., 1972²; Gottschalch, W., 1972). Neben der inzwischen sehr stark angewachsenen Literatur zur Frauenemanzipation existieren diverse Arbeiten, die sich mit dem Problem der mütterlichen Berufstätigkeit (u.a.: Langenmayr, A., 1975; Lehr, U., 1975; Pross, H., 1975, 1981) und der sozialen Lebensplanung der Frau befassen (u.a.: Held und Levy, 1974; Levy, R., 1977) Schließlich ist in diesem Zusammenhang auf die ausführliche Studie von McKinley (1964) zu verweisen.
- 19) Eine genauere Bibelexegese macht allerdings deutlich, daß erst an einer späteren Stelle als Genesis 1 eine ungleichartige Definition der Geschlechter geleistet wird. Heißt es noch in Genesis 1, 26-28 (In: Schrift, heilige), daß Mann und Frau als gleichberechtigte Geschöpfe Gottes zu verstehen sind, so wird erst in Genesis 2, 18-25 davon gesprochen, daß die Frau aus einer Rippe des Mannes als seine Gehilfin, die ihm 'gleichgeartet' sein soll, entstanden ist (Genesis 2, 18, In: Ebd.)

20) Das sog. 'Kontraktionsgesetz' wird von Familiensoziologen vorallem mit dem Namen Emil Durkheim verbunden, und stellt eine weithin akzeptierte Theorie zum sozialen Wandel der Familie dar. Nun hat Durkheim selbst kein geschlossenes Werk zur Familiensoziologie vorgelegt, sondern er entwickelte dieses Kontraktionsgesetz in seiner Abschlußvorlesung über die Familie an der Universität Bordeaux im Jahr 1882. Posthumen wurde dann von Marcel Mauss - mit Ergänzungen - das Konzept der Kontraktion unter dem Titel "La famille conjugale" in der Revue Philosophique (1921, S. 1 - 14) veröffentlicht. (Vgl. näher: Lüschen, G., 1967:147) Diese Vorlesung entspricht inhaltlich den Theorien Durkheims über den Selbstmord, sowie über die Arbeitsteilung und ist wie folgt zusammenzufassen: "Die Familie hat sich durch Konzentration und Personalisation fortentwickelt. Die Familie erfährt eine ständige Kontraktion; gleichzeitig nehmen Beziehungen in ihr einen rein persönlichen Charakter infolge der wachsenden Aufgaben des Familienkommunismus an. Wo die Familie an Boden verliert, wird dagegen die Ehe stärker" (Durkheim, E., 1921:14; cit. nach: Lüschen, G., 1967:147).

In letzter Zeit hat vorallem R. König das Durkheimsche Kontraktionsgesetz radikal in Frage gestellt. König bezieht sich hierbei sowohl auf inhaltliche Aspekte, als auch auf methodische. Er will zunächst das Kontraktionsgesetz in zweifacher Weise interpretiert wissen: Zum einen im Sinne einer strukturellen Interpretation, die von der Abnahme der Dichte der gegenseitigen Familienbeziehungen ausgeht und damit das Problem der familialen Kohäsion thematisiert, das Durkheim in seiner Arbeit über den Selbstmord (Le suicide, Paris 1897) näher ausgearbeitet hat. Zum andern im Sinne einer historischen Interpretation, die von dem Postulat ausgeht, "daß die strukturelle Abfolge der Typen auch einer historischen Entwicklung entsprach, die umkehrbar war" (König, R., 1976:62).

Die Implikationen des Kontraktionsgesetzes lassen sich kurz in folgende Hypothesen fassen:

- Die Gattenfamilie ist in der Industriekultur dominant geworden, nachdem sie sich aus den weiteren Familienzusammenhängen herausgelöst hat.
- Somit ist die Gattenfamilie (Kernfamilie) eine neue Erscheinung.
- Allein die Industrialisierung hat sie prädominant gemacht.
- Vor der Industrialisierung existierten ausschließlich weitere Familienzusammenhänge.
- Im Zeitalter der Industrialisierung muß das spontane Entstehen weiterer Familienzusammenhänge weitgehend ausgeschlossen werden. (Vgl. König, R., 1975:126; Zigann, H., 1977:75)

Historisch möglich wurde dieses Herauslösen aus großfamilialen Strukturen vorallem durch die aufkommende Tendenz zur Individualisierung, die ihrerseits wieder fundamental mit gesamtgesellschaftlichen Desorganisationserscheinungen im Sinne einer Differenzierung der gesellschaftlichen Struktur zusammenhängen. "In dieser Situation nun, in der die gegebenen sozialen Beziehungen und Rollen nicht mehr zur Orientierung des Individuums in der ganzen Breite seines Handelns ausreichen, werden die persönlichen Beziehungen wichtig.... In diesem Sinn auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, ist dasjenige Erlebnis, welches unvermeidlich der wahren Ausbildung der Individualität vorhergeht" (Tenbruck, F., 1964:440).

Mit diesem Hinweis zur verstärkten Individuierung des Einzelnen wird zum einen sicher der Zusammenhang der Ausbildung der Kleinfamilie thematisiert, andererseits aber auch das historische Verständnis zu der einleitend proklamierten Individualisierung und Freiheit der Partnerwahl gelegt.

Dieses Gesetz der Kontraktion, das als eherner Bestandteil in die Familiensoziologie Eingang fand, wurde vorallem in jüngerer Zeit heftig kritisiert und in seiner formulierten Rigorosität als falsch und zu undifferenziert zurückgewiesen. Dies wird neben vielen anderen wiederum von R. König (1975:123 f.; 1976:64 ff.); G. Schwägler (1970:147 ff.); H.P. Bahrdt (1975:112) und P. Arries (1975:540) geleistet.

- 21) Die Termini 'expressiv', 'instrumentell' entstammen ursprünglich einer Arbeit von Bales über die Führungsstile in Diskussionsgruppen.
- 22) Das 'komplementäre Geschlechtsrollenleitbild' ist von der inhaltlichen Aussage her, von der Komplementaritätstheorie im Sinne von Winch (Vgl. II.3.1.) zu differenzieren, wenngleich die Grundüberlegung hinsichtlich des Begriffs 'komplementär' die gleiche ist.
- 23) 'Strategien zur Reduktion von Interrollenkonflikten bei berufstätigen Frauen' im DFG - Schwerpunkt "Integration der Frau in die Berufswelt", Universität Trier, Fachbereich IV, Soziologie (laut telefonischer Auskunft vom 11.7.1983 noch nicht abgeschlossen).
- 24) Eckert geht hier nicht - wie wir - von idealtypischen Konstruktionen aus, sondern arbeitet mit Realtypen. In diesem Sinne entspricht sein 'eher traditionaler' Typ inhaltlich in etwa unserem Typ des komplementären Geschlechtsrollenleitbildes und der 'moderne Typ' eher dem egalitären Geschlechtsrollenleitbild.
- 25) Eine andere, wenn auch diffizilere Möglichkeit aus der Enge der mehr oder minder korrekt zu erfüllenden Erwartungen anderer kurzfristig auszubrechen, besteht für das Individuum in der Handhabung seines Selbst innerhalb gegebener Rollenverpflichtungen. Goffman führt hierzu aus, daß für das handelnde Individuum kleine Ausprägungen des Verhaltens existieren, die über die engste Befolgung einer Rollenvorschrift (sprich: angesonnene Erwartungen) hinausgehen. (Vgl. Goffman, E., 1974:273) Hiermit erscheint also prinzipiell die Möglichkeit zu bestehen, sich über die soziale Identität hinaus im Sinne einer subtileren Rollendistanz darzustellen. Wir gelangen hier zu der Konzeption der personalen Identität.
- 26) Vergleiche hierzu den in Kap. II.2.2.2. vorgetragenen Typ der 'narzißtischen Objektwahl', der zwar nicht inhaltlich, wohl aber von dem 'äußeren Erscheinungsbild' her unserem Verhaltenstyp 'Aufgehen in dem Anderen' sehr nahe kommt.
- 27) Die Verwendung des Adjektivs 'selbstbezogen' scheint uns hier sinnvoller zu sein, als die Kennzeichnung 'narzißtisch' oder 'egozentrisch', da dadurch die Rückverwiesenheit des Individuums auf sich selbst als Folge einer weitgehenden Verunmöglichung soziale Kontakte zu anderen aufzunehmen zum Ausdruck gebracht wird. Da es - im Anschluß an H.Kohut (1981)- in der Wesenheit des Menschen liegt, sich auf andere zentral zu beziehen, dies aber aufgrund pathogener Sozialisation mißlingt, bleibt lediglich der Ausweg sich selbst zum Objekt zu machen, d.h. sich auf sich selbst zu beziehen.
- 28) Hier ist nochmals (Vgl. IV.3.1.) darauf hinzuweisen, daß diese 'als-ob-Interventionen' im Bereich der personalen Identität fast völlig entfallen, während sie hinsichtlich der sozialen Identität zwar stark reduziert, aber dennoch vorhanden sind. Wir können hier nochmals auf die weiter oben schon vorgetragenen Ausführungen von D. Geulen zurückkommen. Geulen präzisiert nicht nur den Krappmannschen Begriff der Ich - Identität, indem er darauf hinweist, daß erst durch den Akt der Balance das Individuum seine Ich-Identität ausweist und konstituiert, (Vgl. Geulen, D., 1977:127 f.) sondern er hebt auch auf die Verbindung zwischen der in der Interaktion erfahrenen Identität und der personalen Identität ab. In der personalen Identität, die er anschaulich als Lebensgeschichte umschreibt, sedimentieren sich die zugeschriebenen sozialen Identitäten mit der in der Interaktion erfahrenen Identität. (Ebd.: 129) Der personalen Identität kommt dieser Auffassung zu Folge somit ein zentralerer Stellenwert zu, als der sozialen Identität, was sich auch aus unseren obigen Überlegungen er-

gibt. Beinhaltet die soziale Identität 'lediglich' die Erwartungen und Anforderungen, die der andere an uns stellt und die von uns gehandhabt werden müssen, so ist die personale Identität zwar in zentraler Weise davon abhängig, gleichzeitig aber auch die Basis der eigenen Identität im Sinne einer unveränderbaren Biographie.

- 29) Gleichwohl muß im Rahmen dieses Annäherungsprozesses berücksichtigt werden, daß sich nicht nur die Balance zwischen sozialer und personaler Identität verändert, indem sie als einfacher herstellbar als in allen anderen Sozialbezügen gedacht werden kann, sondern es muß gleichzeitig berücksichtigt werden, daß z.B. aufgrund des, der Beziehung inhärenten Ausschließlichkeitscharakters, sich auch andere Voraussetzungen und Anforderungen ergeben, als dies wiederum in allen anderen Beziehungen der Fall sein dürfte. So ist z.B. die sich im Zeitverlauf einstellende Routinisierung einer Beziehung nicht nur im Sinne einer 'Vereinfachung' der Identitätsbalance im Binnenbereich zu sehen, sondern auch als mögliches Konfliktfeld in einer Beziehung, gerade weil man den signifikanten anderen zu gut kennt und seine Erwartungen zu genau antizipieren kann.
- 30) Gleichzeitig muß nochmals deutlich hervorgehoben werden, daß mit dieser Bezeichnung 'selbstbezogener Rückzug zu zweit' nicht der Typ 'selbstbezogener Rückzug' gemeint ist. Dieser bleibt in seiner ursprünglichen Form bestehen und kann deshalb hier als eigene Konstruktion nicht eingearbeitet werden. Dagegen kann die oben kurz herausgearbeitete Beziehungsform 'selbstbezogener Rückzug zu zweit' als ein weiteres Charakteristikum des Typs 'Aufgehen in dem Anderen' verstanden werden, indem damit die jugendliche Paarsymbiose im Bereich der personalen Identität als miteinander 'verschmolzen' betrachtet werden kann. (Vgl. auch: Roussel, L. 1980:72)
- 31) Diese beiden Bindungsmodi verweisen auf ein grundlegendes Paradigma der verstehenden Soziologie, bzw. der Kultursociologie im weitesten Sinne, das wir bislang immer voraussetzen, abschließend aber noch kurz ansprechen wollen.

Georg Simmel betont bereits in seinem Aufsatz "Vom Wesen des historischen Verstehens" (hier zit. nach: Bühl, W. 1972) die grundlegende Dimension der Ich-Du-Beziehung, indem er das Ich nicht als eine aus dem Du hervorgegangene Wesenheit begreift, sondern das "Ich entsteht überhaupt erst aus der Zuwendung, die das Du ihm gewährt" (Helle, H.J., 1980:149). Simmel schreibt: "daß die Einverleibung der eigenen Seele in den anderen, damit man ihn als beseelt empfindet, eine völlig unbewiesene Übertragung aus andersartigen Erfahrungen auf dieses unvergleichbare Phänomen ist, daß das Du vielmehr ein Urphänomen ist ebenso wie das Ich..." (Simmel, G., 1972:83)

Helle verbindet diesen Gedanken wissenschaftsgeschichtlich mit dem interaktionistischen Ansatz, indem er darauf hinweist, daß bei Ch.H.Cooley das Simmelsche Du zum Spiegel wird, "an dem das Ich sein Spiegelselbst gewinnen kann" (Helle, H.J., 1980:151). Über dieses Modell des Spiegels bei Cooley erkennt das Ich sich selbst im Spiegel und erkennt damit, wie die anderen ihn sehen. (Vgl, Cooley, Ch.H., 1972:231-233)

Aus dieser theoretischen Position heraus muß die oben angesprochene Divergenz von verschiedenen Erwartungen gesehen werden, Erwartungen, die uns von den anderen entgegengebracht werden und in diese anderen wir uns über das Modell des Spiegelselbst hineinversetzen, um darüber aus der Perspektive dieser anderen uns selbst zu sehen und damit gleichzeitig die angesonnenen Erwartungen zu handhaben. Der Begriff 'Perspektive' stammt von G.H. Mead, der das Simmelsche 'Du' zum 'signifikanten anderen', bzw. zum 'generalisierten anderen' präzierte und Perspektive "als die Bezeichnung für die vom Ich übernommene Blickrichtung des Du" (Helle, H.J., 1980:150) versteht. Durch die Erweiterung des Du als individuelles Gegenüber zum generalisierten Du eines Kollektivs verläßt Mead den individualistischen Bezugsrahmen und deutet die Ausweitung dieses Konzepts auf eine Makroperspektive an.

Als durchgängige Gemeinsamkeit dieser verschiedenen Positionen muß festgehalten

werden, daß Ich und Du vorerst und prinzipiell getrennt gesehen werden müssen und erst durch den Akt des 'sich-in-den-anderen-hineinversetzens' sich sowohl das Ich, als auch das Du konstituiert und erhält. So wird das Ich "als die Vorstellung der anderen, die es sich zu eigen macht" (Heile, H.J., 1980:151) und die es über die Balance zwischen sozialer und personaler Identität handhabt erst selbst. Hierbei erscheint es prinzipiell gleichgültig, ob diese Vorstellungen des anderen (Du) über einen spezifisch signifikanten anderen, wie bei unseren Überlegungen oder, über das Du als Bezugsgruppe im Sinne Shibutanis erscheinen. Das Ich kann nur über das Du existieren.

Wir beschäftigten uns mit einer Sonderform dieser Ich-Du-Beziehungen, indem wir diese als exklusive Beziehung faßten. Ich und Du nähern sich im Zeitverlauf im Rahmen einer 'konvergierenden Identität' mehr zueinander an, als dies in anderen Beziehungstypen der Fall ist. Sie bedürfen viel weniger des Blicks in den Spiegel, da von einer sehr hohen gegenseitigen Vertrautheit auszugehen ist. Das heißt gleichzeitig aber auch, daß sie sich bei diesem Blick in den Spiegel aber auch sicherer sind, aus welcher Perspektive sie von dem hochsignifikanten anderen (Partner) gesehen werden.

Diese hohe gegenseitige Vertrautheit und Kenntnis der beiden Partner bei diesem Bindungstyp der nach dem Modell einer 'konvergierenden Identität' organisiert ist, kann schließlich noch mit einem von H.P. Dreitzel entwickeltem Konzept auf einer allgemeinen Ebene hervorgehoben werden. Dreitzel spricht in diesem Zusammenhang von der Findung von "Du-Evidenzen", indem er darauf aufmerksam macht (dieses Konzept aber leider nicht weiter vertieft), daß sich Ich-Identität über diese Du-Evidenzen mitkonstituiert. Du-Evidenzen erlangen in der individuellen Beziehung zum signifikanten anderen ihre zentrale Berechtigung, da ohne sie, d.h. ohne feste Verankerung des sozialen Daseins in der Identifikation mit der Primärgruppe, der einzelne nur mit einer Vielfalt flüchtiger und formaler Kontakte in der modernen Industriegesellschaft konfrontiert und damit einem Zustand den Dreitzel zentral thematisiert ausgesetzt wäre, nämlich dem der Einsamkeit (Vgl. Dreitzel, H.P., 1970:23)

- 32) Die Tatsache der Hinwendung zum anderen Geschlecht in der Frühadolescenz kann mit den folgenden Hinweisen belegt werden:
 Zum einen ist hier auf die mit der Adoleszenz einsetzende psychisch hormonelle Veränderung hinzuweisen, die uns zwar in ihrer Spezifität nicht näher interessiert (Vgl. Bischof, N., 1980), aber doch Voraussetzungen schafft, die soziologischen Relevanz beansprucht. Insbesondere sind dies einerseits - unter Bezugnahme auf die Freudsche Theoriетradition - Veränderungen der Triebstruktur, andererseits Veränderungen der physischen Erscheinung. Beide Aspekte führen dazu, daß Adoleszenten sich gegenseitig nicht nur als potentielle Sexualobjekte erkennen und sehen, sondern einander auch unter diesen Voraussetzungen begegnen. Diese Veränderungen der Triebstruktur als auch der Körperlichkeit werfen eine Vielzahl von Schwierigkeiten und Problemen auf, die mit Hinweisen, wie Selbstfindungsprozesse, Realisierung eigener sexueller Bedürfnisse, mangelnde Vertrautheit mit den Gefühls- und Körperreaktionen des anderen Geschlechts, Reaktionen der sozialen Umwelt auf die Veränderungen der Körperproportionen (Vgl. z.B. Ausubel, D.P., 1974:140) nur beispielhaft umrissen werden können. Dazu kommt noch, daß im Vergleich zu vergangenen Epochen sich ein entscheidender Einstellungs-, resp. Wertewandel vollzogen hat. "Die Verdrängungs- und Werthaltungen früherer Generationen ist einer leibbetonten, diesseitsbezogenen Ethik und Sexualauffassung gewichen" (Schäfers, B., 1982:79), so daß aufgrund dieser grundsätzlichen positiven Bejahung der eigenen Leiblichkeit sich die oben genannten Veränderungen der physischen Erscheinung noch gravierender auswirken dürften, zumal moderne Industriegesellschaften sich u.a. dadurch auszeichnen, daß spezifische Körperideale favorisiert werden, an denen Jugendliche sich zu messen suchen.

W. Hornstein faßt die empirischen Ergebnissen zur Wahrnehmung und Einschätzung der körperlichen Erscheinung zusammen und konstatiert eine hohe Relation zwischen körperlicher Erscheinung und dem jeweiligen Status in den adoleszenten 'peer groups'. So ist neben einer grundsätzlich zu beobachtenden stark emotional überfrachteten Einstellung zur Leiblichkeit insbesondere zu berück-

sichtigen, daß körperliche Erscheinung und Aussehen als entscheidende Parameter der Stautszuweisung und damit auch der Selbstwahrnehmung in 'peer groups' verstanden werden müssen (Vgl. Hornstein, W., 1975:406). So rangiert der Bereich des eigenen Körpers und seine Entwicklung an den oberen Stellen einer jugendlichen Interessenskala. Körperliche Attraktivität - auch und gerade des anderen Geschlechts - wird zu einem relevanten und zentralen Kriterium. Die Hinwendung und (geglückte) Kontaktaufnahme zu einem attraktiven gegengeschlechtlichen Partner wird neben dem Wunsch, auch die erwachenden sexuellen Triebbedürfnisse zu regulieren und befriedigen zu können, zu einem entscheidenden Faktor der Statusverleihung in Gleichaltrigengruppen.

Neben diesen körperlichen Veränderungsprozessen, die sowohl Lernprozesse involvieren, als auch Veränderungen in gleichaltrigen Beziehungsstrukturen bedingen, ist noch kurz auf einen weiteren Aspekt hinzuweisen, der im Zusammenhang mit der Hinwendung zum anderen Geschlecht in der Phase der beginnenden Adoleszenz von Bedeutung erscheint. Hier ist vor allem auf einen Prozeß der gesellschaftlichen Normierung aufmerksam zu machen, der mit dem Begriff des 'Sozialdrucks' umschrieben werden kann. Inhaltlich wird hierbei zum Ausdruck gebracht, daß es 'normal' sei, sich ab einer bestimmten Altersstufe gegengeschlechtlichen Partnern zuzuwenden. Gleichzeitig werden damit bestimmte, noch weitgehend gesamtgesellschaftlich verbindliche Wertvorstellungen verbunden, wonach Sexualität nicht promiskuitiv, sondern, wenn nicht in gesellschaftlich legalisierter Ehe, so doch in emotional abgesicherten Sozialbeziehungen auszu-leben sei. Wenn dieser Sozialdruck in der hier zu behandelnden Phase noch nicht mit einer gewissen Vehemenz vertreten wird und er sich darüberhinaus durch einen relativ geringen sozialen Verbindlichkeitsgrad auszeichnet, so kann er doch als durchwegs handlungsleitend aufgefaßt werden. Dies gilt nicht nur unter dem Aspekt, sich dem anderen Geschlecht unter dem Gesichtspunkt einer Partnerwahl zuzuwenden, sondern diese Vorstellungen und Forderungen können gleichzeitig als Hinweis darauf aufgefaßt werden, dem anderen, etwas gleichalten Geschlechtspartner auch bestimmte Bedeutungen zuzuschreiben, die die Handlungssituation 'Hinwendung zum anderen Geschlecht' bestimmen können. Freilich ist eine Bedeutungszuschreibung auf dieser Ebene noch von sehr allgemeinen und oberflächlichen Inhalten (z.B. Sexual- und Ehepartner) getragen, so daß mit diesem Hinweis im Grunde nur geklärt werden kann, warum der Einzelne sich dem anderen Geschlecht zuwendet, nicht aber, warum einem gegengeschlechtlichen Partner Bedeutung verliehen wird.

33)

Tab.26: Tägliche Fernsehdauer nach Alter und Geschlecht
(in Minuten)

	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
Jungen	134	136	141	152	144	144	113	105	104	97
Mädchen	108	110	118	120	119	109	95	79	77	72

(Zoll, R., u.a., 1970:125)

- 34) Befragt, warum eine so geringe Interessensausprägung vorhanden ist, wurde insbesondere betont, daß Jugendsendungen aus zweierlei Gründen Ihre Zielgruppe nicht erreichen: zum einen sind sie zeitlich schlecht placiert (nämlich erst in den späten Nachmittagsstunden, wenn viele Jugendliche außerhäuslichen Freizeitinteressen nachgehen - Vgl. Horn, I., 1979:62) zum anderen ist das Programmangebot zu gering: die Redakteure "wollen allen alles bieten" (Kloepffer, T., 1978:14), so daß die Forderung erhoben wurde, sowohl altersmäßig, als auch schichtspezifisch näher zu differenzieren und damit eine intensivere Zielgruppenselektion zu betreiben (Vgl. Kübler, H., D., 1978:36) Dies würde durchaus, darf man den empirischen Ergebnissen Glauben schenken, konform gehen mit den

geäußerten Wunsch jugendlicher Fernsehzuschauer. So sprach sich ein knappes Drittel der Befragten für vermehrte, allerdings speziellere Jugendsendungen aus. (Horn, I., 1979:63) Bei einer Untersuchung von Kübler (1978:33) sind es gar 90 %, die sich spezifische Jugendsendungen wünschen.

- 35) 'Bravo' erscheint wöchentlich und erreicht bei allein 230.000 festen Abonnenten (Knoll, J.H., 1978 A : 5) eine Auflagenhöhe von über 1,5 Mill. Exemplaren (Braun, J., 1979:76). Geht man von der (realistischen) Einschätzung aus, daß ein Heft von mindestens vier Jugendlichen ('Tauschrate' - Vgl. Baake, D., 1968: 156) gelesen wird, dann erreicht 'Bravo' pro Woche 80 % der 12 - 14 jährigen. "Damit wird Bravo schon rein quantitativ zu einem bedeutsamen Miterzieher" (Braun, J., 1979:76). 'Bravo' ist mit "einem Anteil von 87,34 % der Auflage der kommerziellen Jugendzeitschriften zur praktisch einzig dominierenden Unterhaltungszeitschrift für 12 - 20 jährige geworden". (Baake, D., 1968:153)

36)

Tab.27: Behandelte Themenbereiche der Jugendzeitschrift 'Bravo' 1967

Themenbereiche	Dimensionssummenpro-zente ¹⁾
● Prominenz	17,4
● Freizeit und Hobby	15,0
● Kunst, Populärkunst	14,9
● Massenkommunikation	14,9
● Individuelle Lebensprobleme	10,3
● Klatsch, Tratsch	6,8
● Haushalt und Familie	4,3
● Wirtschaft	2,9
● Mode	2,2
● Sport	2,0
● Natur, Tiere	2,0
● Krieg, Katastrophen	1,7
● Wissenschaft, Technik	1,6
● Zwischenmenschliche Beziehungen	0,7
● Politik	0,5
● Religion	0,1

(Holzer, H., Krekell, R., 1967:204)

- 1) Dimensionssummenpro-zente entsprechen einer Prozentuierung der absoluten Häufigkeiten von Inhaltskategorien auf die Beitragssumme.

Zu aktualisierteren Ergebnissen gelangte über 10 Jahre später auch J. Braun, der folgende thematischen Schwerpunkte benennt, was im übrigen für das Jahr 1980 nochmals generell bestätigt werden konnte (Kottira, F., 1980:491)

Tab.28: Behandelte Themenbereiche der Jugendzeitschrift 'Bravo' 1979

Themenbereiche	%
● Werbung	28,0
● Starberichte	27,0
● Lebenshilfe	12,0
● Musik	8,0
● Roman	3,5
● Sonstiges	18,0

(Braun, J., 1979:76)

- 37) Täglich erreichen die 'Bravo'-Redaktion ca. 250 Briefe mit persönlichen Problemen (in aller Regel aus dem Gebiet von Sexualität und Partnerschaft Vgl. Braun, J., 1979:79) für deren Beantwortung die Zeitschrift ca. 14.000,--DM im Monat ausgibt. (Neisser, H.F., 1975:15). Beantwortet werden diese Anfragen von einem gewissen Dr. Sommer, alias Dr. Korft, alias Dr. Vollmer, in Wahrheit einem Jugendpsychologen, der hauptberuflich eine evangelische Erziehungs- und Familienberatungsstelle leitet, (Ebd.:76) mittels Formbrief - bei Selbstmorddrohungen per Eilbrief (Ebd.:77). Aus dieser Flut von Anfragen werden ca. 5, vorzugsweise "reißerische Sexprobleme", so eine Bravo-Redakteurin, ausgewählt und besprochen, um in der nächsten Nummer (Serie: 'Dr. Sommers Sprechstunde', 'Was Dich bewegt') zu erscheinen. "Ohne Zweifel ist die Leserpost eine Fundgrube für die Aufklärung, die vielfach in Form kleiner illustrierter Geschichten geboten wird..." (Kottira, F., 1980:495) Neben dieser Leserbriefrubrik gibt es zum anderen noch die Möglichkeit sich telefonisch an der Redaktion zu wenden. (Neisser, H.F., 1975:15) Auch hier werden die 'interessantesten' Telefongespräche abgedruckt.
- 38) So konnte z.B. J.H. Knoll (1978 A:5) zeigen, daß 'Bravo' am häufigsten (nämlich 38,3 %) von 12 - 14 jährigen Volksschülern konsumiert wird, während die 'Jugend-Media-Analyse 77' noch detaillierteres Material vorlegen konnte. Demnach wird 'Bravo' intensiv von 44,1 % (76,1 %) (Die Prozentzahl in Klammern gibt den 'weiteren Leserkreis' an) der Volksschüler, von 10,7 % (73,3 %) der Relschüler, aber nur zu 21 % (48,9 %) von Gymnasiasten gelesen. (Vgl. Stefen, R., 1978:156 f.) Dieses Bildungsgefälle kann auch für andere Zeitschriften bzw. Zeitungen bestätigt werden. So kommt Hornstein (1975: 194) hinsichtlich der Rezeption von Zeitungen zu dem Ergebnis, daß ca. 50 % der Volksschüler die Boulevardpresse bevorzugen, die von Gymnasiasten kaum beachtet wird (7,0 %).
- 39) Zu ähnlichen Ergebnissen, wie im Bereich der Jugendzeitschriften gelangt man übrigens auch im Bereich des Fernsehens. Hier wird nicht nur mit sinkender Schichtzugehörigkeit dem Fernsehen der 'zentrale Fixpunkt' des abendlichen Familienlebens (Vgl. Zoll, R., Henning, E., 1970:129) zugestanden, während in höheren Schichten die einzelnen Programmpunkte stärker selektiert werden, sondern die "Nutzung der unterhaltenden Jugendprogramme nimmt mit .. besserer formaler Bildung der Jugendlichen ab". (Horn, I., 1976:38) Mit anderen Worten, je niedriger das Ausbildungsniveau der Jugendlichen, desto eher besteht die Tendenz, unterhaltende Programme zu selektieren und umgekehrt: je höher das Ausbildungsniveau, desto eher ist eine Präferenz der informativen Programme vorhanden.
- 40) Beispielhaft Bezug genommen werden kann für die hier intendierte geschlechtsspezifische Einflußnahme auf die Verwendung von Geschlechtsrollenstereotypen im Bereich der Werbung (Vgl. hierzu ausführlicher: Goffman, E., 1979). "Die durch die Massenmedien vermittelten Informationen können als Teil einer relativ universalistischen Kultur betrachtet werden, deren Bezugsrahmen globalgesellschaftlich ist. Darin unterscheiden sie sich wesentlich von Familie und Freundschaftsquellen, deren gruppenspezifische Kulturen vorwiegend partikuläre, durch dominierende Mitglieder geprägte Züge aufweisen. .. Umgekehrt wird die (Teil)Kulturen (bei 'peer groups' und der Familie) laufend durch das in den Massenmedien enthaltene Angebot von Symbolen, sowie an kognitiven und normativen Modellen mitgestaltet." (Blancpain, R., 1974:31)

41)

Tab. 29: Mitgliedschaft Jugendlicher in Gleichaltrigengruppe (nach Alter und Geschlecht)

	Geschlecht		Alter		
	männlich n=564	weiblich n=513	15-17 n=351	18-20 n=343	21-24 n=363
• enger Freundeskreis, Clique	36	38	40	37	35
• Sportverein, -club	39	28	39	29	33
• Lokaler Freundeskreis	30	26	24	34	28
• Mitschüler, Mitstudenten	16	27	30	22	12
• Hobby-Gruppen (Fanclub, Briefmarken, Motorrad)	14	8	13	10	10
• Kollegen am Arbeitsplatz	10	9	4	13	11
• Christliche Gruppen	5	7	8	5	4
• Gruppen in Jugendheimen	5	5	7	5	3
• Private Sportgruppen	6	4	3	2	8
• Gemeinnützig, karitative Gruppen	6	3	5	5	4
• Sonstige Gruppen	10	9	6	11	11
• Ich bin in keiner Gruppe	7	7	4	6	11
Gesamt:	184	171	183	179	170

(Jugendwerk der deutschen Shell, 1981, III: 74)

42) Indirekt weist D. Ausubel auf diesen Aspekt der Unterschiedlichkeit gleichgeschlechtlicher Freundschaftsbeziehungen von Jungen und Mädchen hin, wenn er auf die unterschiedliche Bedeutung von weiblichen und männlichen Gleichaltrigengruppen für den Prozeß der Partnerselektion aufmerksam macht. Er geht davon aus, daß die Attraktivität eines Jungen für ein Mädchen sich daran bemißt, welches Prestige der Junge in seiner Gleichaltrigengruppe aufweisen kann. Ausubel schreibt: "Wenn ein Junge bei einem Mädchen beliebt sein will, muß er zunächst aufgrund 'überlegener männlicher Eigenschaften' bei seinen Geschlechtsgegnossen Anerkennung finden. .. Wenn ein Mädchen von seinesgleichen nicht anerkannt wird, steht ihm eine andere Möglichkeit offen Anerkennung zu finden; Für Jungen dagegen ist die Ablehnung durch die Gruppe Gleichaltriger vollständiger" (Ausubel, D., 1971: 350) Damit weist Ausubel nicht nur auf eine komplementär geregelte Geschlechtsrollenverteilung hin, sondern überträgt, im Rahmen dieser komplementären Geschlechtsrollenverteilung, bereits Gesetze des Heiratsmarktes Erwachsener auf den Bereich der jugendlichen Partnerwahl in dieser ersten Phase, wonach sich der Status der Frau durch die Berufsposition des Mannes, den sie heiratet bemißt.

43) Diese Vermutungen sind allerdings nicht bar einer gewissen Praxisrelevanz, sondern mitgetragen von Gesprächen und Beobachtungen des Verfassers mit (über) Jugendliche der evang. Philipppus Gemeinde im Münchner Stadtteil Giesing.

44) In den Vereinigten Staaten wird diese uns hier interessierende Phase häufig mit 'Dating' überschrieben. Allerdings, und darauf haben wir zu Beginn dieser Arbeit schon hingewiesen, erweist sich die Art und Spezifität des amerikanischen Dating-Verhaltens in vielen Punkten als so diskrepant zu den Verhaltensweisen Jugendlicher in der Bundesrepublik, daß eine Übertragung unangebracht erscheint.

Folgt man beispielsweise der Charakteristik von 'dating' durch Smith, der nämlich das 'date' gekennzeichnet sieht durch:

- wettbewerbmäßiges Verhalten
- Fehlen eines emotionalen Engagements
- gegenseitiger Ausbeutung (Smith, E., 1962:147 ff.)

so kann diese Bestimmung des 'date' sicher nicht auf bundesrepublikanische Verhältnisse übertragen werden. Hingewiesen werden muß hier vielmehr darauf, daß H. Kreutz (1965:236,239) den uns hier interessierenden Abschnitt in der Entwicklung zum anderen Geschlecht mittels angloamerikanischer Termini näher zu präzisieren suchte. Im Englischen gibt es nämlich eine Differenzierung zwischen einem belanglosen, unverbindlichen und kurzfristigen Kontakt zwischen zwei gegengeschlechtlichen Jugendlichen (dating) während die zeitlich längerfristige Fixierung an einen Partner mit dem Begriff des 'courtship behaviors' bezeichnet wird. Allerdings wird im Bereich des courtship - Verhaltens gleichzeitig davon ausgegangen, daß die Hauptbindung des Jugendlichen nicht mehr an der Gleichaltrigengruppe festgemacht werden kann, was unserer Auffassung auch wieder nicht voll entspricht.

- 45) Arnold Langenmayr (1976) konnte diese Problematik eindrucksvoll belegen, indem er die Berufstätigkeit der Mutter mit der späteren Partnerwahl der Kinder in Beziehung setzte. Wenn er mit dieser Vorgehensweise auch nicht ganz unseren Überlegungen entspricht, da bei mütterlicher Berufstätigkeit sicher nicht von einer 'unvollständigen Familie' gesprochen werden kann, und die verwendeten Daten Langenmayrs, die über Einrichtungen einer Erziehungsberatung gewonnen wurden, sicher nicht als repräsentativ gelten, so können seine Ergebnisse doch gewisse Anhaltspunkte für unsere Überlegungen zur mangelnden geschlechtsspezifischen Sozialisation liefern.

Langenmayr untersuchte sowohl die Partnerwahl von Frauen, deren Mütter berufstätig waren, als auch von Männern, deren Mütter ebenfalls berufstätig waren, und konnte - dementsprechend - nach Geschlechtern differenzierte Befunde vorlegen. So deuten seine Ergebnisse in die Richtung, daß Mädchen berufstätiger Mütter eher Beziehungen eingehen, "die sich durch Auseinandersetzung und Rivalität auszeichnen, während Jungen sich eher Ehefrauen suchen, mit denen es besonders wenige Auseinandersetzungen gibt, wo sie sich eher geborgen, auf jeden Fall aber überlegen fühlen können." (Langenmayr, A., 1976:737) Der Zusammenhang zur ersten (intraindividuellen) Bedeutungsverleihung der Kinder berufstätiger Mütter erscheint evident; bei Jungen geht in diese Bedeutungsverleihung eher das Gegenteil dessen ein, was sie bei ihrer Mutter erlebt haben, wohingegen Mädchen sich stärker mit den Einstellungen ihrer Mutter identifizieren und aus diesen heraus auch ihre Bedeutungsverleihungen mitkonstituieren. Langenmayr bietet hier verschiedene Erklärungen an, wobei z.B. bei Mädchen die Berufstätigkeit der Mütter " zu einer verringerten Möglichkeit der Identifikation mit der Mutter führen (kann) und damit zu einer Irritierung beim Erlernen der Geschlechtsrolle. Aufgrund dessen könnten hier männliche Haltungen überwiegen, was im Wunsch nach Dominanz und Kampf zum Ausdruck käme." (Ebd.:732 ff.)

Anders bei Jungen, bei denen Langenmayr glaubt feststellen zu können, daß ihre Vorstellungen vom anderen Geschlecht von dem Wunsch getragen sind, daß dieses zu wenig Konflikten Anlaß gibt, da es Geborgenheit vermitteln würde. Dies könne darauf zurückgeführt werden, "daß Jungen, deren Mütter berufstätig waren, aufgrund der häufig wechselnden Beziehungen kontaktangstlich sind, Liebesobjekte nicht so gut glauben festhalten zu können (da sie dies in ihrer Kindheit ja erlebten), oder daß sie durch eine ehrgeizige und dominierende Mutter eingeschüchtert sind und von daher besonders ausgeglichene Partnerinnen suchen". (Ebd.:736)

46) In der wissenschaftlichen Literatur wurde der Bedeutung der Geschwister vor allem in dem oben schon erwähnten Ansatz von W. Toman (II.3.2.) hervorgehoben. Für unseren hier zu diskutierende. Zusammenhang ist lediglich noch kurz auf die Weiterentwicklung der Tomanschen Theorie zu verweisen, wobei dieser Ansatz davon ausgeht, daß gewöhnlich das älteste unter verschieden geschlechtlichen Geschwistern, aufgrund seiner Stellung in der Geschwisterreihe Macht gewinnt. "If this power...is converted into personality orientations, we can assume that it will emerge in situations, involving younger cross-sex persons, including the case of mates"(Kemper,T.D.,1966:348) Demnach hätte das älteste Geschwister von verschiedenen geschlechtlichen Geschwistern deshalb die unproblematischsten Bedeutungsverleihungen, da sie - selbst wenn sie falsch oder irreal sein sollten - insbesondere gegenüber jüngeren, mit Macht durchsetzbar sind.

Zu ganz anderen - und für unseren Erklärungszusammenhang wichtigeren - Ergebnissen gelangt Däumling. Sie geht davon aus, daß eine Gleichverteilung der Geschlechter in der Familie die idealste Voraussetzung für ein späteres eher egalitäres Verhältnis gegenüber dem anderen Geschlecht darstellt (Däumling,A.M.,1963) Auch dies scheint ein wichtiger Indikator für die in der Herkunftsfamilie grundgelegten Bedingungen zu sein, den Typ der eher egalitären Geschlechtsrolle auszubilden. Wir kommen auf diesen Punkt nochmals am Ende dieses Kapitels zurück.

47) Dies ist zu unseren bisher vorgetragenen Überlegungen stringent und auch daraus erklärbar. Zum einen ist auf das in Pkt. III.1.5. dargestellte Modell des 'Abtauchens' von familialen Orientierungsvorgaben (solange sie nicht zentrale Lenkungsfunction besitzen) zu verweisen, zum anderen erklärt sich die Favorisierung des Wertes 'Attraktivität' an der schnellen und leichten 'Meßbarkeit' (im Vergleich zu anderen tieferliegenden Persönlichkeitseigenschaften des Gegenübers) und kommt daher der ungesicherten Situation des Jugendlichen im Rahmen der ersten Kontaktaufnahme besonders entgegen.

48)

Tab.30: Eigenschaften eines idealen (Ehe)Partners nach Geschlecht(%)

Der ideale Partner soll:	Jungen	Mädchen
● liebevoll und zärtlich sein	83	82
■ gut aussehen	82	36
■ treu sein	60	64
● mindestens gleich intelligent sein	42	61
● selbstständig und selbstbewußt sein	34	55

(Weiss,R.,1978:49)

49) Knollmayr (1969:465) nennt die folgenden Merkmale des 'Aussehens':

- Gesichtsform, Figur,Schminke,Kleidung
- akustische, bzw. motorische Merkmale
- soziale Merkmale (Status, Einkommen etc.)
- interaktionswirksame Merkmale (Charm,Intelligenz etc.)

50)

Tab.31: Orte des Kennenlernens der Partner von Verheirateten und Verlobten nach Berufsgruppen (in %)

Berufsgruppe	n	Kind- heit	Ausbil- dung	Arbeits- platz	Tanz- std.	beim Tanz	bei Ver- wandt.	bei Be- kannten	Sonst.
Selbstständiger	16	0	6	31	0	31	0	6	25
Beamte	20	15	0	0	0	35	5	10	35
Gehob. Angest.	13	8	0	15	8	8	0	0	6
Einf. Angest.	157	4	1	18	4	32	15	13	25
Facharbeiter	114	5	1	6	4	32	4	15	32
An- und ungel.									
Arbeiter	77	6	0	4	1	36	5	13	33
Studierende,insges.	421	5	1	12	5	32	5	13	30
Studenten	25	12	48	0	0	16	0	12	12

(Pfeil,E.,1968:74)

51) Giffhorn ermittelte, daß 90 % aller befragten Mädchen regelmäßig eine Modezeit-schrift lesen (Giffhorn,H.,1974:96) und die von Annette Thieke (1972) be-fragten 13 - 16 jährigen Schülerinnen geben zu 61 % an, sich bei der Aus-wahl von Kleidung, Schminken und Frisieren an Bildern, Berichten und Rat-schlägen von Zeitschriften zu halten, sich daran zu orientieren.

52) Wir können hier nochmals auf unsere obigen Ausführungen zur Attraktionsfor-schung zurückgreifen, indem wir davon ausgehen, daß neben der physischen und sozialen Erreichbarkeit die Beschaffenheit des situativen Kontextes, in dem erste Kontakte geknüpft werden, mitkonstitutiv für eine, evtl. sich einstel-lende Attraktion zu sein scheint. "Was die Beeinflussung der zwischenmensch-lichen Attraktion durch die Beschaffenheit des Kontextes anbelangt, in dem Personen aufeinander treffen, gilt allgemein, daß gegenüber Personen, mit denen man in einer als angenehm erlebten Situation konfrontiert wird, positi-vere Einstellungen entwickelt werden, als gegenüber Personen, mit denen man in einer als unangenehm erlebten Situation zusammentrifft" . (Mikula,G.,1977: 21)

53) Wir sprachen hier relativ undifferenziert von der Alltagswirklichkeit, von der Alltagsroutine, ohne darauf näher einzugehen, wie diese 'Alltagswirklich-keit' vernetzt, d.h.aus einzelnen Segmenten sich schließlich als ganzes prä-sentiert. C. Daniel deutet dieses Problem an, wenn er schreibt: "Eingeschlif-fene Verhaltensmuster, Inhalte unseres pragmatischen Alltagswissens, Lebens-pläne (Projekte), Grundannahmen, mit deren Hilfe wir Beziehungen zu anderen Personen überhaupt nur aufrechterhalten können, begründen unsere Fähigkeit, die ständig wechselnden Szenen im Alltagsleben zusammenzuhalten". (Daniel, C.,1981:172) Dieser Hinweis des Zusammenhaltens diverser Szenen des Alltags-lebens, als auch der in der Alltagsroutine nicht mehr differenzierbaren Ein-zelelemente scheint uns für die weitere Erörterungen wichtig zu sein. Wir wollen hierzu kurz drei Ansatzpunkte anführen:

1. In Anlehnung an den oben zitierten C.Daniel gehen Cohen und Taylor unter weiterer Bezugnahme auf die Goffmansche Analogie des Theaters davon aus, daß Menschen nicht nur Rollen spielen, die zu größeren oder kleineren Dramen gehören, sondern diese Rollen in sog. 'Scripts' eingebunden sind. Diese Skripts definieren Situationen und verleihen Routine Sinn und Bedeutung, "sie schreiben uns vor, wie wir in jedem Augenblick handeln und fühlen sollen, sie teilen uns Einzelheiten über andere mit, denen wir in der jeweiligen Situation begegnen und legen jeweils den nächsten Schritt der Spielhandlung, der nächsten Wendung des Dramas fest...(indem wir)... mit anderen zusammentreffen, wirken wir in Miniaturdramen mit, in denen es wichtig ist, die Dinge zu definieren, den

Leuten Namen zu geben und die Handlungen zu arrangieren" (Cohen, S., Taylor, L., 1980:52) Die beiden Autoren greifen hier das Konzept der Fassade bei Goffman auf, der von der Existenz der Zuordnung bestimmter Fassaden zu bestimmten Rollen ausging. Der 'Fassade' Goffmans kommt die gleiche verhaltensbestimmende Funktion zu, wie dem Konzept des 'Scripts' bei Cohen und Taylor. Die beiden präzisieren ihr Konzept nochmals, indem sie darauf hinweisen, daß es nicht damit getan ist, eine Interaktion zu beschreiben (Wer ist beteidigt? Was wird gesprochen?), sondern daß es als unabdingbar erscheint, die Vorstellung von allen Beteidigten hinsichtlich dieser Aktion sich vor Augen zu führen, d.h. welches Script für das zu spielende Drama relevant erscheint. Mit anderen Worten: Die Vorstellung des einzelnen Akteurs ist rückgebunden an die Erfahrung der Wiederholung eines Scripts, das Drama wird wiedererkannt, wobei es belanglos ist, ob "die Besetzung verändert, die Szene umgebaut und die Requisiten ausgetauscht" (Ebd.:52) sind. Entscheidend scheint also, daß die Ähnlichkeit nicht in konkreten Personen und Ereignissen vorhanden ist, "sondern zwischen den symbolischen Vorstellungen von diesen Dingen" (Ebd.:54). Durch das Erkennen der Ähnlichkeit auf diesem Symbolniveau werden Scripts verortet, wird auf vertrautes zurückgegriffen, ergibt sich - so könnte man zusammenfassend festhalten - der Rahmen für das routinisierte Alltagsdenken.

2. A. Strauss spricht in diesem Zusammenhang von der Bewältigung "komplexer Aktsequenzen" (Strauss, A., 1974:47) die identifiziert werden müssen, um sie zu bewältigen. Diese einzelnen Sequenzen eines Aktes sind, entstammen sie alltäglichen, d.h. sich wiederholenden Handlungen, als bekannt vorauszusetzen - die (alltägliche) Situation kann als definiert bezeichnet werden. Eine Sequenzfolge wird als solche nicht thematisiert, da nicht erkannt. Strauss verwendet das Beispiel des heimkommenden Ehemanns, der von seiner Frau nicht in der gewohnten Weise empfangen wird. Beide Partner identifizieren die Gesamtsituation, d.h. sie wissen, was dieser Situation vorausging und was folgen wird und drücken ihr Einverständnis mit dem vorhandenen status quo aus. Die Identität des einen und die Identität des anderen wird derart als bekannt vorausgesetzt, daß beide voneinander wissen, welche Identität der vielen möglichen Identitäten in einer konventionell gestalteten Situation auftritt. Erfolgt nun in einer eingespielten Interaktion ein abweichendes, d.h. von vornherein nicht gewußtes (und mit relativer Sicherheit auch nicht zu antizipierendes) Verhalten des anderen, so muß die Situation definiert werden. Strauss spricht dann davon, daß eine bisher unbekannte Verknüpfung von Gesten (Aktsequenzen) stattgefunden hat. Diese Prüfung der Situation beinhaltet sowohl die Frage nach der personalen Identität des anderen (Definition des gegenwärtigen Selbst des anderen) als auch die Berücksichtigung motivationaler Probleme.

3. Schließlich ist bei der Frage nach dem Zusammenhalt und der Differenzierung von Alltagssequenzen noch auf Herbert Blumer hinzuweisen. Er thematisiert das Problem der 'Verkettung von Handlungen' und meint damit das gegenseitige Aufeinanderabstimmen von Handlungen (Handlungslinien) der Beteidigten. Da gemeinsames Handeln aus verschiedenen Teilhandlungen zusammengesetzt ist, konstituiert es sich erst durch die Verbindung der einzelnen Handlungslinien. (Blumer, H., 1969:16 f.) Gemeinsames Handeln ist allerdings nicht - so führt Blumer weiter aus - als additive Verknüpfung der einzelnen Teilhandlungen zu verstehen, sondern gemeinsames Handeln weist vielmehr einen eigenständigen Charakter auf, wobei diese Eigenständigkeit in der Spezifität der Verknüpfung begründet ist. Hier ist der Ausgangspunkt für die uns hier interessierende Thematik zu lokalisieren, da aufgrund dieser Eigenständigkeit einer Handlung von einer Handlung gesprochen werden kann (Blumer erwähnt hier das Beispiel der Heirat), ohne sie 'zerlegen' zu müssen. Hier kommt Blumer dem Konzept der routinisierten Handlungen sehr nahe, indem er betont, daß gerade durch die Routinisierung einer Handlung oftmals übersehen wird, daß neben dieser Routinisierung bei den Teilnehmern ein Entwicklungsprozeß des Binnens und der Bedeutungsverleihung vorausgeht.

- 54) Ein Teil dieser Arbeit von Thomas ('The definition of the situation') ist in Manis, J.G., Melzer, B.N., 1972:331 ff. abgedruckt. Wir beziehen uns im Folgenden auf die 1967 bei Harper Torchbooks, New York erschienene Ausgabe des 'un-adjusted girls'.
- 55) Neben der Familie sieht Thomas schließlich "the community as a defining agency" (Ebd.:43 f.) wobei er unter 'community' eher eine face-to-face Gruppe versteht, die sich durch Transparenz und relative Einfachheit der Struktur auszeichnet. (Ebd.:44; Vgl. auch: Helle, H.J., 1977:61)
- 56) In Anknüpfung an die Ausführungen zu der Verkettung und Differenzierung von Alltagshandeln, handelt es sich hier - im Sinne von Cohen und Taylor - um das Nicht-Vorhandensein eines Scripts, nach dem das 'Drama' des Kontaktfindens und -erhaltens gespielt werden soll. Freilich ist auch hier relativierend anzumerken, daß das Script 'Kennenlernen' nicht gänzlich undefiniert ist, d.h. daß es zwar in spezifischer Weise - allerdings sehr vage und oberflächlich - vorgeformt ist, darüberhinaus aber eben selbst noch nicht gespielt und erlebt wurde. Cohen und Taylor (1980:61 ff.) weisen in ihren Ausführungen auf das Skript 'Verlieben' hin, das sicherlich als relativ populär der Art bezeichnet werden kann, als massenhaft Szenen und Rollen zur Verfügung stehen, die helfen, es zu befolgen. Dennoch gilt analoges zu oben: der eigentliche Ablauf der Kontaktaufnahme ist im Skript in der Regel eben nicht enthalten. Dafür stehen um so mehr Skripts zur Verfügung, die die Beziehungsstruktur regeln, wenn der Kontakt erstmalig hergestellt und ein gegenseitiges Lieben manifest geworden ist (siehe weiter: Pkt.3.4.)
- 57) Sympathie wollen wir im Anschluß an A. Gehring (neben der Arbeit von Scheeler - auf die wir an späterer Stelle nochmals zurückkommen werden - fast die einzige Arbeit zu diesem Themenbereich) "als einen wichtigen Determinationsfaktor menschlichen Zusammenlebens" (Gehring, A., 1969:436) auffassen und ihn als "Zuneigung zum Interaktionspartner" (Ebd.:437), "als positive Bewertung des Verhaltens des Interaktionspartners" (Ebd.:438) verstehen. Nun stellt sich freilich die Problematik, daß ja wohl kaum davon auszugehen ist, daß diese positive Wirkung sich auf die Totalität des Interaktionspartners richtet, sondern vielmehr zu unterstellen ist, daß lediglich bestimmte Ausschnitte aus der Verhaltensvielfalt des Gegenübers als sympathisch empfunden werden. Hier knüpft Gehring im Grunde an die in Abschnitt V.3.3.3. erarbeitete Thematik an, indem er davon ausgeht, daß Sympathie sich an den Ich-Leistungen des Interaktionspartners konstituiert: "Sympathie ist der Ausdruck des Wissens, von der positiven Bewertung der Ich-Leistungen des Interaktionspartners" (Ebd.:438). Damit werden unsere vorangegangenen Überlegungen insofern bestätigt, als in der Phase der Kontaktherstellung Ich-Leistungen im Sinne von Identitätsdarstellungen grundsätzlich vonnöten sind, um den Kontakt überhaupt erst zu ermöglichen.

Nun kann Sympathie aber noch weiter präzisiert werden, indem davon auszugehen ist, daß "Sympathie ihre eigentliche soziale Funktion erst dort erfüllt, wo zwei oder mehrere Interaktionspartner in häufig wechselseitiger Interaktion miteinander stehen" (Ebd.:439). Sympathie weist dann aber insofern eine entlastende Funktion auf, als sie "als typisiertes Orientierungsschema.... (die) Einstufung der individuellen persönlichen Momente (erleichtert)... und bei der Definition der Situation" (Ebd.:440) hilft. Auch dies bestätigt wiederum unsere obige Vermutung hinsichtlich gewisser Entlastungen im jugendlichen Partnerbereich. Daß aus anfänglich vorhandenen Attraktionskriterien sich Sympathierelationen entwickeln können, kann mit K. Apelt nochmals zusammenfassend bestätigt werden, wenn diese schreibt: "Besteht interpersonale Attraktion, haben Individuen das Bedürfnis nach Annäherung und Zuwendung. ... Man nimmt den Interaktionspartner differenzierter wahr, die Aufmerksamkeit wird verstärkt auf ihn gerichtet. Besteht Attraktion, zeigen Individuen größere Hilfs- und Kooperationsbereitschaft gegenüber dem

- 58) Was den 'Entstehungsprozeß' einer Liebesbeziehung betrifft, vergleiche die relativ unpräzise Darstellung bei I.L. Reis (1970:104 ff.). Reis geht hierbei von vier Schritten einer Beziehungsaufnahme aus, die neben der Kommunikationsaufnahme, über den Prozeß der Selbstoffenbarung und der Entwicklung von gegenseitigen Abhängigkeiten schließlich zur Befriedigung vieler persönlicher Bedürfnisse führt.
- 59) In einem psychoanalytischen Kontext ausgedrückt, läßt sich diese Qualität des absoluten und ganzheitlichen Liebens mit dem Hinweis auf seinen irrationalen und regressiven Charakter definieren. Wir wiesen in Pkt.II.2.2.2. bereits auf diesen Sachverhalt im Rahmen einer kurzen Diskussion zur narzißtischen Objektwahl hin. Für Freud (1940:122 ff.) sind konstitutive Elemente der Verliebtheit das Moment der Sexualüberschätzung und Idealisierung, d.h. das Objekt (Partner) wird so behandelt, wie die (Ideal) Vorstellung bzgl. des eigenen Ichs angeordnet ist. Diese Idealvorstellung, die sich durch eine weitgehende Vollkommenheit auszeichnet, hat man selbst nicht erreicht und sucht sie nun im Partner zu realisieren: der Partner soll so, wie die idealisierten Vorstellungen des eigenen Ichs werden. Die Folge ist die besagte Überschätzung des Liebesobjektes und ein immer anspruchsloser werdendes 'Ich', während das Liebesobjekt immer großartiger und wertvoller im Sinne einer Idealisierung erscheint. (Vgl. Aucter, T., 1975:146) Die damit einhergehende Funktionshemmung der Realitätsprüfung erscheint als weiterer Hinweis für die Kurzlebigkeit dieser Beziehungsqualität, aber auch für die spezifische Art der symbiotischen Beziehungsstruktur.
- 60) In Abschnitt IV.3.1. wurde mehrmals auf die enge inhaltliche Affinität von sozialer und personaler Identität einerseits und der Meadschen Differenzierung von 'me' und 'I' andererseits hingewiesen. An dieser Stelle erscheint es nun sinnvoll, nochmals darauf zurückzukommen, um unsere Typenbildung, die wir oben von dem Aspekt der reinen Binnenbeziehung, wie wir ihn in Kap. IV.3.3. entwickelten, auch auf den Außenbereich fruchtbar zu machen suchten, weiter theoretisch zu belegen. G.H.Mead befaßt sich unter anderem auch mit der Gewichtung von 'I' und 'me' zueinander und erörtert zwei Möglichkeiten in denen das 'I' zu Lasten des 'me' quasi überrepräsentiert ist. Er verdeutlicht dies zum einen am Beispiel des Künstlers, der das 'me', das Mead im Sinne einer gesellschaftlich bedingten konventionellen Instanz verstanden haben möchte, auf ein Minimum reduziert und dadurch im künstlerischen Schaffensprozeß das Element des Neuen bis ins Extreme steigert. (Mead, G.H. 1967:209) Zum anderen das Beispiel des menschlichen Impulsverhaltens, d.h. des menschlich unkontrollierten Agierens. Auch hier kommt das 'me' kaum zum Tragen, da es - und Mead schließt sich hier den Überlegungen Freuds an - in seiner Funktion als Zensor (Über-Ich) durch impulsives Reagieren übergangen wird.
- Eines ist beiden Beispielen gemeinsam: Eine Überrepräsentanz des 'I', verbunden mit einer Reduzierung der Reaktionen auf die organisierten Haltungen anderer. Hier scheint sich nun eine enge Beziehung zum Goffmanschen Konzept zu ergeben, genauer zum Diktum der personalen Identität mit einer gleichzeitigen teilweisen Vernachlässigung der sozialen Identität. Bezugsgenommen wird hier auf eine (für diese Phase einer Partnerbeziehung typische) emotionale Überfrachtung, das Aufgehen in die über alles geliebte Person, ohne Rücksicht auf normative oder konventionelle Formen des zwischenmenschlichen Umgangs. Die Beziehung der beiden erfährt eine emotionale Dichte, die zum einen in dieser Partnerbeziehung im Zeitverlauf nie mehr auftreten wird, zum anderen von ihrer Ausprägung her mit einem absoluten Vorherrschen des 'I' umschrieben werden kann.
- 61) Für diesen Bindungstyp des symbiotischen 'Eins-Seins' mit dem Partner existieren nun bestimmte gesellschaftliche Interpretationsfreiräume, d.h. das 'aus der Rolle fallen', was wir für den Binnenbereich mit dem Bindungstyp 'Aufgehen in den anderen' bei 'selbstbezogenem Rückzug zu zweit' charakterisiert haben ist offensichtlich insofern institutionalisiert, als es nicht sanktioniert wird, sondern, da als temporär und transitorisch definiert, für diese Entwicklungsstufe von

Jugendlichen als durchaus 'normal' empfunden wird. Sowohl die Reduktion konventioneller Formen, als auch die Aufhebung der Zensorfunktion des 'me' scheinen hier zugunsten eines übermächtigen und überwältigenden 'I' für eine bestimmte Zeit gesellschaftlich gebilligt zu sein. Mit anderen Worten: Diese gesellschaftlichen Freiräume werden nur deshalb zugestanden, als davon auszugehen ist, daß diese Bindungsform als vorübergehende interpretiert wird.

- 62) Auf eher populärwissenschaftlicher Ebene wird Liebe als zu Dreiviertel aus Neugier zusammengesetzt verstanden (Casanova), ist sie eine Leidenschaft, welche den Erdbereich auf die eine Seite legt und auf die andere nichts als die geliebte Person (Napoleon). Ist Liebe Irrsinn oder Ekstase (H. Miller) oder ist sie schließlich der Endzweck des Weltgeschehens, das Amen des Universums? (Novalis) (zit. nach: Ruthe, R., 1972:61)

- 63) So wird einerseits behauptet, daß Liebe schlichthin nicht faßbar und definierbar ist: "...man weiß, daß man sich liebt und man ist glücklich davon, aber man weiß keinen Grund" (Duss v. Werdt, J. 1966:10). Andere versuchen, wenn auch ausgesprochen unpräzise Liebe zu definieren, wie beispielsweise T. Aucher (1975: 146) der Liebe "als dynamischen Prozeß ...zwischen zwei sich bewußt und unbewußt wechselseitig beeinflussenden...Partnern versteht".

Wendet man sich dem soziologischen Bereich der Bearbeitung von Liebe näher zu, so ist auch hier ein weitgehendes Defizit festzustellen. Beschäftigt sich z.B. P.A. Sorokin (1967) mit dem Bereich der alturistischen Liebe und thematisiert A. Fromm (1974) die potentiell politischen Implikationen der Liebe, d.h. gehen beide Autoren nicht auf den uns hier interessierenden Typ der heterosexuellen Liebe ein, so ist neben M. Scheler insbesondere auf G. Simmel zu verweisen. Simmel charakterisiert zwar ebenfalls relativ allgemein Liebe als das Phänomen das zu "den großen Gestaltungskategorien des Daseins gehört" (Simmel, G., 1821/22:7), gleichzeitig jedoch betont er, daß "Liebe als eine immanente...formale Funktion seelischen Lebens" (Ebd.:9) aufzufassen sei. Das heißt: "Liebe ist immer eine sozusagen aus der Selbstgenügsamkeit des Inneren sich erzeugende Dynamik, die durch ihr äußeres Objekt wohl aus dem latenten in den aktuellen Zustand übergeführt, aber nicht in genauem Sinn hervorgerufen werden kann; "die Seele hat sie als eine letzte Tatsache oder hat sie nicht..." (Ebd.:9) So versteht Simmel Liebe als ein im Menschen schlummerndes oder nicht schlummerndes Potential, das allerdings eines Gegenübers - Simmel spricht hier von 'Objekt' (Ebd.:10) - bedarf, um von seinem latenten in einen virtuellen manifesten Bereich übergeführt zu werden. Unter diesem Aspekt versteht dann Simmel Liebe als ein "Gefühl, das - abgesehen von religiösen Gefühlen - enger und unbedingter als irgend ein anderen an seinen Gegenstand geknüpft ist.. . Das Entscheidende ist, daß sich keine Instanz allgemeiner Art dazwischen schiebt". (Ebd.:10 f.)

Freilich wird mit dieser Konzeption - und darauf weist P. Ludes (1976:379) hin - die gesellschaftliche Komponente, die Tatsache, daß Liebe in der Gesellschaft stattfindet, daß Liebende mit der Realität des Alltagslebens konfrontiert werden, weitgehend ausklammert. Doch dies scheint nun gerade die Spezifität dieser Beziehungsqualität auszumachen. So faßt nun Ludes zum einen Liebe als Sinnprovinz im Sinne von A. Schütz auf und stützt damit im gewissen Umfang die Simmelsche Position, da Liebe dann als Erfahrungsbereich mit einem besonderen Erkenntnismodus gefaßt wird, dessen Übergang in andere Sinnprovinzen von deutlich erkennbaren Einschnitten begleitet ist. (Ludes, P., 1976:371) Zum anderen versteht Ludes die Liebe als Aufhebung der Entfremdung. Liebe setzt die (entfremdeten) Gesetze der Alltagswelt, zumindest für eine bestimmte Zeit, weitgehend außer Kraft, denn: "Die Erfahrung der Liebe ist die spontane direkte Erfahrung einer anderen Ordnung, von Harmonie und der Aufhebung der Entfremdung". (Ebd.:395) Die Liebesbeziehung erhält somit eine gänzlich andere Qualität als diejenigen Beziehungen, die eine Alltagswelt charakterisieren. Sie ist gekennzeichnet von einer so umfassenden Einzigartigkeit und Exklusivität, daß Ludes zu dem Resümee gelangt: "Die Erfahrung der Liebe, unter welchen histo-

rischen Bedingungen auch immer, läßt die Liebenden die gesellschaftlichen Grenzen der Selbstverwirklichung spüren" (Ebd.:394) und Georg Simmel formuliert: "Aus seinen eigenen Kräften und um deren zweckmäßigen Entfaltung willen drängt es aufwärts zum Erblicken der Liebe; aber in dem Augenblick, indem die Liebe sich öffnet, sendet sie ihren Duft aufwärts in eine Region der Freiheit, jenseits aller Wurzelhaftung". (Simmel, G., 1921/22:17)

- 64) In einem ähnlichen Zusammenhang wie Strauss spricht auch Peter Berger (1966) dieses Problem an. Er geht hierbei von der kindlichen Sozialisation aus und macht darauf aufmerksam, daß das Kind seine Wirklichkeitskonstruktion in enger Anlehnung zur Namensgebung vollzieht. A. Strauss führt das Beispiel der Heirat an, bei der die Frau den Namen des Mannes übernimmt, oder das Beispiel der Verleihung von Titeln, die vor den Namen gesetzt werden, oder schließlich das Beispiel von religiösen Bekehrungen, die oft durch einen vollständigen Namenswechsel angezeigt werden. In all diesen Fällen spricht Strauss von einer Statusveränderung die mit einer Abänderung des Namens - was auf einen Übergangsritus hinweist - einhergeht. (Strauss, A., 1974:14)

- 65) Ähnliches gilt für die im Zeitverlauf sich allmählich herausbildende typische Sprache der beiden Akteure, mit der sie sich durch Zuschreibung von nicht alltäglichen Bedeutungen deutlich von anderen Interaktionspartnern distanzieren.

- 66) Die Argumentation von E. Lau wird auch von Mc Call und Simons abgesichert, die im Anschluß ihrer Ausführungen zur Identitätssicherung via Rollen-Unterstützung fünf Faktoren benennen, die interpersonale Beziehungen stützen, wobei es uns hier insbesondere auf den Punkt 5 ankommt, den sie mit 'Zuneigung' umschreiben. (Vgl. Mc Call, Simons, J.L., 1974:186) Zuneigung wird hierbei verstanden als der 'Einbau' von bestimmten Personen und deren Verhaltensweisen in die Inhalte von Rollen-Identität. "Dieses Einbauen von spezifischen Anderen in die eigentliche Inhalte von Rollen-Identitäten meinen wir, wenn wir sagen: 'Zuneigung' zu bestimmten anderen zu 'gewinnen'. (Ebd.:186).

- 67) Mit der oben schon erwähnten Arbeit von Ludes wird dieser Aspekt nochmals zentral aufgegriffen, wenn Ludes auch die von uns vorgenommene Differenzierung zweier Bindungstypen nicht erwähnt. Er setzt sich vielmehr mit dem Begriff der Liebe im allgemeinen Sinn auseinander, widmet sich jedoch in einem kurzen Absatz dem Prozeß des Verliebenseins, der, wie er ausführt, die Liebenden ganz in Anspruch nimmt, "sie von der Alltagswelt (trennt)... (wobei sich) ihre Handlungen... hauptsächlich aufeinander beziehen". (Ludes, P., 1976:395) Gleichzeitig verweist Ludes - dies allerdings nicht näher begründend - ebenfalls auf den temporären Charakter dieser Verliebtheitsphase hin, wenn er schreibt: "Aber obwohl Liebende ganz ineinander vertieft sind, kehren sie als Mitglieder der Gesellschaft notwendigerweise in die Alltagswelt zurück..." (Ebd.:395) Ist diese Rückkehr in die Alltagswelt nicht durchführbar, und hier spricht Ludes die typischen Beispiele in der klassischen Literatur zu unserem symbiotischen Bindungstyp an, dann bliebe nur noch der Tod, wie bei 'Tristan und Isolde', dem jungen Werther oder 'Romeo und Julia'.

- 68) Ursprünglich ist dieser übersetzte Text, der von den beiden Autoren allerdings autorisiert wurde, unter dem Titel: "Le mariage et la construction de la réalité" in der Zeitschrift Diogenes, Paris 1964, Nr. 46, S.3-32 erschienen.

- 69) H. Leitner, der sich mit diesem Ansatz in einer eigenen Arbeit kritisch auseinandersetzt (1976:34 ff.), verdeutlicht diese Ausführungen von Berger und Kellner nochmals, wenn er schreibt: "Sehen wir also zu, was hier geschah: Sie sind erst einmal zu dem Schluß gekommen, daß das, was sie füreinander empfinden, nichts anderes als Liebe sein kann, haben dafür auch ihre, nur ihnen eigene Ausdrucksformen entwickelt. Er ist vielleicht schüchtern und zurückhaltend

uns sie hatte wohl ein stürmerisches Bild von der Liebe, aber jetzt ist sie mit seinen sparsamen Gesten glücklich und weiß es nicht anders und er fühlt sich verstanden. Dies schon sondert sie ab, sie erfahren, was sie verbindet und sie darum von anderen trennt".

- 70) Hier wird von Berger und Kellner auf das hingewiesen, was wir vorhin im Anschluß an einige Gedanken von A. Strauss, aber auch unter Bezugnahme auf G.B. Mead zu formulieren suchten. Wirklichkeit wird - so die These von Berger und Kellner - in der engen Interaktion zwischen den beiden Akteuren geschaffen und verändert. Wenn nun Strauss von einer "Bewertung" und "Kategorisierung" bei einer Namensgebung spricht und wir damit eine prinzipielle Bedeutungsgehaltigkeit der Beziehung ableiten, indem wir von der Verleihung eines Kosenamens ausgehen, so ist dies als ein Teil der Erschaffung von (Ehe)Wirklichkeit zu interpretieren. Darüberhinaus weisen Berger und Kellner auf das Moment des Gesprächs hin und beziehen hiermit die Überlegungen Meads zur vokalen Geste mit ein. War für uns die nonverbale Gestik vorrangiges Konstitutionskriterium für den Bindungstyp 'Liebe', so müssen wir hier unsere Überlegungen unter Hinzuziehung des Gesprächs als zentraler Modus der Wirklichkeitskonstruktion erweitern, indem wir die verbale Bestätigung der Existenz von Zuneigung und - wichtiger - die verbalen Aushandlungsmechanismen zur Stützung und Fortführung einer Beziehung mitbetonen. So kann vermutet werden, daß Liebe im Sinn des symbiotischen Bindungstyps für den Erhalt der (deshalb kurzfristigen) Beziehung ausreichte, aber zu der, dann sich ja auch in einer anderen Qualität äußernden Liebe, Aushandlungsprozesse hinzukommen müssen, die die divergierenden Erwartungen beider Interaktionspartner zu einem immer wieder neu zu schaffenden Konsensus führen. Beide Faktoren scheinen uns Elemente der (ehelichen) Wirklichkeitskonstruktion zu sein.
- 71) Wir können den Ansatz von Berger und Kellner im Hinblick auf das Modell der 'konvergierenden Identität' nun noch etwas näher präzisieren, indem wir das Konzept der gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion mit den Ausführungen von A. Strauss zum Erwerb von Klassifikationsregeln verbinden. Strauss (1959:91 f.) verweist in Anlehnung an G.H. Mead auf die zentrale Rolle der Sprache bei der Konstruktion und Revision von Identität hin, indem er davon ausgeht, daß sich Identitätsveränderungen vor allem im Medium einer wandlungsfähigen Sprache vollziehen. Er führt aus, daß das Individuum im Laufe seines Lebens immer neue Klassifikationsregeln erlernt, die es ihm erlauben, mit relevanten Bezugsgruppen zu interagieren und deren Erwartungen zu antizipieren. Daß sich diese Überlegungen von Strauss mit der Argumentation von Berger und Kellner nahtlos decken, indem davon auszugehen ist, daß sich im Aufbau einer gemeinsamen Wirklichkeit beide Partner neue sprachliche Klassifikationsregeln erwerben, scheint evident, da die - aufgrund der zunehmenden Vertrautheit und zunehmenden Kenntnis des anderen - entworfenen Antizipationen hinsichtlich der Erwartungen des anderen (Bedeutungsverleihungen) sich immer mehr als richtiger erweisen.

Aus diesen zuletzt genannten Aspekt weist Strauss in seinem Buch noch an einer früheren Stelle hin, indem er das Problem der Interaktion und der Veränderung der Beziehung zwischen den Akteuren anspricht. Wenn ein gegenseitiger Austausch von Meinungen, Ansichten etc, stattfindet, dann führt die Interaktion zu etwas - so Strauss weiter - "dann tritt eine genuine Entfaltung der Entwicklung von Beziehungen zwischen den Handelnden ein" (Strauss, A., 1974:66). Strauss zitiert hier H. Blumer, der schreibt: "Die Transaktion ist etwas anderes als die Addition der Handlungen beider Individuen; die beiden Handlungslinien bilden in ihrer sich entwickelnden Wechselbeziehung eine Einheit". Mit anderen Worten: Interaktion hat einen kumulativen Charakter, insbesondere dann, wenn sich die Interaktion emotional und tief vollzieht. (Strauss, A., 1974:66)

In diesem Fall - und hier bezieht sich Strauss nochmals auf die Verknüpfung der beiden Handlungslinien, wie dies Blumer oben formulierte - besteht eine 'Verwicklung' (Ebd.:66). die um so enger und tiefer wird, je weniger es sich um instrumentelle Sachbezüge in der Interaktion handelt und je mehr der andere für den einzelnen als hochsignifikante Person erscheint. Strauss schreibt:

"Die Entwicklung der Selbst-Anderen-Verwicklung vollzieht sich nicht nur durch Phasen und allmähliche Bewegungen; sie beschleunigt sich durch plötzliche Anstrengungen, durch Bewegung im ungleichen Tempo. Jeder der sich einmal verliebt ... wird schnell erkennen, daß dabei, trotz einer gewissen graduellen Entfaltung, bestimmte Höhepunkte und Ereignisse eintraten, nach denen 'wir uns näher waren' oder 'ferner'. Nach diesen Ereignissen ist man für den anderen und für sich selbst, eine andere Person..." (Ebd.:66)

- 72) Dies kann zum einen sicher mit dem Hinweis einer mittelschichtsorientierten Forschung, gleichwohl aber auch damit belegt werden, daß der schwierigere und problematischerere Aufbau eine egalitären Geschlechtsrollenleitbildes eine Intensivierung der Forschungsaktivität nach sich zog, so daß auf diesem Gebiet deshalb mehr gearbeitet wurde, als in Bereichen, die weitgehend unproblematische Entwicklungen beinhalten.

LITERATUR:

- Abkürzungen: AJS = American journal of sociology
ASR = American sociological review
JASP = Journal of abnormal and social psychology
JMF = Journal of marriage and the family
KZfSS = Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
- Alleman-Tschopp, A., Geschlechtsrollen. Versuch einer interdisziplinären Synthese, Bern, Stgt., Wien 1979
- Dies., Die Bedeutung des ersten Kindes für die Geschlechtsrollen-Differenzierung. Eine explorative Studie zur Gewinnung von Untersuchungshypothesen, In: Degenhardt, A., u.a., (Hg.) Geschlechtstypisches Verhalten, München 1979 A, S. 102-121
- Allerbeck, K.R., Soziologie radikaler Studentenbewegungen, München, Wien 1973
- Alpers, H., Vorbereitung des jungen Mädchens auf die Ehe, In: Pro Familie, 1957, 3, S. 20-22
- Altrocchi, J., Dominance as a factor in interpersonal choice and perception, In: JASP, 54, 1959, 303-308
- Apelt, K., Diagnos partnerschaftlichen Verhaltens. Eine sozialpsychologische Analyse verheirateter und unverheirateter Paare, Freiburg 1980
- Arries, P., Geschichte der Kindheit, München, Wien 1975
- Auchter, T., Psychoanalytische Überlegungen zum Thema Liebe, In: Wege zum Menschen 27, 1975, 137-150
- Aufermann, J., u.a., Gesellschaftliche Kommunikation und Information, 2 Bd., Ffm 1973
- Ausuble, D.P., Theory and problems of adolescent development, New York 1954 (1965²), (dtsh,: Das Jugendalter - Fakten, Probleme, Theorien, München 1974)
- Baake, D., 'Bravo' - Portrait einer Zeitschrift, In Deutsche Jugend, 1968, 4,
- Ders., Jugend und Subkultur, München 1972
- Bach, G.R., Deutsch, R.M., Pairing, Düsseldorf, Köln 1976⁴
- Bahrtdt, H.P., Wandlungen in der Familie, In: Claessens, D., Milhofer, P., (Hg.) Familiensoziologie, Ffm 1975³, S. 110-122
- Banta, T.J., Hetherington, M., Relations betwenn needs of friends and Fiancés, In: JASP, 58, 1963, 401-404
- Barron, M.L., People who intermarry, Syracuse University Press 1946
- Baumann, Z., Values and standards of success youth, In: Polish sociological bulletin, 1962, Bd. 3/4
- Baumert, G., Hüninger, E., Deutsche Familie nach der Kriege, Drmmstadt 1954
- Beck, U., Die Vertreibung aus dem Elfenbeinturm. Anwendung soziologischen Wissens als soziale Konfliktsteuerung, In: Soziale Welt, 31, 1980, 4, 415-441
- Beck-Gernsheim, E., Männerrolle, Frauenrolle - aber was steht dahinter? Soziologische Perspektiven zur Arbeitsteilung und Fähigkeitsdifferenzierung zwischen den Geschlechtern, In: Eckert, R., (Hg.) Geschlechtsrolle und Arbeitsteilung, München 1979, S. 165 - 201
- Becker, G., The complementary-needs hypothesis, authoritarianism, dominance and other edwards personal preference schedule scores, In: Journal of personality, 32, 1964, 45-56

- Becker, W., Zeitschriften für die Jugend, In: Pädagogische Welt, 22, 1968, 2
- Beckmann, L., Breeding patterns of a north swedish parish, In: Hereditas, 47, 1961 S. 72-80
- Beha, E., Broder, H.M., Die große Bravo-Familie. Stars im Glück für Fans im Unglück, In: Deutsche Jugend, 21, 1973, 2, 71-78
- Behr, W., Jugendkrise und Jugendprotest, Stgt. 1982
- Béky, G., Die Welt des Tao, Freiburg, München 1972
- Bell, D., Die Teilkultur der Jugendlichen, In Friedeburg, L.v. (Hg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln 1976, S. 83-86
- Berhaus, M., Freundschaft als Gegenstand der Sozialisationsforschung, Vortragsmanuskript, 20.12.1982
- Berger, P., Identity as a problem in the sociology of knowledge, In: Archives Européennes de sociologie, 7, 1966, 1, 105-115
- Berger, P., Berger, B., Individuum und co., Soziologie beginnt beim Nachbarn, Stgt. 1974 (engl.: Sociology - a biographical approach, New York 1972)
- Berger, P., Kellner, H., Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens, In: Soziale Welt, 16, 1965, 3, 220-235. (Auch abgedruckt in: Gries, H.M. (Hg.) Sozialisation im Erwachsenenalter, Weinheim 1979, S. 74 ff.)
- Berger, P., Luckmann, T., Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Ffm 1972
- Bergmann, W., Lebenswelt, Lebenswelt des Alltags oder Alltagswelt? Ein grundbegriffliches Problem 'alltagstheoretischer' Ansätze, In: KZfSS, 33, 1981, 1, 50-72
- Bernfeld, S., Über den Begriff der Jugend, Wien 1914/15
- Ders., Über eine typische Form der männlichen Pubertät, In: Ivago, Bd. 9, 1923
- Bertram, H., Probleme einer soziostrukturell orientierten Sozialisationsforschung In: Zeitschrift für Soziologie, 5, 1976, 2, 103-117
- Ders., Sozialstruktur und Intelligenz. Ein altes Thema - eine neue Antwort?, In: KZfSS, 29, 1977, 3, 461-486
- Ders., Sozialstruktur und Sozialisation. Zur mikroanalytischen Analyse von Chancengleichheit, Darmstadt, Neuwied 1981
- Bienewald, E., 'Die Jungs sind gar nicht so cool, die tun nur so....' Wie männliche Arbeiterjugendliche untereinander Zärtlichkeiten austauschen, In: Deutsche Jugend, 1983, 1, 24-30
- Bilden, G., Geschlechtsspezifische Sozialisation, In: Hurrelmann, K., Ulich, D. (Hg.) Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980, S. 777-812
- Bischof, N., Preuschoff, H. (Hg.), Geschlechtsunterschiede - Entstehung und Entwicklung Mann und Frau in biologischer Sicht, München 1980
- Blancpain, R., Häuselmann, E., Zur Unrast der Jugend. Eine soziologische Untersuchung über Einstellungen, politische Verhaltensweisen und ihre gesellschaftliche Determinanten, Frauenfeld, Stgt. 1974
- Blazer, J.A. Complementary needs and marital happiness, In: Marriage and family living, 25, 1963, 89-95
- Blücher, V., Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie des jungen Menschen heute, Düsseldorf 1966
- Blumer, H., Psychological import of the human group, In: Sherif, M., Wilson, M. (ed.) Social relations of the Crossroad, New York 1953

- Ders., Symbolic interactionism. Perspective and method, Engelwood Cliffs, 1969
- Boccarius, P., Junge Ehe, Folge 1: Wie man den richtigen Partner findet, In: Eltern Heft 10, 1971, S. 108 ff.
- Bolte, K.M., Wissenschaft und Praxis. Möglichkeiten ihres Verhältnisses zueinander, In: Mitteilungen aus dem Arbeitsmarkt und der Berufsforschung, 1971, 4, 356-365
- Ders., Aschenbrenner, K., Gesellschaftliche Situation der Gegenwart, Opladen 1970⁶
- Ders., Kappe, D., Struktur und Entwicklung der Bevölkerung, In: Ders., Deutsche Gssellschaft im Wandel, Opladen 1966, S. 67 - 164
- Bontnick, J., Die Rolle der Musik im Freizeitbudget der Jugend und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Musikpädagogik, Wien 1981 - nicht veröffentlicht!
- Borris, M., Die Benachteiligung der Mädchen in den Schulen der Bundesrepublik und Westberlins, Ffm 1972
- Bossard, J.H., Residential propinquity as a factor in marriage selection, In: AJS, 1932, 2, 219-224
- Bott, E., Family and social network, London 1957
- Bowerman, C.E., Day, B.R., A test of the theory of complementary needs as applied to couples during courtship, In: ASR, 21, 1956, 602-605
- Brake, M., Soziologie der jugendlichen Subkulturen. Eine Einführung, New York 1981
- Brandenburg, A.G., Systemzwang und Autonomie. Gesellschaft und Persönlichkeit in der soziologischen Theorie von Talcott Parsons, Düsseldorf 1971
- Braun, H., Leitner, U. (Hg.), Problem Familie - Familienprobleme, Ffm 1976
- Ders., Der Rückzug der Kinder aus dem Familienzusammenhang, In: Ders., a.a.O., 1976, S. 70-79
- Braun, J., Die Jugendzeitschrift 'Bravo' aus der Sicht von Schülern und Lehrer, Aus: Knoll, H.J., Pro und Contra 'Bravo', Baden-Baden 1978, S. 117-130
- Ders., Die Jugendzeitschrift 'Bravo' als Miterzieher, In: Jugendschutz, 24, 1979, 3, 76-81
- Breitsamer, J., Ein Versuch zum 'Problem der Generationen', In: KZfSS, 28, 1976, S. 451-478
- Bressard, M., Mobilité sociale et dimension de la famille, In: Population, 1950, 3, 533-566
- Breyer, A., Untersuchungen zum Ehepartnerideal in Anlehnung an die Partnerwahlhypothese von S. Freud, Gießen 1959 (Diplomarbeit)
- Brim, O.G., Wood, N., Self and other conceptions in courtship and marriage pairs, In: Marriage and family living, 18, 1956, 3, 243-248
- Brittain, C.V., Adolescent choices and parent-peer crosspressure, In: ASR, 28, 1963, 385-391
- Ders., An exploration of the bases of peer-compliance and parent-compliance, In: Adolescence, 2, 1967/68, S. 445-458
- Broderick, C., Kinder und Jugendsexualität - Sexuelle Sozialisation, Reinbeck 1970
- Ders., Zu einer Typologie von Verhaltensmustern der Brautwerbung in den USA, In: Lüschen, Lupri, Soziologie der Familie, Opladen 1970 A, S. 473-489
- Brumlik, M., Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, Ffm 1973
- Brunmayr, E., Lebensorientierungen Jugendlicher, In: Österreichisches Institut für

- Jugendkunde (Hg.), Jugend zu Beginn der achtziger Jahre, Wien, Mchn. 1981, S.110-135
- Buchhofer, B., u.a., Alter, Generationsdynamik und soziale Differenzierung, In: KZfSS, 22, 1970, 300-334
- Bühl, W.L., Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen, München 1972
- Bühler, Ch., Die Schwärmerei als Phase der Reifezeit, In: Zschr. f. Psychologie, Bd. 100, 1926, S. 13 ff.
- Bundesamt, statistisches, Fachserie 1, Reihe 2.1., Eheschließungen, Geborene und Gestorbene, Stgt. Mainz 1980
- Dass., Statistisches Jahrbuch 1981 für die Bundesrepublik Deutschland, Stgt., Mainz 1981
- Dass., Statistisches Jahrbuch 1982 für die Bundesrepublik Deutschland, Stgt. Mainz 1982
- Dass., Frauen in Familie, Beruf und Gesellschaft, Wiesbaden 1983
- Bundestag, deutscher, Bericht der Bundesregierung über die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland - 1. Familienbericht -, Bonn 1968
- Ders., Zweiter Familienbericht - Bericht der Sachverständigenkommission, Bonn 1975
- Ders., Die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland - Dritter Familienbericht -, Bonn 1979
- Ders., Bericht der Enquete Kommission Frau und Gesellschaft, Bundestagsdrucksache 8/4461 v. 29.08.1980, Bonn 1980
- Burchinal, L.G., Membership groups and attitudes toward cross - religious dating and marriage, In: Marriage and family living, 24, 1962, 191 ff.
- Ders., The premarital dyad and love involvement, In: Christensen, H. (ed.) Handbook of marriage and the family, Chicago 1964, S.623-674
- Burgess, E.W., Wallin, P., Homogamy in social characteristics, In: AJS, 49, 1943, 2, 109-124
- Dies., Homogamy in personality characteristics, In: JASP, 39, 1944, 475-481
- Burgess, E.W., Locke, H.J., The family. From institution to companionship, New York 1960² (1945)
- Burckhardt, W., Meulemann, H., Die 'Rolle des Mannes' und ihr Einfluß auf die Wahlmöglichkeiten der Frau, Stgt. 1976
- Byrne, D., Blaylock, R., Similarity and assumed similarity of attitudes between husbands and wives, In: JASP, 58, 1963, 634-640
- Ders., Griffith, W., Interpersonal attraction, In: Ann. Review Psychology, 24, 1973 317-336
- Caesar, B., Autorität in der Familie. Ein Beitrag zum Problem schichtspezifischer Sozialisation, Reinbeck 1972
- Centers, R., Marital selection and occupational strata, In: AJS, 54, 1949, 530-535
- Ders., Granville, A.C. Reciprocal need gratification in intersexual attraction: A test of the hypotheses of Schutz and Winch, In: Journal of personality, 39, 1971, 26-43
- Chase, J.D., A comparison of men's and women's intergenerational mobility in the united States, In: ASR, 1975, 4, 483-505
- Christensen, H., Dating behavior as evaluated by high school students, In: AJS, 57, 1952

- Ders., The handbook of marriage and the family, Chicago 1964
- Claessens, D., Familie und Wertsystem. Eine Studie zur 'zweiten soziokulturellen Geburt des Menschen, Berlin 1972 (zuerst: 1962) ab 1972 Titeländerung mit folgendem Zusatz: '...und der Belastbarkeit der 'Kernfamilie'
- Ders., u.a., Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf 1978⁸
- Clarke, A., An examination of the operation of residential propinquity as a factor in mate selection, In: ASR, 17, 1952, 1, 17-22
- Clausen, L., Jugendsoziologie, Stgt. 1976
- Cohen, S., Taylor, L., Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt, Ffm 1980
- Coleman, J., The adolescent society: the social life of the teenager and its impact on education, Glencoe, New York 1961
- Cooley, Ch.-H., Looking - glass self, In: Manis, J.G., Meltzer, B.N., Symbolic interaction, Boston 1972², S. 213-233
- Corsini, R.J., Understanding and similarity in marriage, In: JASP, 51, 1956, 327-332
- Cremer, G., Jugend und Freizeit, In: Jugend, Beruf und Gesellschaft, 27, 1976, 1/2, S. 51 - 60
- Cremerius, E., Das Freizeitverhalten von weiblichen Arbeiterjugendlichen, In: Adam, C., u.a., Lebenssituation von Arbeiterjugendlichen, Ffm, Aarau 1981
- Cunningham, J.A., Boys meet girls; patterns of interaction and attribution in heterosexual Attraction, In: Journal of personality and social psychology, 34, 1976, 3, 334-393
- Cutright, P., Income and family events: getting married, In: JMF, 1970, 4, 628-637
- Däumling, A.M., Geschwisterkonstellationen und Persönlichkeitsreife, In: Schenk-Danzinger (Hg.) Gegenwartsprobleme der Entwicklungspsychologie, Göttingen 1963, S. 124-136
- Dahlberg, G., Inbreeding in man, In: Genetics, 1929, 14, 421-454
- Dahlström, E., Analysis of the debate on sex roles, In: Ders. (ed.) The changing roles of men and women, London 1967, S. 170-205
- Dahn, H., Die Partnerwahl, Stgt. 1955
- Daniel, C., Theorien der Subjektivität. Einführung in die Soziologie des Individuums, Ffm 1981
- Dannenberg, E., Gruppenbildung in einer Mädchenklasse, In: Gruppendynamik, 1970, 155-180
- Daumard, A., Furet, F., Structures et relations. sociales à Paris au XVIII^e siècle, Paris 1961
- Davie, M.R., Reeves, R.J., Propinquity of residence before marriage, In: AJS, 44, 1938, 510-517
- Davis, K., Inter-marriage in caste societies, In: Coser, R.L., (ed.) The family, its structure and function, New York 1964, S. 105-127
- De Bie, P., Das neue Bild der Ehe, In: Silbermann, A., Militanter Humanismus, Ffm 1966, S. 103-116
- Degenhardt, A., u.a. (Hg.), Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht, München 1979
- Dethn, G., Proletarische Jugend, Berlin 1930²

- Dilthey, W., Über das Studium der Geschichte der Wissenschaft vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat, In: Ders. Gesammelte Schriften, Bd. V, Stgt. 1961, (zuerst 1875), S. 36-38
- Döbert, R., Nunner-Winkler, G., Adoleszenzkrise und Identitätsbildung, Ffm 1975
- Dies., Habermas, J., Entwicklung des Ich, Königstein/Ts. 1980³
- Dol, O., Mir dan heiraten, München 1940
- Domke, H., Die Freizeit der Berufsschuljugend - eine empirische Untersuchung an fünf Berufsgruppen, Nürnberg 1970 (Diss.)
- Doucet, F., Psychologie der Partnerwahl. Die rätselhafte Sphinx im Mann und der unbekannte Held in der Frau, München 1970
- Douglas, J. (ed.) Understanding everyday life, Chicago 1970
- Dreitzel H.P., Die Einsamkeit als soziologisches Problem, Zürich 1970
- Durkheim, E., La famille conjugale, In: Revue philosophique, Bd. 20, 1921, S. 1-14
- Duss v. Werth, J., Eheleiche Partnerschaft aus anthropologischer Sicht, In: o.V., Eheleiche Partnerschaft - Die Auswirkungen der Bevölkerungsentwicklung auf die Familie, München 1966
- Ebel, H., u.a., Familie in der Gesellschaft, Gestalt - Standort - Funktion, Bd. I., Grafenau 1978
- Eckert, R., Geschlechtsrollen, Familienstruktur und Bevölkerungsentwicklung, In: Dettling, W., Schrumpfende Bevölkerung - wachsende Probleme? München, Wien 1978, S. 207-213
- Ders., Gesellschaftliche Bedingungen der Frage nach den Geschlechtsrollen In: Ders., Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979 A, S. 9-14
- Ders., Geschlechtsrollen im Wandel gesellschaftlicher Arbeitsteilung, In: Ders., Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979 B, S. 234-257
- Ders., Strategien zur Reduktion von Interrollenkonflikten bei berufstätigen Frauen (4. Arbeitsbericht) - Manuskript - , Trier 1979 C
- Ehrmann, W., Premarital dating behavior, New York 1959
- Eisenstadt, S., Von Generation zu Generation, München 1966
- Elder, G.H. Appearance and education in marriage mobility, In: ASR, 1969, 4, 519-532
- Ellsworth, J.S., The relationship of population density to residential proximity as a factor in marriage selection, In: ASR, 13, 1948, 4, 444-448
- Elias, N., Was ist Soziologie?, München 1971² (zuerst 1970)
- Ders., Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bd., Ffm 1977⁴
- Ders., Soziologie als Sittengeschichte (Ein Interview mit Norbert Elias) In: Psychologie heute, Febr. 1978, S. 33-38
- Elkin, F., Westley, W.A., The myth of adolescent culture, In: ASR, 20, 1955, 680-684
- Emnid, Jugend 1964 - Gesellungsformen, Lebensbereiche, Denkweisen, Bielefeld 1964
- Emnid, Jugend - Bildung und Freizeit . Dritte Untersuchung zur Situation der deutschen Jugend im Bundesgebiet (Bearbeitet von Graf Blücher), Bielefeld 1966
- Emnid, Freizeit im Ruhrgebiet. Untersuchung über das Freizeitverhalten und die Freizeitbedürfnisse der Bevölkerung, Bielefeld, Essen 1971
- Emnid, Emnid - Informationen Nr. 6/7, Bielefeld 1976

- Engels, F., Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, In: Marx, K., Engels, F., Ausgewählte Schriften, Bd. II, Berlin 1961 (zuerst: 1884)
- Erikson, E., Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1971⁴
- Ders., Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel, Stuttgart 1974²
- Ders., Identifikation und Identität, In: Freideburg, L.v., Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln 1976, S. 277-287
- Ders., Identität und Lebenszyklus, Ffm 1977⁴ (erstmalig 1966)
- Esser, H., Identifikationsstrategien in nicht definierten Situationen, In: KzfSS 28, 1976, 4, 690-705
- Fausser, R., Zur Isolationsproblematik von Familien. Sozialisationstheoretische Überlegungen und empirische Befunde, München 1982
- Fend, H., Sozialisierung und Erziehung, Weinheim 1969
- Fischer-Erling, J., Die Eheanbahnung, In: Dornreich, J., (Hg.) Ehe und Familie, Wörterbuch zur Politik, Heft 8, Freiburg 1959, S. 679-686
- Fielitz, H., Geschwister, In: Soziale Welt, 7. 1956, 3/4, 285-292
- Floyd, H.H., South, D.R., Dilemma of youth: the choice of parents and peers as a frame of reference for behavior, In: JMF, 34, 1972, 627-634
- Fol, H., Le ressemblance entre époux, In: Revue Scientifique, 47, 1891, 47-49
- Forer, L.K., Still, H., Großer Bruder, kleine Schwester. Die Geschwisterreihe und ihre Bedeutung, Köln 1979
- Freud, S., Gesammelte Werke, Bd. XIII, London 1940
- Ders., Gesammelte Werke, Bd. V, London 1949 A
- Ders., Gesammelte Werke, Bd. X, London 1949 B
- Ders., Gesammelte Werke, Bd. VIII, London 1955
- Frey, H.P., Theorie der Sozialisation. Integration von system- und rollentheoretischen Aussagen in einen mikrosoziologischen Ansatz, Stgt. 1974
- Friedeburg, L.v. (Hg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln, Berlin 1968 (zuerst: 1965)
- Friedrichs, J., Werte und soziales Handeln, Tübingen 1968
- Fröhlich, K., Die Eheschließung des deutschen Frühmittelalters im Lichte der neuen rechtsgeschichtlichen Forschung. Ergebnisse und Ausblicke, In: Hessische Blätter für Volkskunde, 27, 1928, 144-149
- Fromm, E., The art of loving, New York 1974
- Gans, H.J., Urban poverty and social planning, In: Larzarsfeld, P., The use of sociology, New York 1967
- Gasset, Ortega Y. Toward a psychology of the interesting man, In: Ders., On love, aspects of a single theme, New York 1957
- Gehlen, A., Urmensch und Spätkultur, Bonn 1964²
- Gehring, A., Sympathie - ein Mechanismus der Bewertungsentlastung, In: Soziale Welt, 20, 1969, 4, 435-441
- Ders., Die Geselligkeit. Überlegungen zu einer Kategorie der 'klassischen' Soziologie, In: KzfSS, 21, 1969, 241-255

- Ders., Freundschaft. Eine Studie zur Soziologie der persönlichen Beziehungen, In: Soziologenkorrespondenz, 2, 1971, 1/2, 30-53
- Geiger, T., Soziale Umschichtung in einer ländlichen Mittelstadt, In: Acta Judlandica, 23, 1951
- Geißler, R., Die Sozialisationstheorie von Talcott Parsons. Anmerkungen zur Parsons Rezeption in der deutschen Soziologie, In: KZfSS, 31, 1979, 267-281
- Geulen, D., Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung einer Sozialisations-
theorie, Ffm 1977
- Giffhorn, H., Moderverhalten - Ästhetische Normen und politische Erziehung, Köln 1974
- Giger, A., Mann und Ehefrau, Bern, Stgt. 1981
- Gillis, J.R., Geschichte der Jugend: Tradition und Wandel im Verhältnis der Alters-
gruppen und Generationen in Europa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts
bis zur Gegenwart, Weinheim 1980
- Girard, A., Mobilité sociale et dimension de la famille. Enquêtes dans les lycées
et les facultés, In: Population, 1951, 103-124
- Ders., le choix du conjoint. Une enquête psychosociologique en France, Paris 1964
- Gleichmann, P., u.a. (Hg.) Materialien zu Norbert Elias Zivilisationstheorie, Ffm 1978
- Glenn, N.D., Patterns of intergenerational mobility of females through marriage
In: ASR, 39, 1974, 5, 683-699
- Glick, P.C., The family cycle, In: ASR, 1947, 164-174
- Ders., American families, London 1957
- Goffman, E., The presentation of self in everyday life, London 1971 (zuerst: 1959)
(dtsh. Wir alle spielen Theater, Mchn. 1976, zuerst: 1969)
- Ders., Asylums, essays on the social situation of mental patients and other in-
mates, Englewood Cliffs 1961 (dtsh: Asyle, Ffm 1972)
- Ders., Encounters, Indianapolis 1961 (dtsh: Interaktion: Spaß am Spiel - Rollen-
distanz, mchn. 1973)
- Ders., Stigma. Notes on the social management of spoiled identity, Englewood Cliffs
1963 (dtsh: Stigma, Ffm 1980⁴)
- Ders., Interaction ritual. Essays in face-to-face behavior, Chicago 1967 (dtsh:
Interaktionsrituale, Ffm 1978, zuerst 1967)
- Ders., Strategic interaction, Blackwell 1970 (dtsh. Strategische Interaktion,
München 1981)
- Ders., Relations in public. Microstudies of the public order, London 1971, (dtsh:
Das Individuum im öffentlichen Austausch, Ffm 1971)
- Ders., Frame analysis. An essay on the organization of experience, Cambridge
1974 (dtsh: Rahmenanalyse, Ffm 1977)
- Ders., Gender advertisement, New York 1979 (dtsh: Geschlecht und Werbung, Ffm 1981)
- Glick, P.C. Marriage patterns and educational level, In: ASR, 23, 1958, 3, 294-300
- Golden, K., Patterns of negro-white intermarriage, In: ASR, 19, 1954, 144-147
- Goode, W., Die Soziologie der Familie, München 1976 (zuerst: 1960)
- Gottschalch, W., u.a., Sozialisationsforschung. Materialien, Probleme, Kritik, Ffm 1972
- Gouldner, A., Die westliche Soziologie in der Krise, Reinbeck 1974
- Graf, A., Elternhaus und Schule in der Sackgasse? Skizzen zum Problemfeld einer
Sexualerziehung, In: Mechler, H.J. (Hg.), Schülersexualität und Sexualer-
ziehung, München 1977, S. 19-38

- Graumann, C.F., Interaktion und Kommunikation, In: Handbuch der Psychologie, Bd. 7, 2. Halbband, Göttingen 1972, S. 1109-1262
- Griese, H., Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien, Weinheim 1977
- Groeger, G.N., Die Geschlechter: Begegnung und Partnerschaft, In: Das Gespräch, 1959, Heft 6
- Günther, H., Gattenwahl zum ehelichen Glück und erblichen Ertüchtigung, Mchn. 1940
- Haavio-Mannild, E., Local homogamy in Finland, In: Acta Sociologica, 8, 1964, 155-162
- Habermas, J., Zur Logik der Sozialwissenschaften, Ffm 1970
- Ders., Illusionen auf dem Heiratsmarkt, In: Ders., Arbeit, Erkenntnis, Fortschritt, Amsterdam 1970 A, S. 81-91
- Ders., Moralentwicklung und Ich-Identität, In: Ders., Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Ffm 1976, S. 63 ff.
- Ders., Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?, In: Ders., a.a.O., 1976, S. 92 ff.
- Ders., Stichworte zur Theorie der Sozialisation, In: Ders., Kultur und Kritik, Ffm 1977, S. 118-194
- Ders., Notizen zum Begriff der Rollenkompetenz, In: Ders., a.a.O., 1977 B, 195 ff.
- Hack, L., Klassenlage und Interessenorientierung, In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung, 1, 1972
- Hahn, A., Die Definition der Geschlechtsrollen, In: Eid, V., Vaskovics, L., (Hg.), Wandel der Familie - Zukunft der Familie, Mainz 1982, S. 94-111
- Hall, C.S., Adolescence, New York 1904
- Haller, M., Marriage, women, and social stratification. A theoretical Critique. In: AJS, 86, 1981, 766-795
- Hammerich, K., Klein, M., Materialien zur Soziologie des Alltags, Opladen 1978
- Handl, J., Heiratsmobilität und berufliche Mobilität von Frauen, Mannheim, o.J. (ca. 1980)
- Harmsen, H., Eine amtliche Heiratsvermittlung für Kriegerwitwen des ersten Weltkrieges, In: Jürgens, H.W., Partnerwahl und Ehe, Hamburg 1976, S. 41-50
- Hartfield, G., Wörterbuch der Soziologie, Stgt. 1976²
- Hartup, W.W., Adolescent peer relations: a look to the future, In: Hill, J.R., Mönks, F.J., Adolescence and youth in prospect, Guildford 1977
- Hausen, K., Die Polarisierung der 'Geschlechtscharaktere' - Eine Spiegelung der Desozialisation von Erwerbs- und Familienleben, In: Conce, W. (Hg.) Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stgt. 1976, S. 363-393
- Havens, E.M., Tully, J.C., Femal intergenerational occupational mobility: comparisons patterns?, In: ASR, 37, 1972, 6, 774-777
- Heer, D.M., Negro-white marriage in the united states, In: New Society, 26, 1965, S. 7-9
- Heister, R., Die normale Pubertätsentwicklung, In: Grunnert-Bronnen, B. (Hg.), Pubertät, München 1973
- Held, T., Levy, R., Die Stellung der Frau in der Schweiz, Frauenfeld 1974
- Helle, H.J., Verstehende Soziologie und Theorie der symbolischen Interaktion, Stgt. 1977
- Ders., Probleme der Operationalisierung von Familientypen, München 1978
Manuskript

- Ders., Familie als Grundmodell für Werte und Wertvermittlung, In: Paus, A., (Hg.) Werte, Rechte, Normen, Graz 1979, S. 255-304
- Ders., Soziologie und Symbol, Verstehende Theorie der Werte in Kultur und Gesellschaft, Berlin 1980²
- Ders., Kleidung als Symbol, (Überarbeitete Vortrag, gehalten anlässlich der 5. Matreier Gespräche, Dezember) 1980 A
- Ders., Auf dem Weg zur matrilinearen Gesellschaft, In: Matthes, J. (Hg.) Lebenswelt und soziale Probleme, Ffm, New York 1981, S. 429-440
- Ders., Soziokulturelle Bedingtheit der Eheformen - Ihre Bedeutung für die Familientypen, In: Eid, V., Vaskovics, L., Wandel der Familie - Zukunft der Familie, Mainz 1982, S. 75-93
- Henke, W., Partnerwahl und sozialer Aufstieg der Frau, In: Homo, 31, 1980, 2, 124-139
- Herlyn, I., Vogel, U., Der Beitrag interaktionistischer sozialisationstheoretischer Ansätze zur Erklärung der Erwachsenensozialisation, In: Nave-Herz, R., (Hg.) Erwachsenensozialisation, Weinheim 1981, S. 26-31
- Herz, T., Der Wandel von Wertvorstellungen in westlichen Industriegesellschaften, In: KZfSS, 31, 1979, 2, 282-302
- Hessen, J.S., van, Zur Strukturierung des Jugendbegriffs, In: Blaschke, D. u. a., (Hg.) Sozialwissenschaftliche Forschung - Entwicklung und Praxisorientierung, Nürnberg 1977, S. 223-247
- Hille, B., Jugendsoziologische Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine kritische Bilanz, Hannover 1982 - Manuskript -
- Hinkelmann, K., Die Partnerwahl als ein strukturierter und selektierender Prozeß, In: Soziologenkoordination, 1974, 1, 136-152
- Hitschmann, E., Freud's conception of love, In: The Yearbook of Psychoanalysis, 9, 1953, 23-36
- Höhn, E., Partnervorstellungen junger Mädchen, In: Horn, E., (Hg.) Psychologie und Pädagogik - Beiträge zur Theorie und Praxis pädagogischer Forschung, Weinheim 1967, S. 317-336
- Hofmann, A., Ehevorbereitung, In: Pro Familia, 5, 1960, S. 7ff.
- Hoff, E., Sozialisation als Entwicklung der Beziehungen zwischen Person und Umwelt, In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1, 1981, 1, 91-115
- Hofstätter, P.R., Beziehungen zwischen physiognomischer Ähnlichkeit und Ehe, In: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 52, 1973
- Hollingshead, A.B., Cultural factor in the selection of marriage mates, In: ASR, 15, 1950, 5, 619-627
- Ders., Elmtown's youth, New York 1961 (zuerst: 1949)
- Hollstein, W., Der Untergrund. Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegung, Neuwied 1969
- Ders., Die Gegengesellschaft. Alternative Lebensformen, Bonn 1981
- Holter, E., Sex roles and social structure, Oslo 1970
- Holzer, H., Kreckel, R., Jugend und Massenmedien, In: Soziale Welt, 18, 1967, 2/3, 199 ff.
- Holzner, B., Vorwort, In: Becker, H., Soziologie als Wissenschaft vom sozialen Handeln, Würzburg o.J.,
- Homans, G.C. The human group, New York 1950 (dtisch. Theorie der sozialen Gruppe, Köln, Opladen 1960)

- Horn, J., Jugend und Fernsehen. Bericht über Einstellungen und Verhalten der 14- bis 24 jährigen gegenüber dem Fernsehen, Hg. v. ZDF, Mainz, 1976
- Dies., Neun bis fünfzehnjährige als Fernsehzuschauer. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung, In: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Mitteilungen des Landesjugendamtes, 1979, 55, S. 61-64
- Horney, K., Über die psychischen Bestimmungen der Gattenwahl, In: Marcuse, M., Die Ehe, Berlin, Köln 1927, S. 470-483
- Hornstein, W., Jugend in ihrer Zeit. Geschichte und Lebensform des jungen Menschen in der europäischen Welt, Hamburg 1966
- Ders., u.a., Lernen im Jugendalter. Ergebnisse, Fragestellungen und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung, Stgt. 1975
- Ders., Sozialisation und Wertorientierung. Beobachtungen und Erklärungsversuche zur Wertorientierung Studierender heute, In: Stimmer, F. (Hg.) Soziologie der Lebensalter, Kindheit und Jugend, München 1980, S. 60-87
- Ders., Unsere Jugend - über Liebe, Arbeit, Politik, Weinheim 1982
- Huether, J., Sozialisation durch Massenmedien. Ziele, Methoden, Ergebnisse einer medienbezogenen Jugendkunde, Opladen 1975
- Hunt, T., C., Occupational status and marriage selection, In: ASR, 1940, 5, 495-504
- Hußing, U., Rockmusik und Identität, In: Deutsche Jugend, 30, 1982, 7, 311-321
- Inana-Sternegg, K., Das soziale Konnubium in den österreichischen Städten, In: statistisches Monatsschrift, 3, 1898, 69-105
- Inglehart, R., The silent revolution in Europe - Intergenerational change in post-industrial societies, In: The American Political Science Review, 65, 1971, 991-1017
- Jacobsohn, P., Matheny, A. P., Mate selection in open marriage systems, In: Moge, J. (ed) Family and marriage, Dharwar 1963, S. 98-123
- Jäckel, U., Partnerwahl und Eheerfolg. Eine Analyse der Bedingungen und Prozesse ehelicher Sozialisation in einem rollentheoretischen Ansatz, Stgt. 1980
- Jaide, W., Die psychologisch-pädagogische Vorbereitung des jungen Menschen auf die Ehe in beiden deutschen Staaten, In: Kurzrock, R. (Hg.) Die Institution der Ehe, Berlin 1979
- Janig, H., Selbstbild und Jugendgruppe - Zum Einfluß organisierter Peergruppen auf das Selbstbild von Mädchen, In: Ders., Selbstbild und Vorurteil im frühen Jugendalter, Salzburg 1979, S. 43-84
- Ders., Jugend heute - betreut oder selbstbestimmt?, München 1981
- Ders., Jugend und Familie, In: Österreichisches Institut für Jugendkunde (Hg.), Jugend zu Beginn der achtziger Jahre, Wien, Mchn. 1981 A, S. 136-176
- Johnson, H. M., Strukturell-funktionale Theorie der Familien- und Verwandtschaftssysteme, In: Lüschen G. Lupri, E., Soziologie der Familie, Opladen 1974, 32-48
- Joung, M., Willmott, P., Family and kinship in east London, Gfencoe, Ill. 1957
- Jürgens, H. W., Partnerwahl und Ehe, Theorie und Praxis, Hamburg 1976² A
- Ders., Vorwort, In: a.a.O., 1976 B, 7-8
- Ders., Zur Demographie der Partnerwahl, In: Ders., a.a.O., 1976 C
- Ders., Bevölkerungswissenschaftliche Aspekte der Ehe, In: Ders. a.a.O., 1976 D

- Jugendwerk der deutschen Shell (Hg.), Jugend zwischen 13 und 24 - Vergleich über 20 Jahre, o.O. (Hamburg), Teil I,II,III, 1975
- Dass., Jugend einundachtzig - Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Hamburg 1981
- Jung,C.G., Psychologische Typen (= Bd. 6 der 'Gesammelten Werke'), Zürich,1960
- Ders., Bewußtes und Unbewußtes, Ffm 1962
- Jung,E., Animus und Anima, Zürich 1967
- Käsler, D., Wege in die soziologische Theorie, München 1974
- Kagan,J., Acquisition and significance of sex typing and sex identity, In: Hoffmann,L., u.a., Review of child development research, Vol.I. New York 1964
- Kaltenbrunner,G.K., Vorwort, In: Ders., Verweiblichung als Schicksal ? Verwirrung im Rollenspiel der Geschlechter, München 1978,S.7-36
- Kandel,D.B., Lesser,G.S., Youth in two worlds, San Francisco 1972
- Karlsson,G., On mate selection, In: Mogeys,J., Family and marriage, Leiden 1963, S.91-97
- Katz,A.M., Hill,R., Residential propinquity and marital selection: A review of theory,method and facts, In: Marriage and family living,20,1958,1,27-35
- Ders., Need satisfaction and edwards PPS scores in marital couples, In: Journal of consulting psychology, 24,1960,205-208
- Kaupp,P., Das Heiratsinserat im sozialen Wandel. Ein Beitrag zur Soziologie der Partnerwahl, Stgt. 1968
- Keilhacker,M., Wasem,E., Jugend im Konfliktfeld der Massenmedien, München 1965
- Kellen,T., Die Entwicklung des Anzeigens- und Reklamewesens in den Zeitungen, In: Meißner,J.F. (Hg.) Studien über das Zeitungswesen, Ffm 1907
- Keller,H., Männlichkeit und Weiblichkeit, Darmstadt 1978
- Dies., Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlage der Geschlechterdifferenzierung, Weinheim 1978 A
- Dies., Frühsozialisation von Geschlechtsunterschieden, In: Dies., a.a.O., 1979 B, S.153-174
- Dies., Die Entstehung von Geschlechtsunterschieden im ersten Lebensjahr, In: Degenhardt,A. (Hg.) , Geschlechtstypisches Verhalten, Mchn. 1979 D
- Kemper,T.D., Mate selection and marital satisfaction according to sibling type of husband and wife, In: Journal of marriage and the family,28,1966,3, 346-349
- Kennedy,R.J., Premarital residential propinquity and ethnic endogamy, In: AJS, 1943,5,580-584
- Ders., Single or triple melting-pots? Inter-marriage trends in New Haven 1870-1940, In: AJS,49,1944,4,331-339
- Ders., Single or triple melting-pots? Inter-marriage trends in New Haven 1870-1950, In:AJS,1952,1,56-59
- Kentler,H., Statistische Daten zum Sexualverhalten von Jugendlichen, In: Ders., Texte zur Sozio-Sexualität, Opladen 1973 A
- Kephart, W.M., The family, society and the individual, Boston 1972' (zuerst 1961)
- Kerckhoff,A., Notes and comments on the meaning of residential propinquity as a factor in mate selection In: Social forces,34,1956,3,207-212

- Ders., Patterns of homogamy and the field of eligibles, In: Social Forces, 42, 1964, 3, 289-297
- Ders., Davis, K.E., Value consensus and need complementarity in mate selection, In: ASR, 27, 1962, 3, 395-303
- Kerlinger, F.N., Foundations of behavioral research, London 1964
- Kyserling, G., Graf (Hg.), Das Ehe-Buch, Celle 1926 A
- Ders., Von der richtigen Gattenwahl, In: Ders., a.a.O., 1926 B
- Kingsley, D., Sociology of parent-youth conflict, In: ASR, 1940, S. 523-535
- Kirkpatrick, C., Factors in marital adjustment, In: AJS, 1937, 2, 270-283
- Ders., Hobarth, C., Disagreement, disagreement estimate, and non-empathic imputations for intimacy groups varying from favorite date to married, In: ASR, 19, 1954, 1, 10-19
- Klausmeier, R.G., Pubertät und Rockmusik, In: Psyche, 27, 1973, S. 643-657
- Klingler, J., Erhebung zur Situation der Jugend Tirols, Innsbruck 1977
- Ders., Jugendliche und Werthaltungen, In: Janig, H. (Hg.) Jugend heute - betreut oder selbstbestimmt? München 1981, S. 45-61
- Kloepfer, T., u.a., Jugendliche und Jugendsendungen. Eine Untersuchung, In: Medium und Erziehung, 22, 1978, 1, 3-16
- Kluckhohn, C., Values and values orientation, In: Parsons, T., Shils, E. (ed.) Toward a general theory of action, Cambridge/Mass. 1954
- Kluth, H., Die Stellung der Jugend in der industriellen Gesellschaft, In: o.V., Die Jugend in der geistigen Auseinandersetzung unserer Zeit (Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim.... Gesellschaft der Wissenschaft in Hamburg am 30. und 31. Okt. 1961, Göttingen 1962
- Kmieciak, P., Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976
- Kneif, T., Jugendmusik als Sozialisationsinstrument? In: Kurzrock, R. (Hg.) Jugend in der offenen Gesellschaft, Berlin 1982, 136-143
- Knoche, M., u.a., Jugendpresse in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, Berlin 1979
- Knoll, H.J., Noch eine 'Bravo'-Analyse, In: Ders., Pro und contra Bravo, Baden-Baden 1978, S. 11-26
- Ders., Pro und contra Bravo, Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, Baden-Baden 1978 A
- Knollmayr, E., Die Bedeutung des Aussehens in Gruppen von Mädchen, In: Rosenmayr, L., Höllinger, S., (Hg.) Soziologie und Forschung in Österreich, Wien, S. 459-472
- Knußmann, R., Konstitution und Partnerwahl, In: Homo, 9, 1958, S. µ33-µ52
- Ders., Das Partnerleitbild des Menschen in vergleichend-biologischer Sicht, In: Studium Generale, 18, 1965, 1, 38-49
- Koebner, R., Die Eheauffassung des ausgehenden deutschen Mittelalters, In: Steinhausen, G. (Hg.) Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 9, S. 136 ff., Leipzig, Berlin 1911
- König, R., 'Beziehung', In: Ders., Soziologie - Das Fischer Lexikon, Ffm 1958
- Ders., Jugendlichkeit als Ideal moderner Gesellschaften, In: Universitas, 15, 1960, 12, 1289-1296
- Ders., 'Familie', In: Ders., Soziologie - Das Fischer Lexikon Soziologie, Ffm 1971¹¹, S. 69-81
- Ders., Die Familie der Gegenwart, München 1974
- Ders., Alter Probleme und neue Fragen in der Familiensoziologie, In: Claessens, D.,

- Milhoffer, P., Familiensoziologie, Ffm 1975³, S. 123-143
- Ders., Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 7: Familie und Alter, Stgt. 1976² (zuerst, Bd. II, Stgt. 1969, S. 172 ff.)
- Koestler, A., Vom Liebeswerben, In: Giese, H. (Hg.) Geschlecht-Gesellschaft, Baden-Baden 1961, S. 97 ff.
- Kohli, M., Soziologie des Lebenslaufs, Neuwied 1978
- Kohut, H., Die Heilung des Selbst, Ffm 1981
- Kolb, J., Wir sind so frei... Jugendsexualität 1982, 3 Teile, In: Stern: 12 (18.3.82) 13 (25.3.82) 14 (1.4.82)
- Koller, M., Residential propinquity of white mates at marriage in relation to age and occupational of males, Columbia, Ohio 1938 and 1946, In: ASR, 13, 1948, 5, 613-619
- Korte, B., Die Partnerwahl, In: Dornreich, J. (Hg.) Ehe und Familie, Wörterbuch zur Politik, H. 8., S. 675-680, Freiburg 1959
- Kottira, F., Die Jugendzeitschrift 'Bravo' - beschrieben und beurteilt anhand einer typischen Nummer, In: Erziehung und Unterricht, 130, 1980, 8, 486-497
- Krappmann, L., Soziologische Dimensionen der Identität, Stgt. 1975⁴
- Ders., Von Zehn bis Sechzehn - Findet die Pubertätskrise noch statt? In: Neue Sammlung, 15, 1975, 5, 394-414
- Ders., Neuere Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeit für Sozialisationsprozesse, In: Die Redaktion (Hg.) Familienerziehung, Sozialschicht und Schulerfolg, Weinheim 1978⁵, S. 161-184
- Ders., Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen, In: Hurrelmann, K., Uhlich, D., (Hg.) Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980, S. 443-468
- Kretschmer, E., Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre der Temperamente, Berlin 1977²⁶ (zuerst 1921)
- Kreutz, H., Jugend: Gruppenbildung und Objektwahl, 2 Bd., Wien 1965 (Diss.)
- Ders., Soziologie der Jugend, München 1976² (zuerst: 1974)
- Ders. Soziale Bedingungen der Sozialisation Jugendlicher in industriellen Gesellschaften, In: Hurrelmann, K. (Hg.) Sozialisation und Lebenslauf, Reinbeck 1976, S. 151-170
- Kroath, F., Einflußfaktoren der soziosexuellen Entwicklung 16- bis 18 jähriger Schüler, In: Mechler, H.J., Schülersexualität und Sexualerziehung, Wien, Mchn., 1977 A, S. 57-77
- Ders., Schichtspezifische Aspekte jugendlichen Sexualverhaltens, In: Mechler, H.J. (Hg.) Schülersexualität und Sexualerziehung, a.a.O., 1977 B, S. 87-101
- Krüll, M., Geschlechtsrollenleitbilder in Stadt- und Landfamilien der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1974
- Kruse, P., Partnerschaft als Vorbereitung konkreter Lebensbedingungen, In: Adam, C., Lebenssituation von Arbeiterjugendlichen, Ffm 1981, S. 153-176
- Ktsanes, T., Mate-selection on the basis of personality type, In: ASR, 20, 1955, 547-551
- Ders., Ktsanes, V., The theory of complementary needs in mate selection, In: Winch, R.F., Marriage in the family, New York 1954, 435-453
- Kuebler, H.D., Problemfall: Jugend und Fernsehen. Ein Literaturbericht, In: Medien und Erziehung, 22, 1978, 1, 32-36
- Kürn, H.-Ch., Jugendliche Partnerwahl. Soziologische Thesen zur kleinfamilialen Situation, München 1978 (Dipl.-Arbeit)
- Ders., Zur Soziologie der Jugend: Problemaufriß, In: Stimmer, F., (Hg.) Soziologie

der Lebensalter: Kindheit und Jugend, München 1980, S. 17-37

Ders., Familiensoziologie - Eine kommentierte Bibliographie, Hg. v. Sozialreferat der Landeshauptstadt München in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Mchn. 1981

Ders., 'Isolierte Kleinfamilie' und familialer Verkehrskreis - Manuskript - München 1983

Küchenmann, C.F., u.a., A demographic and genetic study of a group of oxfordshire villages, In: Human biology a international record of research, 39, 1967, 251-276

Kürthy, T., Geschlechtsspezifische Sozialisation. Alte Normen und neue Vorstellungen in der Entwicklung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen, 2 Bd. 1978

Kuhn, M.H., Gattenwahl im Licht der Statistik, In: Giese, H., Mensch-Geschlecht-Gesellschaft, Baden-Baden 1961, S. 602 ff.

Lamprecht, H., Teenager und Manager, München 1965

Landeshauptstadt München (Sozialreferat, Stadtjugendamt) Kommunalen Jugendplan - Allg. Teil - München 1977

Landesjugendreferat des Burgenlandes (Hg.) Burgenländische Jugend 1977 - Wunsch und Realität, Eisenstadt 1978

Landis, J.T., Marriages of mixed and non-mixed religious faith, In: ASR, 14, 1949, 3, 401-407

Ders., Day, K.H., Education as a factor in mate selection, In: ASR, 10, 1945, 4, 558-560

Langenmayr, A., Unterschiede in der Ursachen mütterlicher Berufstätigkeit bei Jungen und Mädchen, In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 24, 1975, 293-297

Ders., Personenverluste als Determinanten der Partnerwahl bei den Eltern verhaltensgestörter Kinder, In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 1975 A, 3, 81-84

Ders., Berufstätigkeit der Mütter und spätere Partnerwahl der Kinder, In: KZfSS, 28, 1976, 4, 728-737

Larson, L., The influence of parents and peers during adolescence: the situation hypothesis revisited, In: JMF, 34, 1972, 1, 67-74

Lasseigne, M.W., A study of peers and adult influence on normal beliefs of adolescents, In: Adolescence, 10, 1975, 38, 227-230

Lau, E., Ich-Identität und soziale Beziehung: Zur Frage der Stabilisierung und Bedrohung von Ich-Identität in der Ehe und ein ehelosen Lebensformen, In: Soziologenkorrespondenz, 1977, Heft 4 NF, S. 90-120

Lautmann, R., Wert und Norm. Begriffsanalysen für die Soziologie, Köln 1969

Lazarsfeld, P.F., Merton, R.K., Friendship as social process: a substantive and methodological analysis, In: Berger, M., u.a. (ed.) Freedom and control in modern societies, Toronto 1964 (zuerst 1954), S. 18-66

Lefebvre, H., Kritik des Alltagslebens, Bd. 1-3, München 1974

Lehr, U., Familie als partnerschaftliche Aufgabe, In: Psychologie heute, Mai 1975 S. 12-17

Dies., Die mütterliche Berufstätigkeit und mögliche Auswirkungen auf das Kind, In: Neidhardt, F., (Hg.) Frühkindliche Sozialisation, Stgt. 1975 A, S. 230-269

Diese., Partnerschaft in Ehe, Familie und Beruf - Manuskript - Hannover 1981

Leitner, H., Eheschließung und der Aufbau familialer Wirklichkeit, In: Braun, H. Leitner, H., (Hg.) Problem Familie - Familienprobleme, Ffm 1976, S. 34-50

- Lengsfeld, W., Soziopsychologische Faktoren bei der Partnerwahl, In: Jürgens, H.W., a.a.O., 1976, S. 51-57
- Lerner, R.M., Karabenik, S.A., Physical attractiveness, body attitudes and self-concept in late adolescents, In: Journal on youth and adolescence, 3, 1974, 307-316
- Lewinger, G., Note an complementarity in marriage, In: Psychological Bulletin, 61, 1964, 153-157
- Ders., Breedlove, J., Interpersonal attraction and agreement: A study of marriage partners, In: Journal of Personality and Social Psychology, 3, 1966, 4, 367-372
- Ders., Snoek, J.D., Attraktion in Beziehungen, In: Mikula, G.u.a., Sympathie, Freundschaft und Ehe, Bern 1977, S. 108-138
- Levy, R., Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stgt. 1977
- Lewin, K., Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Ausgewählte theoretische Schriften, Stgt. 1963
- Ders., Hyman, H.H., The psychology of status, In: Ders. u.a., Readings in reference group theory and research, New York 1948
- Leyhausen, P., Über die Wahl des Sexualpartners bei Tieren, In: Beiträge Sexualforschung, 6, 1955, 47-56
- Liede, M., Ziehe, T., Hunger nach Identität. Ein Gespräch über den Musikkonsum der Jugend, In: Deutsche Jugend, 30, 1982, 7, 303-310
- Lierhaus, M., Die Bedeutung der Zeitschrift 'Bravo' für die 14- bis 17 jährige Sonderschülerinnen, In: Medien- und Sexualpädagogik, 1, 1973, 3, 8-13
- Lindner, C., Kritik des symbolischen Interaktionismus, In: Soziale Welt, 30, 1979, 4, 410-421
- Lipetz, M.E., u.a., Needs complementarity, marital stability, and marital satisfaction, In: Gergen, K.J., Markow, D. (Hg.) Personality and social psychology, 1970, S. 201-212
- Lipp, W., Kulturtypen, kulturelle Symbole . Zur Plurivalenz von Kultur, In: KzfSS, 31, 1979, 3, 450-484
- Ders., Tenbruck, F., Zum Neubeginn der Kultursozilogie In: KzfSS, 31, 1979, 3, 393-398
- Littrell, M.B., Eicher, J.B., Clothing opinions and the social acceptance process among adolescents, In: Adolescence 8, 1973, 197-212
- Locke, H., u.a., Interfaith marriages, In. Social Forces, 4, 1956/57, 329-333
- Lorenz, J., Katholische Eheprobleme in der Schweiz im Lichte der Zahl, In: Schweizerische Rundschau, 30, 1930, 4, 308-314
5, 430-437
- Lorenzer, A., Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie, Ffm 1973
- Ludes, P., Liebe für sich als Aufhebung der Entfremdung, In: Sozial Welt, 27, 1967, 3, 371-398
- Lüdtkke, H., Jugendliche in organisierter Freizeit. Ihr soziales Bezugs- und Motivationsfeld als Variable des inneren Systems von Jugendfreizeittheorien, Weinheim 1972
- Ders., Soziale Schichtung, Familienstruktur und Sozialisation, In: b: g Redaktion, Familienerziehung, Sozialschicht und Schulerfolg, Weinheim 1978, 132-160
- Ders., Vom Jugendlichen zum Jungerwachsenen. Empirische Befunde zur Sozialisationsdynamik und ihren theoretischen Deutung, In: Nave-Herz, R., (Hg.) Erwachsenen-sozialisation, Weinheim 1981, 149- 64
- Lüschen, G., Durkheims Kontraktionsgesetz und der Strukturwandel der Familie, In:

- Klink, J.G., Schulwirklichkeit und Erziehungswissenschaft, Bremen 1967 (Nicht im Buchhandel erhältlich)
- Ders., Familie und Verwandtschaft. Interaktion und die Funktion von Ritualen, In: Ders., Lupri, E., Soziologie der Familie, Opladen 1974²
- Machwirth, E., Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen, In: Schäfers, B., (Hg.) Einführung in die Gruppensoziologie, Heidelberg 1980, S. 246-262
- Malinowski, B., Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Malenesien, Leipzig, Zürich, o.J. (1930)
- Manis, J.G., Meltzer, B.N., Symbolic Interaction, Boston 1972³
- Mannheim, K., Das Problem der Generationen, In: Kölner Vierteljahresshefte für Soziologie, 7, 1928, 2/3, 157-185/310-320 (Auch in: Friedeburg, L.v., a.a.O., 1976, S. 23-48, Eisermann, G., Soziologisches Lesebuch, Stgt. 1969, S. 153-175, Kohli, M., a.a.O., 1978, S. 38-53 (teilweise gekürzt)
- Marches, J.R., Turbeville, C., The effect of residential propinquity on marriage selection, In: AJS, 1953, 6, 592-595
- Marcuse, H., Triebstruktur und Gesellschaft, Ffm 1971
- Marefka, M., Jugend, Begriff und Form in soziologischer Sicht, Darmstadt 1967
- Marren, D., Occupational propinquity as a factor in marriage selection, In: Publ. of the american stat. Association, Bd. 16, 1918, S. 131 ff.
- Martin, R., Heiratskriese und Wanderungsfelder im Bereich ländlicher Gemeinden, In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1977, 3, 41-60
- Marvin, D.M., Occupational propinquity as a factor in marriage selection, In: Publication of the american stat. Association, Bd. 16 1981, S. 131-150
- Maslow, A., Motivation and personality, New York 1954
- Matschke, U., Die geschlechtsspezifische Bedeutung von Peer groups für Jugendliche, In: Stimmer, F. (Hg.) Soziologie der Lebensalter - Kindheit und Jugend, München 1980
- Matthes, J., Wohnverhalten, Familienzyklus und Lebenslauf, In: Kohli, M., Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt, Neuwied 1978, S. 154-172
- Matza, D., Position and behavior patterns of youth, In: Faris, R.E., Handbook of modern sociology, Chicago 1964, S. 200 ff.
- Mayer, K.U., Wer heiratet wen? Bestimmend sind soziale Faktoren, In: DFG-Mitteilungen 4/1977, Bonn, Bad-Godesberg 1977 B
- Ders., Statushierarchie und Heiratsmarkt. Empirische Analysen zur Struktur des Schichtungssystems in der Bundesrepublik Deutschland und zur Ableitung einer Skala des sozialen Status, In: Handl, J. u.a., Klassenlagen und Sozialstruktur. Empirische Untersuchungen für die Bundesrepublik Deutschland, Ffm 1977A, S. 155-232
- Mayntz, R., Die moderne Familie, Stgt. 1955
- Dies., Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde, Stgt. 1958
- Dies., Der Wandel zur modernen Gesellschaft und seine Auswirkungen auf die Familie, In: Simitis, S. u.a., Seminar: Familie und Familienrecht, Ffm 1975, S. 95-99
- Mc Call, G., Simons, J.L., Identität und Interaktion - Untersuchungen über zwischenmenschliche Beziehungen im Alltagsleben, Düsseldorf 1974
- Mc Clusky, H., Zander, A., Residential propinquity and marriage in branch country Michigan, In: Social Forces, 19, 1940, 1, 79-81
- Mc Kinley, D.G., Social class and family life, New York 1964

- Mc Rae, V., Frauen-eine Mehrheit als Minderheit. Materialien zum Thema Sexismus, Gehlenhausen, Berlin 1975
- Mc Robbie, A., Garber, J., Mädchen in den Subkulturen, In: Clarke, J., Jugendkultur als Wiederstand, Ffm 1979, S. 217-237
- Mead, G.H., A behavioristic account of the significant symbol, In: Journal of Philosophy, 19, 1922, 157-163
- Ders., Mind, self and society. From the standpoint of a social behaviorist, Chicago 1967 (zuerst: 1934)
- Mead, M., Sex and temperament in three primitive societies, New York 1936
- Mechler, H.J., Sexualmoral und Wunschvorstellung, In: Ders. (Hg.), Schülersexualität und Sexualerziehung, München, Wien 1977 B, S. 121-144
- Meltzer, B.N., u.a., Symbolic interactionism. Genesis, varieties and criticism London, Boston 1975
- Merton, R., Interarriage and the social structure, In: Psychiatry, 4, 1941, S. 371-374
- Ders., Intermarriage and social structure. Fact and theory, In: Coser, R.L., (ed.) The family: Its structure and functions, New York 1964, S. 128-152
- Merz, P., Geschlechtsunterschiede und ihre Entwicklung, Göttingen 1979
- Metzger, W., Liebe, Ehe und geschlechtliches Leben in unserer Zeit, In: Radius, 1963 Heft 4, S. 3-10
- Meyerhoff, H., Begegnung-Liebe-Bindung, Gründe und Hintergründe der geschlechtlichen Partnerwahl, München 1961
- Mezger, W., Diskokultur. Die jugendliche Superszene, Heidelberg 1980
- Mikula, G., Stroebe, W. (Hg.) Sympathie, Freundschaft und Ehe. Psychologische Grundlagen zwischenmenschlicher Beziehungen, Bern, Stgt. 1977
- Ders., Interpersonale Attraktion. Ein Überblick über den Forschungsstand, In: Ders., Stroebe, W., a.a.O., 1977, S. 13-40
- Moeller, M., L., Zwei Personen - eine Sekte, In: Kursbuch Nr. 55, 1979
- Mönks, F.J., Das Jugendalter im Lichte der entwicklungspsychologischen Forschung, In: Janig, H. (Hg.) Jugend heute - betreut oder selbstbestimmt? München 1981, S. 21-44
- Mollenhauer, K., Die Familienerziehung, München 1975
- Money, J., Erhardt, A., Männlich-weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede Reinbeck 1975
- Mooser, J., Familien, Heirat und Berufswahl. Zur Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, In: Reif, H. (Hg.) Die Familie in der Geschichte, Göttingen 1982
- Moser, U., Psychologie der Partnerwahl, Bern Stgt. 1957
- Muchow, H.H., Jugend und Zeitgeist. Morphologie und Kulturpubertät, Hamburg 1962
- Ders., Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend, Hamburg 1968
- Mühlfeld, C., Ehe und Familie, Opladen 1982
- Müller, C.W., Jugend. Soziologische Materialien, Heidelberg 1967
- Müller, K.V., Das Konnubium als Maß der psychischen und sozialen Einwurzelung von Flüchtlingsgruppen, In: Raumforschung und Raumordnung, 2, 1950
- Müller, K.V., Die Heiraten zwischen Heimatvertriebenen und Einheimischen als Kennzeichen für die Einwurzelung der Flüchtlingsbevölkerung in Niedersachsen, In: Veröffentlichung des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik, Reihe F, 6, 3, o.O., 1951/52

- Ders., Heimatvertriebene Jugend, Kitzingen 1953
- Murray, H.A., Social structure, New York 1949
- Ders., Explorations in personality, New York 1938
- Murstein, B.I., Teh complementary need hypothesis in newly meds and middle Age married couples, In: JMF, 29, 1967A, 4, 689-696
- Ders., Empirical tests of role, complementary needs and homogamy theories of marital choice, In: JMF, 29, 1967B, 689-696
- Ders., Stimulus-value-role: A theory of marital choice, In: JMF, 32, 1970, 3, 465-481
- Ders., A theory of marital choice and its applicability to marriage adjustment, In: Ders., Theories of attraction and love, New York 1971, S. 100-151
- Ders., Stimulus-Werthaltungs- Rollentheorie der Ehepartnerwahl, In: Mikula, G., Stroebe, W., a.a.O., 1977, S. 166-192
- Muuss, R.E. (ed.) Adolescent behavior and society: A boock of readings, New York 1971
- Muussen, P.H., Child development and persoonlity, New York 1974⁴
- Naudascher, B., Die Gleichaltrigen als Erzieher, Bad Heilbrunn 1977
- Dies., Jugend und Peer Group, Bad Heilbrunn 1978
- Nave-Herz, R., Das Dillema der Frau in unserer Gesellschaft: Der Anachronismus in den Rollenerwartungen - Texte und statistische Daten zur Einführung in die 'Geschlechtersoziologie', Neuwied 1972
- Neidhardt, F., Schichtspezifische Vater- und Mutterfunktionen im Sozialisationsprozeß, In: Soziale Welt, 1965, S. 339-348
- Ders., Schichtspezifische Elterneinflüsse im Sozialisationsprozeß, In: Wurzbacher, G., Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stgt. 1968, S. 174 ff. (2. neubearbeitete und erweiterte Auflage: 1977)
- Ders., Die junge Generation, Opladen 1970 (zuerst: 1967)
- Ders., Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend, In: Ders., u.a., Jugend im Spektrum der Wissenschaft, Mchn. 1970 A, S. 11-48
- Ders., Die Familie in Deutschland, Opladen 1975
- Ders., Frühkindliche Sozialisation - Theorien und Analysen, Stgt. 1975 A
- Neisser, H., Die Jugendzeitschrift. Ihr Einfluß dargestellt am Beispiel 'Bravo', Oefftingen 1975
- Ders., Jugend in Trance. Diskotheken in Deutschland, Heidelberg 1981²
- Neuendorff-Bub, B., Stereotype und geschlechtsspezifisches Verhalten, In: Eckert, R. (Hg.) Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht, München 1979, S. 78-96
- Neuhart, P., Quester, W., Zur Heiratsstruktur sardischer Landbevölkerungen, In: Homo, 1976, 1, 210-221
- Nimkoff, M.F., Occupational factors and marriage, In: AJS, 1943, 3, 248-254
- Noelle, E., Neumann, P. (Hg.) Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1958-1964, Allensbach 1965
- Dies., Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1968-1973, Allensbach 1974
- Ochmann, H.J., Nichtverbale Kommunikation und Adoleszenz, Ffm 1981

- Orter, R., Entwicklung im Jugendalter - ein umweltorientierter Ansatz, In: Rauh, H., Jahrbuch für Entwicklungspsychologie, 1, 1979, S. 82-156, Stgt. 1978
- Österreichisches Institut für Jugendkunde (Hg.) Jugend zu Beginn der achtziger Jahre Wien, Mchn., 1981
- Orter, F., Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966
- Ohmann, O., The psychology of attraction, In: Jordan, You and marriage, New York 1942
- O'Neill, N., O'Neill, G., Die offene Ehe - Konzept für einen neuen Typus der Monogamie, Reinbeck 1976
- Ortmeyer, C., Educational Attainment as a selective factor in marital status transitions in the United States, In: Demography, 4, 1967, 1, 108-125
- Oswald, H., Abdankung der Eltern? Eine empirische Untersuchung über den Einfluß von Eltern auf Gymnasiasten, Weinheim 1980
- Parsons, T., The social system, Glencoe, Ill. 1951
- Ders., Das Verwandtschaftssystem in den Vereinigten Staaten (1943), In: Ders., Beiträge zur soziologischen Theorie, Darmstadt 1973³, S. 84-108; Ursprüngl.: The kinship system of the contemporary United States; In: American Anthropologist, 45, 1943, 22-38; Auch in: Stein, H.W., Cloward, R.A., Social perspectives and behavior, Glencoe, Ill. 1961³, zuerst: 1958
- Ders., Social structure and personality, London 1964, In deutsch: Sozialstruktur und Persönlichkeit, Ffm 1964
- Ders., The superego in the theory of social systems, In: Ders., Social structure and Personality, London 1964 A
- Ders., The father symbol: An Appraisal in the light of psychoanalytic and sociological theory, In Ders., a.a.O., 1964 B, S. 34-56
- Ders., The incest taboo in relation to social structure and the socialisation of the child, In Ders., a.a.O., 1964 C, S. 57-77
- Ders., Shils, E.A. (ed.) Toward a general theory of action, Cambridge, Mass. 1951 (1967⁶)
- Ders., Bales, R., (ed.) Family, Socialisation and interaction process, Glencoe, Ill., 1955
- Paula, M., Praxis und Probleme der institutionellen Heiratsvermittlung, In: Jürgens, H. W., a.a.O., 1976, S. 65-73
- Paumbarten, F.v. (Hg.), Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit. Äußerungen bekannter Persönlichkeiten in dieser Frage, München 1913
- Pearson, K., u.a., Assortative mating in man. A cooperative study, In: Biometrika, 2, 1903, 481-498
- Pfeil, E., Die 23 jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtsjahrgang 1941, Tübingen 1968
- Pies., Ganzert, J., Die Bedeutung der Verwandten für die großstädtische Familie, In: Zeitschrift für Soziologie, 2, 1973, 4, 366-383
- Pies., Die Großstadtfamilie, In: Claessens, D., Millhofer, P., a.a.O., 1975³, S. 144-168; Auch in: Lüschen, E., Lupri, E. a.a.O., 1971
- Pies., 'Männliche' und 'weibliche' Rolle - Dynamik und unausgetragene Konflikte, In: Zeitschrift für Soziologie, 4, 1975 A, 4, 380-402
- Pieper, B., Pieper, M., Familie - Stabilität und Veränderung, München 1975
- Pieper, K.J., Lebensalter als soziales Strukturmerkmal. Ein Beitrag zur Entwicklung einer soziologischen Theorie der Lebensalter. Freiburg 1981

- Pierce, R.A., Need similarity and complementarity as determinantes of friendship choice, In: Journal of psychology, 76, 1970, 231-238
- Pinder, W., Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas, München 1961 (zuerst 1926)
- Plessner, H., Vorwort zur deutschen Ausgabe von: Berger, P., Luckmann, T., Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Ffm 1972³, IX-XVI
- Plössing, F., Das sexualbiologische Wissen, In: Mechler, H.J. (Hg.) Schülersexualität und Sexualerziehung, Mchn. 1977, S. 39-56
- Pohl, H.E., Massenmedien als fragwürdiger Sozialisationsfaktor, In: Jugendschutz, 1975, 2
- Pohl, K., Regeln und Theorie der Partnerwahl, In: Jürgens, H.W., a.a.O., 1976, S. 25-30
- Dies., Demographische Merkmale gewünschter und gewählter Ehepartner im Vergleich zu den tradierten Regeln der Partnerwahl, In: Jürgens, a.a.O., 1976A, S. 75-107
- Preradovich, N.V., Die Führungsschicht in Österreich und Preussen (1904-1918). Mit einem Ausblick bis zum Jahre 1945, Wiesbaden 1955
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) Gesellschaftliche Daten 1982 Freiburg 1982
- Preston, M.G., u.a., Impressions of personality as a function of marital conflict, In: JASP, 47, 1952, S. 326-336
- Projektgruppe Jugendbüro und Hauptschülerarbeit, Die Lebenswelt von Hauptschülern. Ergebnisse einer Untersuchung, Mchn. 1975
- Pross, H., Die Wirklichkeit der Hausfrau, Reinbeck 1975
- Dies., Von der Rechtsgleichheit zur Gleichberechtigung, In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B45/81 v. 7.11.81, S. 14-25
- Reich, A., Narcissistic object choice in women, In Jearbook of Psychoanalysis, 10, 1954, 128-147
- Reichardt, R., Wertstrukturen im Gesellschaftssystem. Möglichkeiten makrosoziologischer Analysen und Vergleiche, In: Klages, H., Kmiecik, P., Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, Ffm. 1979, S. 23-40
- Reichert, F., Das Gleichgewicht der Geschlechter im Heiratsalter. Ein bevölkerungspolitisches Problem im Zeitalter der Industrialisierung, Berlin 1942
- Reichwein, R., Sozialisation und Individuation in der Theorie von T. Parsons, In: Soziale Welt, 21/22, 1970, S. 161-184
- Reiley, M., u.a., The comlementarity of personality needs in friendship choice, In: JASP, 61, 1960, 292-294
- Reiss, I.L., Freizügigkeit, Doppelmoral und Enthalttsamkeit, Reinbeck 1970
- Reitz, G., Einstellungen von Mädchen zur Rolle der Frau und ihre Schullaufbahn, München 1973
- Dies., Die Rolle der Frau und die Lebensplanung des Mädchens, Mchn. 1974
- Rensch, B., Versuche über menschliche 'Auslöser-Merkmale' beider Geschlechter, In: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 53, 1963, 139-164
- Richter, H.E., Patient Familie, Reinbeck 1970
- Ders., Lernziel Solidarität, Reinbeck 1974
- Richter, R., Bei 'Bravo' nichts Neues - Benimm- und Umgangsregeln in Deutschlands größter Zsitschrift für junge Leute, In: Deutsche Jugend, 18, 1970, S. 80 ff.
- Ridley, C.A., u.a., Unverheiratet zusammenleben - besser für die spätere Ehe?, In: Familiendynamik, 1979, 1, S. 59-71

- Riedl,K.V., Jugend und Fernsehen, Neuwied 1966
- Riesman,D., Die einsame Masse, Hamburg 1972
- Riley,M.W., Aging and Society, 3 Bd., New York 1972
- Robra,D., Die Partnerwahl. Einige Gedanken zur psychoanalytischen Grundlegung einer Theorie, In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 21,1972,4,130-143
- Rose,A.,M. (ed.) Human behavior and social Process. An interactionist approach, Boston 1962
- Rosenbaum,H.,Formen der Familie , Ffm 1982
- Rosenmayr,L., Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter, Wien 1963
- Ders., Kulturelle Interessen von Jugendlichen, München,Wien 1966
- Ders., Jugend als Faktor sozialen Wandels, In: Neidhardt,F., Jugend im Spektrum der Wissenschaft, Mchn. 1970,S.202-228
- Ders., Zur theoretischen Neuorientierung der Jugendsoziologie, In: Allerbeck,K.R., Aufstand der Jugend? Neue Aspekte der Jugendsoziologie, München 1971
- Ders., 'Jugendsoziologie', In: Bernsdorf,W., Wörterbuch der Soziologie, Ffm 1973 A
- Ders., Jugend (2. völlig neubearb. Auflage des Handbuchs der empirischen Sozialforschung, hrsg. v.R. König) Bd. 6,Stgt 1976 (zuerst 1969)
- Ders., Kreutz,H., Rollenerwartungen der weiblichen Jugend. Eine empirische Untersuchung über Erwartungen und Dispositionen weiblicher Jugendlichen in Österreich Wien 1973
- Rosow,I., Issues in the concept of need-complementarity, In: Soziometry,20,1957, 292-294
- Roussel,L., Le mariage dans la société Française. Faits de population données d'opinion, I.N.E.D., Travaux et documents, Cahier No. 37, Paris (1975)
- Ders., Ehen und Eheschließung. Beitrag zu einer systematischen Analyse von Ehemodellen, In: Rupp,S.,u.a. (Hg.) Eheschließung und Familienbindung heute, Wiesbaden 1980
- Rubin,Z., Do american women marry up?, In: ASR,33,1968, 750-760
- Rudolph,W., Die amerikanische 'Cultural Anthrophology' und das Werteproblem, Berlin 1959
- Rudorff,M., Bruder und Schwester, In: Soziale Welt,5,1954,4,331-335
- Rückert,G.R.,u.a., Partnerwahl (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung) Boppard 1979
- Runk,W., Wer mit wem? In: Zeit-Magazin Nr. 51 v. Dez.1980, S. 4 ff.
- Rustler,I., Singles - Abkehr von der Institution Familie - Formen neuer Individualität? München 1983 (Dipl. Arbeit)
- Ruthe,R., Partnerwahl - Spiel mit vielen Unbekannten, Mchn. 1972
- Tychlak,J.F., The similarity, compatibility, or incompatibility of needs in interpersonal selection, In: Journal of Personality and social Psychology,2,1965, 334-340
- Galler,K., Sexualität und Sitte in der vorindustriellen Zeit, In: Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966,S.113-140
- Land,H., Jugend und Freizeitverhalten. Ergebnisse empirischer Jugendforschung,Fellbach 1979
- Landner,W., Erotik und Sexualität in der Rockmusik, In Hifi-Sterophonie 1978,Heft 4 S. 420-230

- Ders., Rockmusik als Lebensgefühl - "Sei cool, Mann!", In: Psychologie heute, 7, 1980, 3, 64-71
- Savorgnan, F., Verschmelzung und gegenseitige Penetration der Rassen und Nationalitäten, In: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, 35, 1912, 616-664
- Ders., La scelta matrimoniale, Ferrara 1924
- Schäfer, O., u.a., Studien zur Soziologie der Gymnasialjugend, Heidelberg 1965
- Schäfers, B., Sozialstruktur und Wandel der Bundesrepublik Deutschland, Stgt. 1976
- Ders., Jugend: Die Herausbildung einer Altersgruppe als Sozialgruppe - Ein sozialgeschichtlicher Überblick, In: Gegenwartskunde SH2, 1980A, S. 25-40
- Ders., Der Jugendliche in der Familie und in der Gleichaltrigengruppe, In: Gegenwartskunde, SH 2, 1980 B, S. 41-54
- Ders., Jugend: Zum Begriff und zur Abgrenzung einer Lebensphase, In: Gegenwartskunde SH 2, 1980 C, S. 13-24
- Ders., Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung, Opladen 1982
- Scheeler, M., Wesen und Form der Sympathie, Bern, Mchn. 1973
- Schellenberg, J.A., A re-examination of the theory of complementary needs in mate selection, In: Marriage and family living, 12, 1960, S. 227-232
- Schelsky, H., Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, 1953
- Ders., Die skeptische Generation. Eine Soziologie der Jugend, Düsseldorf, Köln 1957
- Ders., Soziologie der Sexualität, Hamburg 1960
- Schenk, H., Geschlechtsrollenwende und Sexismus. Zur Sozialpsychologie geschlechtsspezifischen Verhaltens, Weinheim, Basel 1979
- Schibilsky, M., Redaktion und Reaktion - Zur Praxis deutscher Jugendzeitschriften, In: Recht der Jugend, 22, 1974, S. 72 ff.
- Schierholz, H., Rockmusik und Lebensperspektive Jugendlicher, In: Deutsche Jugend, 1981, 3, 121-130
- Schilling, J., Jugend und Freizeit. Eine kritische Analyse empirischer Arbeiten, Tübingen 1977
- Schiffer, J., Zentrale Probleme der Jugendsoziologie, Stgt 1972
- Schleagel, J., Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen. Sexuelle Sozialisation in Vorpubertät, Pubertät und früher Adoleszenz (I), In: Sexualmedizin, 4, 1975, 4, 206-218
- Schmidt, G., Sigusch, V., Sexuelle Verhaltensmuster bei jungen Arbeitern und Studenten, In: Dies., Tendenzen der Sexualforschung, Stgt. 1970, S. 104-119
- Dies., Arbeiter-Sexualität. Eine empirische Untersuchung an jugendlichen Industriearbeitern, Neuwied 1971
- Schmidt, G., Empirisch-psychologische Ergebnisse zur Sexualforschung, In: Giese, H. (Hg.) Die Sexualität des Menschen, Stgt. 1971²
- Ders., Jugendsexualität und Sexualerziehung, In: Haun, R., Geschlechtererziehung heute München 1971, S. 53-74
- Schmitz, C.A., Grundformen der Verwandtschaft, Basel 1964
- Schneider, A., Expressive Verkehrskreise, In: Lüschen, E., Lupri, E., a.a.O., 1974, S. 443-472
- Schneider M., Neurose und Klassenkampf, Reinbeck 1973
- Schobersberger, J., Die Entwicklung von Einstellungen und Interessen bei berufstätigen

- und studierenden männlichen Jugendlichen, Wien 1957 (Diss.)
- Schönbohm,W., Jugend zwischen Anpassung, Resignation und Protest. Krisensymptome in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, In: Lammert,N. (Hg.) Wirtschaft in der Gesellschaft, München,Wien 1978,S. 193-213
- Schöning,G.,u.a., Zur Freizeitsituation von Kindern und Jugendlichen, München 1974 (Herausg. v. Kreisjugendring München-Land)
- Schofield,M., Das sexuelle Verhalten junger Leute, Reinbeck 1969
- Schoof-Tams,K.,u.a., Ehe-Perspektiven Jugendlicher. Sexuelle Sozialisation in Vorpubertät, Pubertät und früher Adoleszenz (III), In: Sexualmedizin,4,1975,6,381-388
- Scholl-Schaaf,M., Werthaltung und Wertsysteme, Bonn 1975
- Schrift, die Heilige des Alten und des Neuen Bundes, Übersetzt v. P. Riessler und R. Storr, Mainz 1974
- Schultze-Naumburg,B., Wen soll man heiraten?, Ffm 1935
- Schurian,W., Zum Prozeß der Selbstorganisation von Jugendgruppen,In: Janig,H. (Hg.) Jugend heute - betreut oder selbstbestimmt?, München 1981,S.62-75
- Schutz,W.C. FIRO: A three-dimensional theory of interpersonale behavior, New York 1958
- Schwäglar,G., Soziologie der Familie-Ursprung und Entwicklung, Tübingen 1970
- Sehwarz,K., Die Bereitschaft zu konfessionell gemischten Ehen, In: Wirtschaft und Statistik,6,1967,357-359
- Schwendter,R., Theorie der Subkultur, Köln 1971
- Schwidetzky,I., Heiratskreise in Oberschlesien, In: Zeitschrift für Rassenkunde,6. 1937,3,311-331
- Dies., Grundzüge der Völkerbiologie, Stgt. 1950
- Dies., Endogamie und anthropologische Differenzierungen auf den kanarischen Inseln, In: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie,65,1974,1,1-13
- Schwonke,M., Sozialisation und Sozialstruktur. Stgt. 1981
- Seelmann,K., Zwischen 14 und 18.Informationen über sexuelle und andere Fragen des Erwachsenwerdens, München 1974²
- Seegerstedt,T.T., Symbolmiljö; mening och attityd, Uppsala 1956
- Sigusch,V.,Schmidt,G., Jugend und Ehe. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, In: Ehe. Zentralblatt für Ehe- und Familienkunde,9,1972,28-47
- Dies., Jugendsexualität, Stgt. 1973
- Simitis,S., Zenz,G., Seminar: Familie und Familienrecht, Bd.I, Ffm 1975
- Simmel,G., Philosophie der Geschlechter, In: Der., Philosophische Kultur - Gesammelte Essays, Leipzig 1911 (1919²)
- Ders., Philosophie der Geschlechter,In: Ders. , Philosophische Kultur, Leipzig 1911
- Ders., Weibliche Kultur, In: Ders. Philosophische Kultur, Leipzig,1911
- Ders., Vom Wesen des historischen Verstehens, Berlin 1918
- Ders., Fragmente über die Liebe - Aus dem Nachlaß von G.Simmel, In: Logos,10,1921/1922,1,1-54
- Ders., Die Kreuzung sozialer Kreise, In: Ders., Soziologie München,Leipzig 1922², S.305-311

- Simpson, G., Yinger, J.H., *Racial and cultural minorities*, New York 1953
- Sindberg, R.M., u.a., *Mate selection factors in computer matches marriages*. In: JMF, 34, 1972, 4, 611-614
- Smithe, E.A., *American youth culture: Group life in teenage society*, Glencoe/Ill. 1962
- Snyder, E.E. *High school student perceptions of prestige criteria*, In: *Adolescence*, 25, 1972, 6, 129-136
- Sorokin, P.A., *The ways and power of love*, Chicago 1967
- Spandl, O.P., *Die Einstellung des werktätigen Jugendlichen zu seiner Familie*, Meisenheim/Glan 1966
- Sortbund, deutscher, *Bestandserhebung 1980*, Ffm 1980
- Spuhler, J.N., Clark, P.J., *Migration into the human breeding population of Ann Harbour, Michigan 1900-1950*, In: *Human Biology a record of Research*, 33, 1961, 223-236
- Staewen-Ordemann, G., *Menschen der Unordnung*
- Stapf, A., *Die Familie als Vermittler zwischen Jugend und Gesellschaft*, In: *Kurzrock, R., Jugend in der offenen Gesellschaft*, Berlin 1982, S.46-55
- Stary, J., *Rollenbild und Rollenerwartungen junger Mädchen*, In: *Janig, H., u.a., Selbstbild und Vorurteil im frühen Jugendalter*, Salzburg 1979, S. 133-188
- Stefen, R., *Über Jugendzeitschriften 1978*, In: *Knoll, H., a.a.O., 1978, S.147-157*
- Steinert, H., (Hg.) *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie* Stgt. 1973
- Steinkamp, G., Stief, W.H., *Familiale Lebensbedingungen und Sozialisation. Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Ungleichheitslagen, familialer Sozialisation und Persönlichkeitsmerkmalen des Kindes*, In: *Soziale Welt*, 30, 1979, 3, 172-204
- Stoik, O., *Zur Charakterisierung der sozialen Beziehungen von Mädchen und Buben in der 2. Schulstufe*, In: *Erziehung und Unterricht*, 127, 1977, 4, 242-249
- Stoller, R.J., *Sex and gender*, New York 1968
- Stone, G., *Apperance and the self*, In: *Rose, A.M. (ed.) Human behavior and social process*, London 1962, S. 86-118
- Ders., *Farberman, H.A. (ed.) Social psychology through symbolic interaction*, Waltham 1970
- Stone, J., Church, J., *Kindheit und Jugend, Einführung in die Entwicklungspsychologie* Bd, II, Stgt. 1978
- Stone, L., *Marriage among the english nobility*, In: *Coser, R.L. (ed.) The family: Its structure and functions*, New York 1964
- Strauss, A., *A study of three psychological factors affecting choice of mate*, Chicago 1946
- Ders., *The influence of parent-imago on marital choice*, In: *American sociological Review*, 11, 1946, S. 554-559
- Ders., *Mirrors and masks. The search for identity*, London 1969 (deutsch: *Spiegel und Masken, Die Suche nach Identität*, Ffm 1974)
- Straver, C.J., van der Heiden, A.M., *Unverheiratete Paare und ihre Basismodelle*, In: *Schulte, W., (Hg.) Soziologie in der Gesellschaft, Referate aus den Veranstaltungen der Sektion der deutschen Gesellschaft für Soziologie...beim 20. Deutschen Soziologentag Bremen, Bremen 1981, S. 486-472*
- Styker, S., *The interactional and situational approaches*, In: *Christensen, H.T., (ed.) Hanbook of marriage and the family*, Chicago 1964, S. 125-170

- Ders., Die Theorie des symbolischen Interaktionismus: Eine Darstellung und einige Vorschläge für die vergleichende Familienforschung, In: Lüschen, G. Lupri, E., a.a.O., 1974, S. 49-67 (Auch in: Auwärter, M.u.a., Seminar: Kommunikation, Interaktion und Identität, Ffm 1977², S. 257 ff.)
- Sturm, H., u.a., Emotionale Wirkungen des Fernsehens - Jugendliche als Rezipienten, München 1978
- Süssmuth, R., Neue Akzente im Dritten Familienbericht. Die Sozialisationsleistungen der Familie und die Rolle der Frau, In: Matthes, J., (Hg.) Lebenswelt und soziale Probleme, Ffm 1981, S. 405-407
- Szondi, L., Schicksalsanalyse, Basel 1948²
- Ders., Mensch und Schicksal - Elemente einer dialektischen Sozialwissenschaft, In: Wissenschaft und Weltbild, 7, 1954, 1/2, 15-34
- Tartler, R., Die soziale Generationengestalt und das Generationenverhältnis in der Gegenwart, Hamburg 1954 (Diss.)
- Ders., Die soziale Gestalt der heutigen Jugend und das Generationenverhältnis in der Gegenwart, In: Schelsky, H., (Hg.) Arbeiterjugend gestern und heute, Heidelberg 1955
- Tenbruck, F., Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven, Freiburg 1962 (zum Teil auch abgedruckt in: Friedeburg, L.v., a.a.O., 1976, S. 87-98)
- Ders., Über Kultur im Zeitalter der Sozialwissenschaften, In: Saeculum, 14, 1963, 1, 25-40
- Ders., Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen, In: KzfSS, 16, 1964, 431-456
- Ders., Die Aufgaben der Kulturosoziologie, In: KzfSS, 31, 1979, 3, 399-421 (Auch in: Mackensen, R., u.a., Soziologische Analysen, Berlin 1979 A, S. 900-904)
- Thielke, A., Mode, Schönheit und weibliches Rollenverhalten als Inhalte von Kunstunterricht, Hannover 1972
- Thomae, H., Konflikt, Entscheidung, Verantwortung, Stgt. 1974
- Thomas, J.L., The factor of religion in the selection of marriage mates, In: ASR, 16, 1951, 4, 487 ff.
- Thomas, W.I., The unadjusted girl, Boston 1923 (teilweise abgedruckt ('The definition of the situation' in: Manis, J.G., u.a., a.a.O., 1972², S. 331-336)
- Ders., Znaniecki, F., The Polish peasant in Europe and America, Chicago 1981, 5 Bd. (Nachdruck New York 1958, 2 Bd.)
- Thurn H.P., Grundprobleme eines sozialwissenschaftlichen Konzepts der Alltagskultur, In: KzfSS, 30, 1978, 1, 47-59
- Ders., Der Mensch im Alltag, Stgt. 1980
- Tiger, L., Warum die Männer wirklich herrschen, München 1972
- Roman, W., Familienkonstellationen und ihre psychologische Bedeutung, In: Psychologische Rundschau, 10, 1959 A, 1, 1-15
- Ders., Family constellation as a basic personality determinant, In: Journal of Individual Psychology, 15, 1959 B, 199-211
- Ders., Haupttypen der Familienkonstellationen, In: Psychologische Rundschau, 11, 1960, 273-284
- Ders., Family constellation Theory and practice of a psychological game, New York 1962 A
- Ders., Family constellations of divorced and married couples, In: Journal of Ind-

vidual Psychology, 18, 1962 B, 48-52

Ders., Large age differences among spouses and their family constellations, In: Psychol. Repl. 13, 1963A, S. 386 ff.

Ders., Die prägenden Wirkungen der Geschwisterkonstellationen auf den Charakter, In: Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, 13, 1963 A, 113-117

Ders., Choices of marriage partners by men coming from monosexual sibling configurations, In: British Journal of Medical Psychology, 37, 1964, S. 43-46

Ders., Familienkonstellationen, München 1965 A

Ders., Complementary in marital adjustment: Comment, In: Journal of individual psychology, 21, 1965B, 146-147

Ders., Familientherapie: Grundlagen, empirische Erkenntnisse und Praxis, Darmstadt 1979

Ders., Jugendlicher Protest in der Wechselwirkung des Eltern-Kind-Verhältnisses, In: Kurzrock, R. (Hg.) Die Institution der Ehe, Berlin 1979 A, S. 60-68

Ders., Gray, W., Family constellations of 'normal' and 'disturbed' marriages: An empirical study, In: Journal of individual psychology, 17, 1961, 93-95

Ders., Preiser, S., Familienkonstellationen und ihre Störungen. Ihre Wirkungen auf die Person, ihre sozialen Beziehungen und die nachfolgende Generation, Stgt. 1973

Trautner, H.M., Psychologische Theorien der Geschlechtsrollenentwicklung, In: Degenhardt, A., Geschlechtstypisches Verhalten, München 1979, S. 50-84

Troger, E., Bevölkerungsgeographie des Zillertals, Innsbruck 1954

Trost, J., Theorie der Partnerwahl auf Grundlage des Symbolverständnisses, 1964

Ders., Mate selection, marital adjustment, and symbolic environment, In: Acta Sociologica, 8, 1965, 27-35

Ders., Some data on mate selection: Complementarity, In: Journal of Marriage and the family, 29, 1967 A, 4, 730-738

Ders., Some data on mate selection: Homogamy and Perceived homogamy, In: Journal of marriage and the Family, 29, 1967 B, 4, 739-755

Ders., Soziologische Analyse, In: Stolt, B., Hier bin ich - Wo bist Du? Hieratsanzeigen und ihr Echo analysiert aus sprachlicher und stilistischer Sicht. Mit einer soziologischen Analyse von Jan Trost, Königsstein/Ts. 1976

Trotha, T., Zur Entstehung von Jugend, In: KZfSS, 34, 1982, 254-277

Tyree, T., Treas, J., The occupational and marital mobility of women, In: ASR, 39, 1974, 3, 293-302

Udry, J.R., Personality match and interpersonal perception as predictors of marriage, In: JMF, 29, 1967, 4, 722-725

Ders., The social context of marriage, Philadelphia 1974³ (zuerst 1966)

Vaskovics, L., Subkultur als konstruierte Wirklichkeit, In: Bamberger Hochschulschriften 5/6, o.J., S. 9-20 - Sonderdruck -

Ders., Wandlungsprozesse der Familie in der Gegenwart - Nach dem Bericht der Bundesregierung über die Lage der Familie in Österreich - In: Familie - Österreichische Zeitschrift für Familienpolitik, 18, 1969, Nr. 79, S. 3-27

Ders. (Hg.) Umweltbedingungen familialer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung, Stgt. 1982

Vinnai, G., Sozialpsychologie der Arbeiterklasse., Reinbeck 1973

- Waller, W., *The family: A dynamic interpretation*, New York 1938
- Walter, H., *Herkunft und Heiratskreise einer niedersächsischen Landbevölkerung*, In: *Homo*, 1956, S. 110-122
- Ders., *Heiratskreise in Vergangenheit und Gegenwart*, In: *Die Umschau*, 57, 1957, 12. 11-12
- Weatherly, U.G., *Race and marriage*, In: *AJS*, 25, 1910, 433-453
- Weber-Kellermann, J., *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte*, Ffm 1974
- Wegmann, D., *Bevölkerungspolitische Aspekte in alpinen Kulturlandschaften. Darstellung und Interpretation geographischer Heiratsbeziehungen in 9 Gemeinden des Kantons Graubünden*, Zürich 1974 (Diss.)
- Wehrle-Eggers, H., *Deutscher Wortschatz*, Stgt. 1961
- Weinstein, E.A., Deutschberger, P., *Some dimensions of alterscating*, In: *Sociometry*, 26, 1963, 454-466
- Weiss, R., u.a., *Kritische Sexualpädagogik*, Wien, Mchn. 1974
- Ders., *Jugendsexualität*, Innsbruck 1978
- Weiß, W., *Jugend und Musikkultur*, In: *Gegenwartskunde*, Sonderheft 1980, S. 107-123
- Wendt, B., *Sozialisation. Lernprozesse gesellschaftlicher Anpassung*, Freiburg 1980
- Werner, A., *Jugend und Freizeit*, In: Wehling, H.G., (Hg.) *Jugend zwischen Auflehnung und Anpassung*, Stgt. 1973, S. 148-168
- Werner, J., *Die Heiratsannonce*, Berlin 1908
- Whitehurst, R.N., *Premarital reference - group orientations and marriage adjustment*, In: *Journal of marriage and the family*, 30, 1968, 3, 397-401
- Wienold, H., *Kontakt, Einfühlung und Attraktion. Zur Entwicklung von Paarbeziehungen*, Stgt. 1972
- Willi, J., *Die Zweierbeziehung*, Reinbeck 1975
- Wilson, T.P., *Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung*, In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1, Reinbeck 1976³, S. 54-79
- Winch, R.F., *The theory of complementary needs in mate-selection. A test of one kind of complementariness*, In: *American Sociological Review*, 20, 1955 A, 1, 52-56
- Ders., *The theory of complementary needs in mate selection. Final results on the test of the general hypothesis*, In: *ASR*, 20, 1955 B, 552-555
- Ders., *Mate-selection. A study of complementary needs*, New York 1958
- Ders., *Another look at the theory of complementary needs in mate-selection*, In: *JMF*, 29, 1967, 1, 756-762
- Ders., Ktsanes, T., -, V., *A theory of complementary needs in mate selection: an analytical and descriptive study*, In: *ASR*, 19, 1954, 241-249
- Ders., *Empirical elaboration of the theory of complementary needs in mate selection*, In: *Journal of abnormal psychology*, 51, 1955, 508-513
- Wolf, M., *Der Rhein als Heirats- und Wandergrenze*, In: *Homo*, 1956, S. 2-13
- Wurzbacher, G., *Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens*, Stgt. 1958³ (zuerst 1952)
- Ders., *Die junge Arbeiterin*, Mchn. 1960
- Ders., *Sozialisation - Enkulturation - Personanlisation*, In: Ders., *Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Stgt. 1963

- Ders., *Gesellungsformen der Jugend*, Mchn. 1965
- Ders., *Situation und Sozialisationsprobleme der Jugendlichen in der industriellen Gesellschaft*, In: Heinrich, F., Bleistein, R., *Jugend zwischen Schonraum und Emanzipation*, München 1972, S. 11-29
- Ders., *Die Familie als Sozialisationsfaktor*, Ssgt. 1977² (zuerst: 1968)
- Ders., Cyprian, G., *Sozialisationsweisen der Kleinfamilie unter besonderer Berücksichtigung der BRD*, In: o.V., *Problem der Familie und Familienpolitik*, Bd. 7, Stgt. 1973 (zuerst 1975)
- Ders., Grau, H., *Gesellungsformen der Jugend in der Bundesrepublik*, In: Reimann, H., *Die Jugend*, München 1975
- Ders., Kipp, H., *Das Verhältnis von Familie und öffentlichem Raum unter besonderer Berücksichtigung der Bundesrepublik Deutschland*, In: Ders. *Die Familie als Sozialisationsfaktor*, Stgt. 1968, S. 1-62 (Dieser Artikel ist in der überarbeiteten 2. Auflage nicht mehr enthalten)
- Ders., Pflaum, P., *Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung*, Stgt. 1954
- Zachary, C.B., *Emotion and conduct in adolescence for commission on secondary school curriculum*, New York 1940
- Zahlmann-Willenbacher, B., *Kritik des funktionalistischen Konzeptes geschlechtstypischer Arbeitsteilung*, In: Eckert, R., a.a.O., 1979, S. 60-77
- Dies., *Geschlechtsrollendifferenzierung und Geschlechtsrollenidentifikation*, In: Degenhardt, A., u.a., *Geschlechtstypisches Verhalten*, München 1979 A, S. 85-101
- Zigann, H., *Einführung in die Familiensoziologie*, Pfm 1977
- Zoll, R., Henning, E., *Massenmedien und Meinungsbildung*, München 1970

Lebenslauf:

- 29.08.1952 als erster Sohn von drei Kinder in München geboren. Eltern: Rudolf und Rosmarie Kürn; beide Apotheker (Mädchenname meiner Mutter: Bauer)
- 1959 - 1962 Volksschule an der Guldeinstr. - 4 Klassen
- 1963 - 1965 Privatgymnasium Dr. Chmiel
- 1966 - 1970 Städt. Rudolf-Diesel-Realschule - Mittlere Reife
- 1970 - 1972 Städt. Fachoberschule für Sozialwesen - Fachhochschulreife
- 1972 - 1973 Staatl. Fachhochschule für Sozialwesen München - Fachgebundene Hochschulreife
- 1973 - 1979 Studium an der Universität München, Hauptfach: Soziologie; Nebenfächer: Pädagogik, Psychologie Volkswirtschaftslehre - Hochschulabschluß: Diplom Soziologe
- 1979 - 1984 Promotion an der Universität München - Dr.rer.pol.
- 1.1.1979 -
30.6.1979 Studentische Hilfskraft am Institut für Soziologie
- ab 1.7.1979 vollbeschäftigte wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Soziologie (Lehrstuhl: Prof. Dr. H.J. Helle)

Seit dem 30.8.1982 bin ich mit der Gymnastiklehrerin Thekla Janisch-Kürn verheiratet.

